An's Herz der Heimath!

Forsthaus Rothenbruch. Irgendwo im Oberharze auf der Sprachgrenze der Franken und Niedersachsen liegt es, doch ich sage Euch nicht, wo. Daneben in respektvoller Entfernung das Haus des Unterförsters, sonst kein Hof ringsum, als drunten, gut eine Stunde Weges am Thalmunde, das kleine Dorf und am Moosbecken die Teichmühle.

Der Giersklint heißt der Felshang, an den sich das waldumfriedete freundliche Waidmannsheim anlehnt, und die Hirschkoppe wird der Bergwall genannt, der sich mit grauer tannenumsäumter Granitmasse vor die liebe Sonne stellt, daß sie nicht mein Kleinod ausfindig mache und am Ende gar Euch verrathe. Sucht selbst, vielleicht mögt Ihr es finden. Es ist ein einladender freundlicher Bau mit einem Hirschgeweih über der Thür. „Ehr, Lehr, Wehr — Kein Mann braucht mehr" steht darunter geschrieben. Aber solchen Thürschmuck haben die Häuser alle bei uns da oben. Zwei wuchtige

Lärchenstämme streben in frischgrünen Pyramiden zum Lichte hinan. Aber das machen sie alle so, die Lärchen, wie die Schwarztannen an den steilen Halden. Müssen gar lange streben, bis sie zum Lichte kommen. Unsereinem geht's nicht besser, und das ist gut.

Am Fuße der Hirschkoppe dicht vor dem Gatter sprudelt zwischen Wildfarren und strotzigen Kronsbeerstauden der Hirschenborn, und wenn Ihr Glück habt, könnt Ihr wohl dort einen Hirsch zur Tränke kommen sehen. Auf alle Fälle das starke Altthier, das Tag für Tag an der Landstraße steht, als gäbe es keine Jäger in Rothenbruch. Jäger giebt's schon, aber sie schießen das Altthier nicht. Droben an den Hängen, da birschen sie auf den jagdbaren Hirsch. Und wenn Ihr einmal seht, wie da ihre Büchse blitzt und der blaue Rauch durch die Tannen wirbelt, so hört Ihr doch im Thale den Knall nicht. Der knattert droben von Wand zu Wand; was kümmert ihn die Welt dort unten!

Es hat mich allemal gefreut, wenn ich das gesehen habe, und ich habe dem lieben Herrgott gedankt, daß er seine blaudämmerige Hocheinsamkeit geschaffen hat für uns, die wir nicht taugen zu den zahmen Menschen drunten im reichen Gelände.

Da oben hinauf, wo die Pflanzenwelt den alten Kampf mit den wilden Gesteinsmassen kämpft, hat mich

gar oft das Heimweh getrieben. Da habe ich auch die rothe Christel zum ersten Male getroffen. Sie war ein Kind, so von acht oder neun Jahren, und ich noch halb ein Knabe. Wie ich, vom Birschgange ermüdet, im Gestrüpp lag und mir die liebe Sonne auf den Pelz brennen ließ, stand sie plötzlich vor mir, halb neugierig, halb erschrocken. Den linken Daumen hatte sie in den Mund gesteckt und, weil sie sich gar so sehr schämte, wandte sie sich ab, als sie mir mit der Rechten einen Strauß bot, den sie gepflückt hatte.

„Da!"

„Sieh einmal da, Kind, Blüthen vom Felsensteinbrech? Die sind gar selten. Wo hast Du die her? Soll ich sie behalten?"

„Schenken!"

Dann war sie weg, und der alte Förster konnte nicht begreifen, warum ich ihn beim Heimgehen wohl ein halb dutzend Male nach dem rothhaarigen Kinde fragte.

Wer solle es sein! Vermuthlich des Teichmüllers Range, den sie gestern wieder beim Wildern ergriffen hatten! Das arme Ding; nun wollte sie mir erst gar nicht aus dem Sinne.

Ihr mögt dazu lachen! Ihr habt nicht mit mir im Schlummerstündchen zu den Füßen der Mutter gesessen und kennt die Geschichten nicht, die sie mir da erzählt hat vom wilden Felsensteinbrech, der einsamen

Zauberblume, die an den höchsten Felsen wächst und im Aussterben begriffen ist.

„Da! Schenken!" So hatte die Kleine gesagt.

Ich steckte die Blumen an den Hut und murmelte die alten Geschichten vor mich hin. Später habe ich den Wanderstab genommen und bin in dunkelm Sehnen hinausgezogen über Länder und Meere, weit hinaus in die weite kalte Welt. Die kleine Christel hatte ich fast vergessen, und die alten Geschichten mochte ich Niemand mehr erzählen; ich hatte es zu oft mit ansehen müssen, wie das Leben die kleinen Kinder niedertritt, die auf der Straße mit Blumen spielen.

Auch die kleine Christel war so ein Kind. Als ich heimkehrte, war sie todt, und auch die eigene liebe Mutter hatte sterben müssen. Drunten in Kaiser Heinrichs alter Stadt lag sie neben dem Vater begraben. Es war so seltsam still, als ich auf ihrem Grabe saß, als sei mit dem letzten Schlage des Mutterherzens das Herz der Erde stillgestanden.

Todt, Alles todt! Die ganze Heimath ist ein verödeter Friedhof geworden, und man selbst wandelt wie ein längst Gestorbener unter den fremden gleichgültigen Menschen! Wäre man doch drüben geblieben über'm Meer, wo Alle gegen Alle im wilden Verzweifelungskampfe stehen!

Seht Ihr, da hat's mich wieder hinaufgezogen auf die Berge. Je höher hinauf, je tiefer die Einsamkeit,

der Waldesfrieden. Da war mir's, als ob das Herz der Heimath wieder zu schlagen begönne; und da, es war kein Traum, da blühten auch wieder am Klippenhange die alten Blumen vom Felsensteinbrech.

Joho! dich muß ich haben, du wilde Zauberblume, du weltentrückte Harzlandlorelei!

Und ich habe sie gepflückt und bin hinabgestiegen in's Thal, wo ich in Rothenbruch beim Förster einkehrte. Die Frau Förster brachte mir Käsebrod und Braunbier. Ist eine liebe unterhaltsame Frau, die Försterin; es liegt so etwas Sonniges über ihrem freundlich behäbigen Wesen. Aber sie wurde gar herbe, als ich sie fragte, was wohl aus der kleinen Christel von der Teichmühle geworden sei. Sie murmelte etwas von „auch so Einer" und wandte sich mit verächtlichem Blicke ab. Ich blieb betroffen stehen. Was hatte sie nur? Die Gute, ich hab's später wohl verstanden! Krischahn Kohlhaas hat mir, als ich Abend's auf dem Postkutschbocke neben ihm saß, Alles erzählt; und was er nicht wußte, habe ich dann bei den Malern erfahren in Thüringen und am Rheine, die das arme Mädel haben zu Grunde gehen sehen.

Das alte Leid, das alte Lied! Die wilden Blumen!

Es giebt doch noch Menschen, die sie kennen und daran glauben. Die habe ich als Freunde ausgefunden für's Leben, und zu denen plaudere ich auch wieder in

der Schlummerstunde von den alten Heimathgeschichten. Wollt Ihr sie auch hören? Rückt herzu, es ist noch Platz auf der Bank. Aber lacht nicht! Ich erzähle sie Euch, wie sie mir just einfallen. Wie in den Knabentagen hole ich mir den Steinbrech von den höchsten Felsen; Eure Blumen im Ziergarten mögen ja schöner sein. Seht her, es ist ein ganzer Strauß geworden. Da! Ich schenke ihn Euch!

I.

Also daß ich's Euch erzähle!

Im Weinmond wars, und unter den Ebereschen lagen die letzten verzettelten rothen Beeren. Droben aber bei'm Rothwilde hatte die Brunst begonnen. Da gab's oft Wild zu sehen im Kaltbachthale und an den Tannenkoppen. War alle naselang eine Fährte am Wege und das Wildpret war locker, wie die Karnickel zur Haferreife.

„Treffe ich dich doch einmal alter Bursche?" dachte sich der Förster Hammermann, als er da so einmal an einem Graben die frische Fährte eines jagdbaren Hirsches fand, den er nach Schritt und Schränken für einen bekannten Vierzehnender ansprach. „Bist also doch noch beim Rudel! Dachte schon, der rothe Hallunke da unten hätte dich geholt! Na, scheinst dich ja gemacht zu haben im Sommer; watschelst ja wie ein Pfaff. Wird den Alten freuen — komm hier, Männe — wird ihn freuen, wenn ich ihm das melde."

Freute ihn auch, den Herrn Oberförster, als er's Abend's hörte in Rothenbruch.

„Danke Ihnen auch, Hammermann, danke schön, hab ich doch gesagt, daß der Kerl sich noch gesteckt hat, hab ich doch den ganzen Sommer über gesagt. — Ludolf! wir wollen uns morgen Abend am Kaltbache anstellen; der „feiste Bauer" ist bei'm Rudel."

Der „feiste Bauer" ist der Vierzehnender, und den Namen hat er von einem Erlebnisse, wie es so vorkommt im Leben eines alten Hirsches. Als er noch Sechsender war und sich noch durch Unverfrorenheit auszeichnete, liebte er über Alles die Hafergarben in Lutterode, und die Kossathen von Lutterode hinwieder liebten über Alles den stattlichen, schmucken Hirsch. „Wer den wohl einmal schießen wird!" hieß es im ganzen Dorfe. Schoß ihn aber keiner. Manch einer hat draufgeblauzt, ist aber Abend's still zur Schenke gekommen und hat kein Sterbenswort gesagt. So dachte sich der Hirsch, daß das Fehlen zum Schießen gehöre und ließ sich durch das Knallen nicht vom Hafer vergrämen. Einmal aber, Kreuzhimmelsaperlot, da hat's ihn doch in den Knochen gewurmt und er hat lange schändlich gekümmert. Damals ist er oft gesehen bei Rothenbruch; aber sie schonten ihn und nannten ihn scherzweise den „Bauer". Wißt ihr, wegen der Bauernschroten!

„Aasjäger das!“ brummte der Oberförster. Aber der Hirsch leckte sich seine Wunde aus, und als das Frühjahr bessere Aesung brachte, blieb er von Rothenbruch fort. Seitdem ist er gescheidt und ein Menschenfeind geworden. Das bekommt ihm gut. Und deshalb heißt er nun schon seit Jahren der „feiste“ Bauer.* In Lutterode hat ihn der Name erst recht beliebt gemacht. „Wer den wohl einmal schießen wird!“ heißt es nun erst recht bei allen Kossathen im Dorfe. Und sie laden im Herbste ihre Donnerbüchsen mit Nummer Null Null; schießt ihn aber doch keiner.

Aber im Leben des Hirsches giebt es eine Zeit, in welcher den Erfahrensten die Besonnenheit verläßt: das ist, wenn auf den Tannenschlägen die Wonnenächte beginnen, zur Brunft. Da zieht auch der „feiste Bauer“ aus den Dickungen heraus, in die er sich zur Sommerzeit gesteckt hatte.

„Könnte ihn doch einmal einer von den Kerls erwischen“, denkt der Oberförster. Und deshalb treffen wir heute den alten Herrn am Saume der Waldblöße im Kaltbachthale unter den tiefherabhangenden Zweigen einer Tanne stehen. Zwanzig Schritte von ihm steht Ludolf und blickt unverwandt nach der Tannenwand hinüber, aus welcher das Rothwild austreten muß. Der Förster steht oben an der Klippe. Kein übeler Platz das!

Rings um sie heimliche Waldesstille. Nur das Murmeln des Kaltbaches, der sich in der Thalsenke aus zwei Baumstämmen ein Wehr gebildet hat, und das Zwitschern der Kreuzschnäbel, Dompfaffen und Meisen, die aus ihrer Nachtruhe aufgescheucht waren. Der Nachtkauz ruft über das entschlummernde Thal; das ist die Stunde.

Unter den Waldbäumen schwindet schon das Büchsenlicht, nur für Ludolf an der Thalsenke unten ist noch ein Abkommen möglich.

Da!

Dort an dem Weichholzbaume wechselt ein Kopfthier heraus. An den niederhangenden Zweigen beginnt es zu äsen. Ein zweites Stück und ein drittes folgen. Mit Entzücken beobachten die Jäger die Widergänge des Mutterwildes, das den saftigen Baum umkreist. „Wird der Hirsch nicht lange auf sich warten lassen", denkt sich Jeder. Und richtig! „Uohhh" tönt es unter'm leichten Winde dumpf über das Thal herüber. Noch ein Stück Kahlwild trollt sich heraus, und nun, kalt Blut!

Der Hirsch!

Mit weit vorgestrecktem Kopfe windet er die freie Blöße ab und äugt Baum um Baum des diesseitigen Saumes ab. Ist's doch, als ob er das Knacken eines Zweiges gegen den Wind vernommen habe! Doch nein, er sichert sich.

Hat dich das Hirschfieber gepackt, Ludolf, daß du das Rohr immer wieder senkest, so oft du es zum Schuße hobst? Ja, ich glaub's wohl; es kann einem die Knochen wie Hopfenstangen schütteln. Oder war die Entfernung zu weit? Freilich, und ein gedeckter Birschgang ist am Saume der Blöße nicht möglich. Für diesmal ist's mit dem Braten nichts. Sichere also nur die Büchsflinte und wirf sie über. Das Rudel zieht sich thalabwärts der unteren Wasserlache zu; „Uohhh" tönt es nochmals von dem starken Hirsche herüber. Wie er dasteht, der Kerl, mit seinem Vierzehnergeweih, die dunkele Krone in weißen Enden blitzend, schon ganz schwarz erscheinend, und sich nun sudelnd in den Morast wirft, daß das Wasser hoch aufspritzt! Welch ein Anblick für das junge Jägerauge!

Kann doch der alte Waidmann den Blick nicht von dem Schauspiele wenden, das er doch, weiß Gott, nicht zum ersten Male sieht.

„Laß ihn trollen, Vater. Ich gäbe diesen Anblick nicht für sein Geweih."

Der Alte nickte. Er hatte den Stock über den Arm gehangen, den Maserkopf aus der Tasche genommen, und nachdem ihm der Förster Feuer geschlagen hatte und Jedem die Pfeife brannte, schritten die Drei querwaldein auf Rothenbruch zu. Der Mond durchbrach mit seinem fahlen Lichte hin und wieder den flatternden

Wolkenschleier und beleuchtete mit bleichem Glanze die herbstlichen Baumkronen und die Thalsenke, über welcher gleich einer spukhaften Gestaltenkette die wallenden Nebel wogten. Zitternd im wechselnden Mondlichte blitzte das thaubenetzte Gespinst des Altweibersommers und von den Farren und Gräsern tropften funkelnde Thauperlen nieder. Droben um die trotzigen Felsenstirne pfiff der Herbstwind seine schmerzenswüthigen Wunschlieder, aus dem Thale aber drang — den Grünröcken die köstlichste Musik — wiederum der Schrei des fernstehenden Hirsches herauf: mögen Weiber und Stubenhocker für den Frühling schwärmen, dem Waidmann ist der deutsche Wald doch niemals schöner, als im Weinmond, wenn zu den Hochzeitstänzen des Wildes die Lärchen sich gülden färben und an der Krähenhütte der nordische Geerfalk stößt!

Aber noch einem anderen gilt, wie dem Jäger, der Herbst mit seiner leuchtenden Farbenpracht mehr, als der Lenz mit dem herrlichsten Nachtigallenschlage: dem Maler. Und Ludolf von Ebersdorf hatte diesen alten Erfahrungssatz wohl verstanden, denn er sah Wald und Welt mit dem Auge des Malers und des Jägers zugleich. Zumal diese wunderwüchsige Heimathwelt, mit der all sein Denken und Fühlen untrennbar verwachsen war! Wie oft hatte er ihr in's ernste Runenantlitz geblickt; und immer wieder ergriff ihn

ihre Sprache, als trete er in den herrlichsten der deutschen Dome. Die Felsen seine Strebepfeiler, die Abendnebel sein Weihrauchopfer, der Sturmwind sein Orgelgebraus.

Wie die Nebelgestalten sich reihen und gliedern zum Heldenreigen im zerklüfteten Felsensaal!

Nachtjäger nennt sie das Volk der Köhler und Hirten und erzählt sich von ihnen seltsame, verwunderliche Geschichten.

Wer sie enträthseln könnte, diese Geschichten, und die verwunschenen Götter heraufbeschwören im Reiche der Kunst! Wie oft hatte es Ludolf versucht, erfolglos, verspottet, verhöhnt.

Er vermochte sich dieser Erinnerungen nicht zu erwehren, wie er so am Rande der Giersklippe stand und hinabblickte auf das nebelumwogte Gestein. In ihm selbst stürmte es, wie um ihn her.

„Einmal dringe ich doch durch! Einmal doch!"

Und in den Wipfeln, aus denen tausend Ohren zu lauschen schienen, rauschte es mit herbstlichem Wuchten und Wiegen, als peitsche ein Riesenfittich die dunkelgrünen Wellen des Wäldermeeres: „Einmal doch! Einmal doch!"

Und der junge Maler stieß den Stock auf den Felsen, daß Funken dem feuchten Granit entsprangen, und schritt hinter den Anderen drein.

Recht so, ihr Wind und Wolken! In Ringen und Kämpfen stählt sich der Mann! Ludolf aber ist nicht der Mann, den Lebenskampf zu scheuen. Denn es heißt schon, kämpfen, wenn ein junger Künstler ohne Stellung und Namen eine Herzliebste heimführt, die ihm nichts mitbringt, als was so ein armer pensionirter Offizier seinem Kinde mitgeben kann. Freudenthränen und Elternsegen; sind heutzutage als Mitgift außer Geltung gesetzt! Ihm aber hatten sie doch ein Haus gebaut. Und als er gar in ein paar blaue Kinderaugen blickte, ging ihm das Schaffen doppelt frisch von Hand und Herzen. Seine Wildstücke und Waldlandschaften hatten ihm nun auch schon längst einen Namen verschafft, und er war über den bittersten Sorgenkampf hinaus. Freilich, wer einmal gar nicht mehr für's liebe Brod zu schaffen brauchte! Ganz seinem besseren künstlerischen Drange leben könnte! Sei es darum! Auch die Zeit wird kommen, und bis sie kommt, heißt es eben festhalten am rechten Ziele und ihm nachstreben in jeder Mußestunde, die sich der Alltagsarbeit abgewinnen läßt.

„Festhalten und Maßhalten!" Das war einer von des Oberförsters Lieblingssprüchen. Und Ludolf hatte sich danach gerichtet; er hatte früh das Maß erkannt, mit dem der Künstler sich im Lebn beschränken soll, das enge und doch unermeßlich weite Maß der

warmen Menschenliebe, aus der allein jede wahre Begeisterung entsprießen kann.

Daß er aber bei alle dem so stolz seine eigenen Wege ging, das hegte den alten Oberförster am meisten, denn darin erkannte er seine Art; und die Art ist zähe, wie harzer Eichenholz. Der Alte hätte also alle Ursache gehabt, zufrieden zu sein. Aber da war noch ein anderer Schoß an seinem Stamme, das Mutterföhnchen, der Herr Hans, der in der Welt herumzigeunerte und es zu nichts Gescheidtem brachte.

Zwar wußte der Vater ihm im Grunde genommen nichts Böses nachzusagen und heimlich mußte er eingestehen, daß der Jüngste eigentlich weit bestechender sei, als der ältere Bruder. Aber eben diese Genialität, welche sich so leicht und so gern verhätscheln läßt, war dem Alten als unmännlich und zerfahren in der Seele zuwider. Er liebte nicht umsonst an Ludolf die klare zielbewußte Beständigkeit, von welcher sich die leichtblütige, jedem Wechselspiele des Lebens zugängliche Weichheit des jüngeren Bruders allerdings nicht besonders vortheilhaft unterschied. Dafür war denn auch der Herr Hans der Liebling der Mutter, „das Weibervolk hat ja immer an solchen Fuchsschwänzern seinen Narren gefressen."

So pflegte der Alte in sich hinein zu brummen, wenn er ärgerlich war. Und das kam alle Tage

dreimal, an Sonn- und Festtagen viermal vor. Wenigstens behauptete dies Frau Malchen, und sie hatte darin eigentlich Recht. „Der Henker soll sich nicht ärgern", brummte dann wohl der Alte, „wenn ihn der Satan zum Königlich preußischen Oberförster gemacht hat. Aergert mich nicht mein eigen Fleisch und Blut, so ärgern mich die Herren Holzdiebe, und habe ich mir vor denen einmal Ruhe geschaffen, so kommen die Herren Wilddiebe, die Aasjäger und Schlingensteller, die Borkenkäfer und des Kuckuks Lumpengesindel. Diese Nacht haben wieder die Sauen in der Schonung gebrochen, und da soll man sich nicht ärgern? Kreuzhimmelherrgott" — — aber das „Element" oder „Bombenelement", welches diesen Ausbruch des Unmuthes beschließen sollte, pflegte stets zu verschwinden, wenn Frau Malchen ihrem Gatten das Kinn streichelte. Es zog dann wie Sonnenschein über sein verwittertes Gesicht, ganz so, wie da draußen in den Felsenthälern, über welche ja auch täglich mindestens viermal eine leichte Wetterschauer hinzieht, nach welcher die Sonne sich nur desto herrlicher in den perlenden Regentropfen spiegelt. An solche kleine Zornausbrüche ihres Mannes war Frau Malchen gewöhnt, wie an die Launen des eigenwilligen Gebirgswetters. Im Grunde genommen war ihr „Isegrimm" ja doch kinderleicht zu lenken, wenn man ihn nur ausbrummen

ließ und es so einzurichten verstand, daß er Recht behielt und Frau Malchen erreichte, was sie wollte. So beeilte sich die kleine runde Frau auch heute, den Gatten mit einem freundlichen Willkommensgruße zu empfangen, als „Hirschmann" anschlug und den Herren entgegensprang. „Nun, wo ist der Hirsch, Ludolf? Nichts geschossen? Na ich sage ja

‚Fischer und Jäger
Sind leerer Säcke Träger.'"

„Magst Recht haben, Alte. Aber weißt du auch warum?

„Beim Auerhahnfalz ein Stürmen und Regnen,
Beim Birschen ein altes Weib begegnen,
Ein waidlauter Hund beim Schnepfenbuschiren,
Die Rothfährt in sumpfigem Grund verlieren" — u. s. w.

Du weißt doch, was das bedeutet, he?"

„Nun, welche alte Dame ist Euch denn begegnet?"

„Hol der Kuckuk alle alten Botenweiber", brummte der Oberförster.

„Aber, Mann, Du meinst doch nicht die alte Lene? Wenn Du wüßtest, welche Freude sie in's Haus gebracht hat! Es ist ein Brief von Hans gekommen."

Der Oberförster murmelte etwas, was nicht wie Freude klang, ging aber doch in das Zimmer, um den Brief zu lesen. Es stand wenig Erfreuliches für den

alten Herrn darin: der Sausewind hatte wieder einmal ein neues Gebiet aufgesucht, um dasselbe voraussichtlich ebenso im Stiche zu lassen, wie alle anderen vordem. Diesmal war Hans im Morgenlande gewesen, am goldenen Horn, an den Wildwassern des Balkan und Attika's trauernden Wittwensitzen. Er schrieb in warmen und begeisterten Worten von den Eindrücken, die er da empfangen, und die er nun in der Heimath im waldesfrischen Schatten seiner lieben Tannen und Buchen in sich ausreifen lassen wolle; aber er schrieb wiederum nichts von dem Schicksale ähnlicher Entwürfe, die er früher nicht minder glühend zu schildern verstanden hatte, und die doch Entwürfe geblieben waren, wie diese wahrscheinlich auch bleiben würden, goldschillernde Seifenblasen, welche der nächste Lufthauch zerplatzen macht. Selbstverständlich fehlte am Schlusse des Briefes nicht die übliche Bitte um Geld, recht viel Geld sogar. Die alte Litanei. Der Oberförster glaubte Ludolf gegenüber kaum verantworten zu können, was er bereits für Hans gethan habe. Freilich wußte der Alte gut genug, daß Ludolf hauptsächlich deswegen sich so schnell selbständig gemacht hatte, um den Vater zu Gunsten des jüngeren Bruders zu entlassen. Er konnte sich also den Jüngsten schon etwas kosten lassen, und hatte auch nie vergessen, daß man Seinesgleichen die Kanthare nicht zu scharf anziehen darf. Wäre es also nur das gewesen! Aber

am Auge des alten Mannes zog das Bild des Sohnes vorüber von dessen Knabenjahren an, wo er als Wildfang durch den Wald sprang, bis zu jenem Tage, wo er als junger Künstler heimkehrte, zu den herrlichsten Hoffnungen berechtigend, oder jenem Augustabende, da ihn der Alte vom Bahnhofe in Thale heimgebracht hatte mit einer breiten Narbe über der Stirn, die Hans bei Spichern davongetragen hatte. Wie hatte damals das Vaterherz gebebt um das junge Leben, das an so schwachem Faden hing und mit welchem Stolze hatte es den Alten erfüllt, als er den Genesenen wiedersah in der Vollkraft der Jugend, das Eiserne Kreuz auf der Brust der schmucken Jägeruniform. Damals hoffte der Vater, ihn gleich dem älteren Bruder zielbewußt emporsteigen zu sehen auf seiner Künstlerbahn. Wie waren diese schönen Seifenblasen zerplatzt in dem ersten Winde. Aus dem frischen Jünglinge war ein ruheloser Mann geworden, ziellos, haltlos, ohne Glauben an sich selbst und seine Schöpferkraft. „In dem halbgebrochenen Auge der verdorrten attischen Landschaft fand ich, was ich suchte: den Widerschein des eigenen Herzens, die schmerzliche Sehnsucht des Sterbensmüden an den Trümmern einer versunkenen und doch — o Gott! — noch im Sterben wie berückend schönen Welt.“ So stand es in dem Briefe, den der Oberförster schweigend zusammengefaltet hatte; und so

stand es auch in dem Herzen des Unglücklichen, der Vater wußte das gut genug. Den Becher des Lebens schlürfen mit unersättlicher Begierde und dann mit neidvollem Verneinen des Lebensglückes und aller Mannestugenden von einem Nirwâna träumen, dem kühlen Friedenslande des Vergessens, das ist ja ein Hang, den Hans von Ebersdorf mit seiner Zeit theilte; aber sein Vater in seiner markigen Männlichkeit haßte diesen Hang als orientalisch und undeutsch, was ihm gleichbedeutend mit weibisch und verkommen war. An der weltverachtenden Schwermuth dieser Herren Fauste hatte er die bedenkliche Seite entdeckt, daß das erste beste Lärvchen, gleichviel ob blond oder brünett, sie sehr schnell zu der „gluthathmenden Lebensfreude" zurücklockte und in dieser Beziehung hatte er namentlich an Herrn Hans belehrende Erfahrungen gemacht. Er konnte sich daher nicht enthalten, bei dem „brechenden Auge der attischen Marmorwüste" an ganz andere attische Augen zu denken und an — großer Gott, wohin waren seine Gedanken gerathen! Mit tiefem Seufzer ließ er den Arm sinken und stützte das sorgenschwere Haupt mit der Rechten.

Der helle Ton einer fröhlichen Kinderstimme weckte ihn aus seinen düsteren Gedanken. Der kleine Fritz kam herzugesprungen, um zu fragen, ob ihm Großpapa kein „Hasenbrod" mitgebracht habe. Der Oberförster

legte ihm zärtlich die Hand auf das blonde Köpfchen und blickte in die strahlenden blauen Augen des frischen Kindergesichtes und auf den zusammengefalteten Brief seines jüngeren Sohnes.

Ja, ja, da lag der Unterschied zwischen den beiden Brüdern! Wenn der Mensch festwurzelt im Menschenthume, wie ein Baum im Heimathboden, dann trotzt er lachend allen Lebensstürmen. Aber so ein Zierstrauch im Treibhauskübel, den man hin und her trägt, wie es das Wetter will, aus dem wird im Leben Nichts. Guten Wurzelboden und reine Luft und dann ein Bischen Sturm durch die Krone, um den Stamm zäh zu machen, das bekommt am besten, den Bäumen wie den Menschen.

Nun kam auch Frau Emilie dazu und Ludolf, ihr Gatte, welcher „Hirschmann" das wohlverdiente Futter gereicht und die thaufeuchten Gewehre abgezogen hatte. Bald dampfte auf dem Tische das Abendbrot und Frau Malchen's lebhafte Unterhaltung verscheuchte, wie stets, die Falten von der Stirn ihres Gatten. Für sie blieb ihr Hans trotz seiner Streiche doch der beste Mensch von der Welt und daß er ein hochbedeutender Künstler werden würde, war nach ihren zuversichtlichen Trostreden nicht zu bezweifeln. „Jugend will austoben", meinte sie, obgleich sie selbst nicht an den Trugschluß glaubte, welcher so oft aus diesem Satze

gezogen wird, denn sie wußte gut genug, daß da keine Früchte reifen können, wo der Mehlthau auf den Blüthenstaub gefallen ist. Der Oberförster seinerseits kannte seine Frau zu gut, um ihr zu widersprechen und gab ihr scheinbar Recht; aber im Herzen dachten doch beide Eltern anders, als sie sich zu denken den Anschein gaben. Die Elternliebe ist ein fester Seelenkitt.

Auch für das jüngere Elternpaar war sie das; doch waren ihre Sorgen harmloserer Natur. Sie drehten sich in diesem Augenblicke um das trotzige Sprößlein, das nach dem Abendbrode zu Bette gehen sollte und sich dem mit den zornigen Thränen widersetzte. „Lieber Großpapa, ich will noch einen Spruch lernen vor Schlafengehen." Da half ja keine Strenge, und Großpapa mußte dem lernbegierigen kleinen Waidmann schon den Willen thun. Im alten Kachelofen knisterte das Feuer und im Kessel brodelte das Theewasser, die Frauen saßen mit ihrer Arbeit an der Lampe, Ludolf hatte das Skizzenbuch aus der Tasche gezogen und zeichnete, und Großpapa saß im alten Lehnstuhle in der schattigen Ecke und ergötzte sich an dem hellen Geplauder des Knaben auf seinen Knieen.

„Waidmann, lieber Waidmann, sag mir fein:
Was gaht hochwacht vor dem edelen Hirschen gen Holze ein?"

So wiederholte der Enkel das Sprüchlein, das ihn der Großvater lehrte. Draußen aber im herbst-

lichen Walde umfloß der Mond mit mildem Scheine die alten Kronen der Tannen und Buchen und an dem Ausgange des Kaltbachthales ertönte der dumpfe Schrei des Hirsches, der eben mit seinem Rudel auf das Feld hinauswechselte. Berg und Thal athmeten denselben weihevollen Frieden, wie zu den Zeiten der Vorväter, die jenes Sprüchlein ersannen, welches im alten Forsthause droben als Antwort auf das Fragespiel von den Lippen des Kindes tönte:

„Jo ho, das sag ich Dir wohl mit Bedacht:
Der helle Morgenstern, die Bilden und der Athem sein,
Die gahn hochwacht
Vor dem edelen Hirschen gen Holze ein."

II.

„Jü, Liese!“ ruft Krischahn Kohlhaas und läßt die Schweppe seiner Vierspännerpeitsche über die Vordergäule seines Postgespannes knallen, „jü!“ Und wie er sich vom Bocke niederbeugt und die Hemmschraube losdreht, rollt der schwere Wagen das letzte Stückchen des steilen Berges hinab, daß die Deichsel sich hoch über die Kummete der Stangenpferde hebt, und dann auf der Landstraße die Thalsohle entlang unter der schwarzen Tannenwand hin. Da trabt sich's gut! „Bergauf schone mich — bergab halte mich — im Thale gebrauche mich — und im Stalle vergiß mein nicht.“ Das ist alte harzer Fuhrmannsregel und Krischahn Kohlhaas ist ein Schwager vom alten harzer Schlage. Vierschrötig, krummbeinig, schnauzbärtig, rothnäsig und alleweil kreuzfidel — da habt Ihr den ganzen Kerl, wie er leibt und lebt, natürlich die Postillonsuniform nicht zu vergessen und den alten Kragenmantel. Und dann das Horn! Ja, das kann er blasen; Alles, was wahr

ist! Hat sich manches Trinkgeld damit erblasen und manchen Schmatz von den rothwangigen Bauerndirnen in den Dörfern. Das ist nun lange her. Die Mädels sind alt geworden und der Krischahn Kohlhaas mit ihnen, ohne daß er's gemerkt hat, denn er hat sich immer an den Nachwuchs gehalten. Ja, ja, so geht's bergab! Früher blies er das Horn für die Liebste und reckte sich dabei wie ein Piqueur im Sattel, heute setzt er es schmunzelnd ab und steckt die frische Blutwurst ein, die ihm Jungfer Christel hinaufreicht, da wo die Landstraße an der Teichmühle einen Bogen macht. Ein Prachtmädel das, die Christel. So sah die Riecke, ihre Mutter selig, aus dazumal, ehe sie den Teichmüller heirathete; war eben solch ein draller Brandfuchs mit ebenso treuen blauen Augen. — Bergauf, bergab! Der Mensch denkt, Gott lenkt und die Tannen rauschen ihre Wanderlieder dazu. Aber Krischahn Kohlhaas lenkt auch, seinen schlichten Lebenswagen und seine vier Gäule. Wie lange wird's noch dauern? Wie lange wird's noch währen, bis sie vom letzten harzer Postwagen die Vordergäule wegnehmen und den gelben Karren von zwei plumpen Ardennerkracken fortschleppen lassen, bis auch die mit dem ersten Pfiff des Dampfwagens verschwinden? Was kümmert es den Krischahn Kohlhaas! Er wird es nicht mehr erleben und er weiß, das ist gut für ihn. Bergab, bergauf! „Jü, Liese!" Und

Krischahn steckt die Blutwurst unter den Bocksitz, wickelt das Horn los und schmettert wie allabendlich zu den Meilern und Mühlen im Thale hinunter seine lustigen Stückchen vom alten schier dreißigjährigen Mantel und den drei Reitern am Thore.

Das Wild, welches eben vor seinem zurückbleibenden Platzhirsche her über die Landstraße wechselt, kennt diese Klänge und beeilt sich nicht sonderlich, die jenseitige Dickung zu gewinnen; es hat in den schlimmen Wintertagen manches Stück Schwarzbrod von dem alten Postkutscher erhalten und manche Handvoll würziger Kastanien dazu. Heute aber hat der Alte keine Augen für seine Waldfreunde. Da neben ihm auf dem Bocke sitzt Einer, den hat er so manches Mal heraufgefahren von Klein an, wie ihm die blonden Locken noch auf das grüne Sammetjäckchen fielen. War allemal eine Lust für den alten Kohlhaas, wenn der kleine Junker neben ihm saß und mit seinen Kinderhänden wie ein Alter die vier Postgäule lenkte. Ja, dazumal! War ein rechter Wildfang dazumal. Und heute? Was geht's Dich an, Krischahn, was aus den Menschen wird. Bergauf, bergab! „Jü, Liese!" — Pfui, schäme Dich, alter Narr. Freilich geht's Dich an! Hast ihn ja doch lieb gehabt, wie Dein eigen Blut und lieber noch, viel lieber! Ob reich, ob arm, vornehm oder gering, was thut das hier oben in den Bergen! Wie hoch sich auch Einer dünken

mag, Du kennst ihn doch, ehrliche alte Haut, und liesest in seinem Herzen und in den Falten zwischen den Brauen! Ja freilich, wer lesen könnte, was Alles da geschrieben steht. Viel Gutes wohl, viel Trübes auch. Dazumal unter den Kinderlocken las sich's leichter. Ja, die große Welt! Die weiten hohen Berge — höher noch als der Brocken —, über die sie nun auch schon mit dem Dampfwagen fahren und das Meer, das weite Meer, und die heiße Sonne da unten, wo die schönen Frauenzimmer wachsen mit den kohlschwarzen Augen! Das wird's wohl sein! Vierspännig mag er da auch wohl fahren, mit so einem dicknäsigen Kerl in rother Affenjacke hinten auf wie der vom Baron in Sollberg und mit hübschen Fräuleins im Wagen, viel schöner als das gnädige Fräulein in Angerrode! Ob sie da unten auch Hirsche haben und auch Lieder blasen?

„Alleweile weiß ich doch nich, junger Herr, wie das Lied hieß, das ich immer blasen mußte; wissen Sie noch, dazumal?" „Ich entsinne mich wirklich auch nicht, Schwager." Das klang so höflich, so kühl. Der alte Kohlhaas hätte lieber eine Maulschelle genommen. „Jü, Liese!" Nun aber setzte er doch das Horn an und da blies er es hinüber zu den Bergköpfen wie einstmals, das sehnsuchtsvolle, weiche Lied vom Liebsten auf der ganzen weiten Welt, das aus dem Herzen weder Freund noch Liebchen verdrängen: „das ist im Vaterlande das

theuere Vaterhaus." Der Andere auf dem Bocke schlug den Kragen seines Reisemantels in die Höhe. Die Luft wehte so kühl und der Nebel fiel so naßkalt nieder. Oder war es das Lied, das sich ihm so fröstelnd um's Herz legte! „Albernes, sentimentales Zeug", murmelte er vor sich hin, „das fehlte gerade noch. Das Volk hier oben ist noch immer so einfältig, wie früher. Kein Freund und auch kein Liebchen verdränget es daraus! Ueberschlaue Weisheit! Als ob es Freunde gäbe, was man Freunde nennt in den Jahren der Jugendeseleien! Sie halten wohl Stich bis zu einem Rencontre, einer Spielparthie; aber beim ersten Tausendfrancsbillet, beim ersten Mädel schnappen sie ab! Man kennt das. Uebrigens Mädel, à propos. — Sagen Sie, Schwager", fuhr er laut fort, „was war das für ein Teufelsfüchschen da unten an der Teichmühle?" Siehst Du wohl, Alter, das ist's, was da zwischen den Brauen und um die übermüthig zuckenden Lippen geschrieben steht. Hast doch das Lesen noch nicht verlernt, alter Knabe! „Meinen der junge Herr vielleicht die rothe Christel, Teichmüller Bornträgers Christel? Ja, das ist ein Teufelsmädel und rechtschaffen und brav dazu." „So, so, rechtschaffen und brav. Kommt sie zuweilen nach Rothenbruch?" „Das nicht, aber in Angerrode beim gnädigen Fräulein Marie, da ist sie oft. Sie hat mit dem Fräulein zusammen

Schule gehabt, sie hat Alles gelernt, was das Fräulein weiß. Viel zu viel. — Jü, Liese!" „So, nun, da kann man sie ja dort besehen." — Siehst Du, Krischahn, so fängt's an. Man besieht sie sich. Paß auf, alter Knabe, es ist das Kind von Deiner Riecke selig und und die Riecke unter dem grünen Rasen kann über ihr Kind nicht mehr wachen. „Jü, Liese, entfamigtes Schingelaich!" — Dummer, alter Kerl, was kann die arme Mähre dafür! Dreh die Schraube los und laß den Wagen im Thale dahinrollen und blas ein hübsches Stückchen, denn dort drüben liegt das Forsthaus Rothenbruch und da kommt schon der Herr Oberförster, um seinen Jüngsten abzuholen. Ja, da kam der alte stattliche Herr, aber Krischahn Kohlhaas blies nicht, wie sonst ein Willkommenstückchen, nur ein Signal, das so jämmerlich verstimmt klang, als wäre ihm etwas in das Mundstück gerathen. War auch so. Sein Unmuth war auch nicht durch das ansehnliche Trinkgeld beschwichtigt, das ihm der junge Herr reichte. Im Gegentheil, das brannte ihm wie Sündengeld in der Hand. Er steckte es aber doch in die Westentasche und als er den Berg hinanfuhr, schüttelte er den Kopf und die Schnapsflasche und dann wieder den Kopf. Dann mußte er wohl mit sich in's Reine gekommen sein, denn als der Oberförster mit seinem Hans durch das Wildgatter schritt, hörten sie ihn von der Höhe herab das Posthorn

blasen: „das ist im Vaterlande das theuere Vaterhaus.“ Ja, Hans, das Vaterhaus und in welch' einem Vaterlande! Da kommt auch schon „Hirschmann“ gesprungen, immer noch der Alte, spurfest und treu. Und dort breiten sich die Arme entgegen, treue liebe Mutterarme. Und Bruderhände schütteln Dich, als wollten sie Dich aufrütteln aus langem Schlafe und um Deine Kniee springt ein Knabe, waldfrisch, blauäugig, blondlockig, ein Tollköpfchen wie Du es selbst einmal warst. Das ist das Glück!

Nein, nicht das volle Glück! Eins fehlt, Eine. Mit braunen Seidenflechten Eine und blauen Träumeraugen unter dunkelen Wimpern, so recht das Gegenstück zu Dir, übermüthiger blonder Taugenichts: Marie. Sie steht mit Emilie am Fenster des Erkerstübchens und lehnt ihr Köpfchen an die Schulter der älteren Freudin, um der zitternden Bewegung Herr zu werden, die sie wie Fieberfrost durchschauert. Sie ist heimlich vom Vaterhause herübergekommen und schleicht sich wie ein Dieb davon, um allein zu sein mit ihrem Weh. Nur Einer hat sie bemerkt; unter seinen alten buschigen Brauen müßte ja nicht der Jägerblick hervorblitzen! Und aus seinen treuen lieben Augen leuchtet es zu ihr empor, als rufe er ihr zu: „Kopf hoch, mein treues starkes Mädchen, ich bin bei Dir, ich der Königlich preußische Oberförster Kuno Freiherr von Ebersdorf,

und der Satan soll den Bengel reiten, wenn er nicht Vernunft annimmt." Der Sohn nähme vielleicht Vernuft an, denn Alles, was ihm hier wie ein stummer Vorwurf entgegentritt, hat ihn mächtig ergriffen, und durch sein Hirn jagen sich, wie im Herbststurme die Wolken, wirre und lichte Gedanken.

Aber da sitzt er nun wieder auf dem Sopha neben der Mutter und läßt sich verhätscheln, wie als Junge. Ja, die Weiber! Da lassen sie sich erzählen von Paris und Rom und Athen und den Französinnen und Griechinnen und Tscherkessinnen und all' dem anderen Weibervolk und wenn sie den Firlefanz begaffen, den ihnen das Söhnchen mitgebracht hat und ihn dafür mit Kaffee und Kuchen päppeln können, hat sie der Fuchsschwänzer wieder auf seiner Seite und scheert sich den Teufel um alte Sünden. Der Oberförster trommelte ärgerlich an den Fensterscheiben und wandte sich dann zu Ludolf, der am Ofen vor sich hinblickte.

„Komm Ludolf, wir wollen nach dem Schwanenhalse sehen!" Draußen war es inzwischen finster geworden und die Föhren bogen sich ächzend im Sturme. Dem Oberförster und seinem Aeltesten war das die lustigste Musik, denn in solcher regenprasselnder Herbstnacht treibt der nagende Hunger den schieläugigen Reinecke an die Brocken auf dem Fangplatze. Waidlust und Jägerblut, Gott erhalt's!

Auch „Hirschmann" war es gar nicht recht, daß er daheim bleiben mußte, obgleich es in der Hütte warm und behaglich war. Frau Malchen hingegen konnte nicht begreifen, wie man bei solchem Hundewetter in den Wald gehen konnte, während ihr Liebling kaum Zeit gewonnen hatte, sich zu wärmen. „Komm Hans, nimm noch eine Tasse Kaffee und ein Stück Pflaumenkuchen. Er ist frisch gebacken. Es ist nur gut, daß Du wieder hier bist. Nicht wahr, Du bleibst nun auch recht oft bei mir und erzählst uns etwas?" „Gewiß Mama. — Sagtest Du etwas, liebe Schwägerin?" „Ich wünschte nur, daß Du deine Erzählungen so wähltest, daß auch ich und mein Kind zuhören können", entgegnete Frau Emilie. „Ich werde Dir nichts als die unschuldigsten Kindermärchen erzählen, vom Pfefferkuchenberge und von verzauberten Prinzessinnen. Vielleicht finde ich in der Umgegend ein goldhaariges Dornröschen." Und mit jenem anmuthigen Spotte, in den sich die Mutter verliebt hatte, küßte Herr Hans die Hand der Schwägerin, nicht ohne im Stillen zu bemerken, daß sie sonnenverbrannt und gebräunt war. Fi donc! Zum Glück für seine Eitelkeit sah der junge Herr den Blick voll verächtlichen Zornes nicht, welcher ihn aus Emilien's Augen traf. Aber Frau Malchen bemerkte ihn und ärgerte sich darüber. Zwei aber weiß ich, denen er aus der Seele gesprochen hätte,

dieser Blick; die Beiden, welche, bis auf die Haut durchnäßt, eben dem Meister Reinecke den Gnadenstreich gaben, der nach langem Liebäugeln und argwöhnischen Quersprüngen sich doch an den verlockend duftenden Abzugsbissen von gebratenem Katzenfleische gewagt hatte und nun mit dem Kragen im Schwanenhalse saß.

„Ja, ein Fuchs und ein Jäger
Sind alleweile schlau,
Und sie nehmen's auch Beide
Miteinander gar genau!"

III.

Schalmeientöne im Walde und Heerdenglocken. Das ist Henze Hebestreit, der Hirt von Angerode. Ist ein guter Kerl, der Henze. Immer lustig und wohlauf, trotz seines Stelzfußes. Und immer den Kopf voll Schnurren und Köhlergeschichten. Darum hat ihn auch Marie von Angern so gern und weilt stundenlang bei ihm oben auf den Triften.

„Das arme liebe Freilein", denkt sich der Henze. „Se hot jo sunsten Niemannen su racht off d'r Welt. Ihr Liebster hot se sitzen lossen un met'n ollen Harrn Baron is ös jo en woarer Jammer. No, Gottstramich, 'ch verdenk's er nech, doß se sich etze noch'n verninftigen Minschen sähnt."

Und steckt seinen Strickstrumpf in die Ledertasche, um die Schalmei hervorzulangen.

„Kumm har, Fix."

Das heißt in der Hirtensprache: lauf, Fix, und bringe die Heerde heran. Und „Fix", der rothbraune

Hirtenrüde, jagt um die weidenden Kühe herum und treibt sie auf den Alten zu, der sich auf einen Baumstumpf gesetzt hat und sein Leibstückchen bläst. Da hebt ein vielstimmig Geläute an in Busch und Wald und die Kühe sind auf einmal alle beisammen. Nur die rothe Schecke hat's nicht so eilig. Der Köter hat seine liebe Noth mit dem unvernünftigen Stück Vieh. Im vorigen Jahre hat sie ihm eins ausgewischt, woran er heute noch genug hat. „Etze sull Dich doch glei, Du Luder!" denkt er und fährt ihr wüthend in die Flechsen. Das hilft, und die rothe Schecke kommt nun auch angetrollt. „Gelle, das thutt wih?" lacht sich Fix in den borstigen Bart, „aber Ordnung muß sei." Und sitzt wieder ruhig neben seinem Herrn.

Und Henze Hebestreit bläst die Schalmei.

„Warum seid Ihr eigentlich nicht Musikant geworden, Hebestreit?"

„Als wie eche, Freilein Mariechen? Ach du mei lieber Gott! Herre ja, en Muskante; wär mer schun Nacht gewesen. Gelle, su äner wie Möllersch Traugott met'r Zither oder wie der Harr Kanter off d'r Klavizimbel? Oder gar Sunndags off d'r Orgel! Ech ha's a for mei Vater gesaht. Aber: ‚Henze', saht' er, ‚wu sulln mir armen Leite denn das heillus ville Geld harkriegen. Siehste', saht' er, ‚das Inschterment kost' Geld un nachen der Lehrer kost' Geld un de ville Zeit

zon Larnen kost' Geld. Das kann ech met mei Schnitze nech erdämmele. De Leite kafen su schonsten mei drönne Querle un Klammern nich mehre wie frieher.' — No, dacht ech, 's ös a kä Unglicke nech. Un half mei Vater drunnen in'n Lande sei Querle un Klammern verkafen. Ech hatte a ömmer Verdienst. Da worde aber mei Vater krank. 's warsch erschte Mal, daß' 's ons ä Bößchen knapp ging. 's war vor'n Weihnachtsfeste un ech wullte met mei Raff noch mal runger nach'r Stadt. Da bin ech ausgeglitscht un ha mersch Bän so damsch verstaucht, daß ech nech mehr off kunnte. Jochen aus Rothenbruch hat mich met sei Schlitten off d'r Straße offgelasen. Wie ech widder derhäme war, hat mer der Gregorius met'n Dokter das Bän abgenommen. Un mei armer Vater war gesturben vor Schrack äwer de Bescheerung, die 'ch'n angericht' hatte. Da war 'ch nu als en Krippel ganz alläne off d'r Welt. No, dacht 'ch, Dei Schuld ös es a grade nech gewast. 's kömmt also von Aenn, dar'sch gut mänt, un wenn's a noch so wih thutt. Dassertwegen verlier'n Muth nech glei, d'r liebe Gott werd Dech nech verlasse. Un er hot mich nech verlasse. Wie 'ch widder off'n Zeiche war, bin ich Ziegenjunge geworn bei'n gnägen Harrn un nachen Kuhherte. No, gucken Se, Mariechen, etze ha 'ch Zeit zo'n Schspiele. Mei Schalmei ha 'ch mer sälber gemacht, die kost' kei ruthen Kreizer. Un nu

sagen Se bluß': klingt das olle Ding nech ganz duse un schiene hier oben?"

„Das thut's auch, lieber Hebestreit. Den Menschen da unten in den Städten würde Euere Schalmei vielleicht nicht gefallen. Sie gehört eben hier hinein in die stille grüne Gotteswelt, wie der regellose Wechselklang des Herdengeläutes."

So ist's. Wer es nicht leiden mag, soll ihm aus dem Wege gehen. Dem alten Hebestreit ist das überhaupt das Liebste und seinen Rindern auch.

Sie weiden am liebsten ungestört die breiten Triften entlang, der Schalmei des stelzfüßigen Alten langsam folgend, bald hier ein Maul voll Weißklee rupfend, bald dort nach frischen Gräsern auslugend. Wode, der starke, bös dreinschauende Bulle, geht gern ein wenig seitab von der Heerde, wie der Hirsch vom Rudel. Wenn er den Holzweg kreuzt, bleibt er ein Weilchen stehen und brummt vor sich hin. Gnade Gott einem Jeden, der ihm da in den Weg käme. Wenn er aufbrüllt, die blutunterlaufenen Augen zornig rollt und mit dem Schweif die Flanken schlägt, so geht ein Zittern durch die Buchenstämme, als fürchteten diese, von dem wüthenden Burschen entwurzelt zu werden. So auch jetzt, als Hebestreit aufgestanden war, um langsam heimwärts zu treiben.

„Aber Wode, wer wird denn so unartig sein!“ ruft Marie. Sie hat keine Furcht vor dem wilden Stier; denn sie hat ihn mit Milch und Leinsuppe vom kleinen Kälbchen an aufgezogen.

Und nun sehe Einer nur, wie der braune Bursche manierlich wird und sich ordentlich schämt, wie sie ihn herunterschimpft.

Wode ist trotz seiner rauhen Außenseite ein ganz guter Kerl, und sein einziges Unglück besteht, wie Hebestreit meint, darin, daß er für ein Rindvieh zu gescheidt ist und zu gern seine eigenen Wege geht. Hebestreit meint, es gäbe auch unter den Menschen solche Gesellen, z. B. den Teichmüller Bornträger, der seine Mühle vernachlässigt und dem Herrn Oberförster die Hirsche wegschießt. Den Teichmüller sperren sie, wenn sie ihn erwischen, in's Kreisgefängniß und Wode bekommt, wenn er über Zäune gesprungen war, mit Hebestreits dickem Knüppel „seine Schicht“. Es nützt aber bei beiden Nichts.

Dagegen folgt der Stier dem schwachen Mädchen noch heute, wie er als Kälbchen gethan. Und Henze Hebestreit kennt kein schöneres Bild, als wenn Marie ihren Liebling bekränzt, wie sie zu thun pflegt, wenn die Heerde im Frühjahr zum ersten Male auszieht und wenn sie im Herbste, wie heute, zum letzten Male heimkehrt. Die Leute in Angerode meinen, Wode beschütze

das gnädige Fräulein auch vor den Gespenstern, die da oben ihr Wesen treiben an den verwunschenen Buchen, zu denen kein Christenmensch sich hinwage zur Nachtzeit.

Es ist abergläubisches Volk; doch spottet ihrer darum nicht! Aus ihren Ammenmärchen spricht der letzte Rest einer verschollenen Welt, die denen heilig ist, welche gleich Marie die einstige Größe derselben ahnen oder verstehen.

Die Jumfernbuchen nennt das Volk jene verwunschenen Bäume. Wenn Einer hineinschneide, sagen sie, fließe Blut anstatt Buchensaftes aus ihrer Rinde. Hoch oben auf den Falkenklippen ragen sie, drei ernste Riesenleiber, die Zweige beschwörend in die Lüfte reckend, wie Waljungfrauen der Vorzeit die vollrunden Arme.

Doch nicht um der alten Sage willen ist dies Mariens Lieblingsplatz. Ich will Euch sagen, was sie zu demselben zieht, und warum sie auch heute denselben aufsucht.

Unter diesen Buchen hatten sie sich einst täglich getroffen; sie, Ihr wißt es, wer. Und waren Hand in Hand durch den Wald gegangen, einander schweigend in die Augen blickend. Unter diesen Buchen hatte er die Sträubende, Spröde, zum ersten Male an sein Herz gezogen, und der in verwirrter Scham Erglühenden den ersten Kuß auf die Lippen gedrückt. Und dann nach kurzer Zeit voll seligen Bangens den Scheidekuß. Mariens

Vater hatte ihn nicht abgewiesen, aber ihm auch nicht die Hand der Tochter versprochen. Er solle in Arbeit und Fleiß zwei Jahre lang sein junges Herz prüfen, ob es sich stark genug fühle zu einem Bündnisse für's ganze lange Menschenleben; dann solle er wiederkehren. Hier unter den Wunschbuchen hatten sie damals Abschied genommen.

Marie wußte heute noch jedes Wort liebevoller Betheuerung, jeden Treuschwur, als sei er gestern gesprochen. Und es war doch Jahre her und des Vaters Frist war längst verstrichen. Der Frühling war gekommen und hatte die Zweige der Buchen zu grünen Hütten gewölbt und der Blätter streuende Herbst hatte mit fahlem Laube die Stelle überschüttet, wo Er gestanden, an dem ihr junges Herz hing, das starke junge Herz, darin Hoffen und Verzagen wechselten, wie im Walde das Grünen und Welken, Blühen und Vergehen. Mariens Wangen hatten die frische Röthe, ihre blauen Augen den alten schimmernden Glanz verloren; sie meinte oft, sich niederlegen zu müssen auf der Stelle, wo sie gerade ging und stand, um nie wieder aufzustehen, nie wieder. Anfangs hatte Hans ihr öfter geschrieben, dann seltener, schließlich nur noch zuweilen, endlich einen langen seltsamen, verwunderlichen Brief. Marie hatte weinen müssen, recht bitterlich weinen und konnte den Brief doch nicht verstehen, ob

er gleich deutlich genug abgefaßt war. Jede Dame in einer Großstadt hätte verstanden; sie, der die Treue so tief im Blute steckte, faßte den Inhalt dieses Schreibens nicht. Ihr Vater aber, der den Brief gefunden, verstand ihn, und setzte ihr in barschen Worten den Inhalt auseinander. Er meinte: besser das Unkraut mit der Wurzel ausreißen, als es über den ganzen Acker fortwuchern lassen. Marie aber hatte ihm heftige Worte zur Antwort gegeben und sich dann in ihrem Giebelstübchen eingeschlossen. Sie wagte es seitdem nicht mehr, mit dem Vater über ihre Hoffnungen zu sprechen und trug ihr Leid noch stiller, wie vordem. Und der Alte war noch mürrischer geworden und gealtert vor der Zeit. Er sprach oft davon, sein Gut zu verpachten und nach der Stadt zu ziehen, aber dann bat ihn Marie mit Thränen in den Augen, die Gegend doch nicht zu verlassen, in der ihre Vorfahren und sie Alle so glücklich gewesen seien. „Alle so glücklich," der alte Baron hatte das hinuntergewürgt, wie eine bittere Pille und war hinausgelaufen auf den Stoppelacker, um mit dem Eisenbeschlage seines Stockes die Schollen zu spalten; ich mag Euch nicht sagen, was der alte Starrkopf dabei dachte. Aber eines Tages meinte er in seiner dummpfiffig gutmüthigen Art, das Rechte gefunden zu haben. Er ließ die Braunen einspannen, packte seine Marie auf und fuhr mit ihr zur Thierschau

in die Stadt. Er traf viele alte Bekannte aus der güldenen Aue und vom Eichsfelde, alte Regimentskameraden, die sich unbändig freuten, ihn wiederzusehen und Marie mit Liebkosungen überschütteten. Die erfreute sich an dem bunten Treiben, lachte über die wunderlichen Aufmerksamkeiten, die ihr Karl von Westendorp, ein junger Gutsbesitzerssohn, erwies; aber als Karl genug getrunken hatte und zärtlich wurde, gab sie ihm treuherzig die Hand und sagte, er solle das bleiben lassen ein für alle Mal. Karl von Westendorp ist seitdem mehrere Male in Angerode gewesen. Welche landwirthschaftlichen Forschungen ihn gerade hierhin führten, vermag ich Euch nicht zu sagen. Der Stier, welchen er von dem alten Baron bei der Gelegenheit gekauft hatte, taugte jedenfalls nicht in die Aue, denn er nahm alles auf die Hörner, was ihm in die Quere kam, so daß ihn Karl dem alten Besitzer zurückbringen mußte. In Angerode, wo er mit freundlichen Schmeichelworten empfangen wurde, betrug sich Wode wieder ganz manierlich, was Karl von Westendorp unbegreiflich schien. Der alte Baron aber beschloß, Wode nicht wieder zu verkaufen. War es nun dieser mißglückte landwirthschaftliche Versuch oder was sonst war es, das den jungen Westendorp so niedergeschlagen stimmte? Der alte Baron wußte es gut genug, was ihn drückte, aber er konnte Karl ja doch auch nicht

helfen und hat ihm das, als er einmal wieder kam, offen und ehrlich gesagt. Zu der Thierschau ist der Alte aber auch nicht wieder gefahren. Vielleicht, weil er an Wode's Geschichte erfahren hatte, daß sich Niederungs- und Harzer-Rasse zu schlecht vertragen. Marie hatte an Karl von Westendorp's landwirthschaftliche Versuche und ihren wahren Grund kaum anders als an einen drolligen Zwischenfall gedacht. Der Gedanke, das Leid des armen Teufels mit ihrem eigenen zu vergleichen, war ihr kaum je einmal gekommen. Die Liebe, selbst die verschmähte, macht selbstsüchtig. Und war Marie denn verschmäht? All ihr Stolz bäumte sich in ihr auf bei diesem Gedanken und wies jeden Zweifel an der Treue des entfernten Geliebten entrüstet von sich. Sie hatte jenen seltsamen Brief hingenommen, wie eine der vielen Launen des genialen, jedem Wechselspiele der Seelenstimmungen so leicht zugänglichen Künstlers. Und so hoffte sie noch immer auf einen weiteren Brief, und als kein Brief mehr kam, auf ihn selbst. War es denn nicht klar, daß er nur deßhalb nicht schrieb, weil er zurückkehrte? Wozu noch schreiben, da er vielleicht schon auf dem Dampfschiffe stand, um zu ihr zu eilen? Freilich, er hätte ihr eine Anmeldung senden können, ein Blatt aus seinem Skizzenbuche, einen Bleistiftgruß, der seine theueren, geliebten Züge trug! Aber er schrieb nicht. Die Buchen wurden fahl und

wieder grün und wieder fahl, es kam weder Brief noch Nachricht von ihm. Da mußte Marie der Worte gedenken, die er einst im Ueberschwange jungen Liebesglückes unter den Buchen zu ihr gesprochen hatte. „Wenn ich einst sterbe", sagte er damals, „so sollt Ihr mich hier oben zwischen den Wunschjungfrauen begraben. Sarglos, schmucklos, auf die Hirschhaut gebettet, wie einem Waidwerkgänger ziemt. Und setzt mir keinen Stein auf das Grab, laßt das Rasenmoos grünen, wie heute und die Buchen ihre Blätter niederstreuen. Aber in die blutende Rinde schneide meinen Namen und Deinen; dann will ich warten, bis Du zu mir kommst und keine Posaunen des jüngsten Gerichtes, kein Heulen und Tosen des wilden Heeres sollen unser Waldgrab stören; denn die Wunschjungfrauen werden uns hüten und schirmen." Und als sie ihn gefragt hatte, wie er in dieser Stunde an's Sterben denken könne, war er aufgesprungen und hatte ihr lachend geantwortet, daß er auch sobald gar nicht daran denke, weil er vorher noch zu viele Bilder malen müsse und glücklich sein in treuer Liebe an ihrer Seite. Arbeiten und glücklich sein. Damals war ihm das Eins! Marie meinte auch nicht anders, als daß das heute noch so sein müsse. Und doch, wie kam es, daß er ihrer bei seiner Rückkehr mit keinem Worte gedacht, mit keinem Blicke nach ihr gesucht hatte?

Sie hatte im Stillen gehofft, ihn nach Angerode kommen zu sehen oder ihn doch mindestens hier an den Buchen zu treffen. Aber die Tage kamen und gingen. Er kam nicht. Selbst die Buchen hatte er wohl vergessen. Henze Hebestreit trieb seine Heerde zu Thale und zu Berge und wieder zu Thale. Schneewolken hingen bereits am Himmel und der Brocken trug längst seine Winterkappe. Marie wand einen Kranz, den nach alter Sitte bei der letzten Heimkehr der Stier tragen sollte. Aber die Arbeit ging ihr nicht von Statten. Sie starrte immer wieder auf den Platz unter den Buchen.

So ein Platz ist, wie ein Grab, und man kann noch nicht fassen, daß das Liebste auf der ganzen Welt darunter begraben ruht.

Die alten Bäume wissen es. Sie streuen ihre Blätter auf das Grab und rauschen die alten herbstlichen Weisen, die wie Sterbelieder klingen. Und ihre Kronen ringen mit dem Sturme, daß es wie zitternde Mahnung zu dem Herzen der Verlassenen dringt, die das müde Haupt an einen der alten Stämme gelehnt hat. Es ist Zeit, von den Erinnerungen des Lenzes zu scheiden. Hebestreit hat ihr gesagt, daß er heute zum letzten Male austreibt. Und es ist auch wohl zwecklos, daß sie noch immer den alten Platz ihres Jugendtraumes aufsucht. So hat Sie das Antlitz in den Händen geborgen und weint still vor sich hin.

Leichte Schneeflocken treiben im Winde, doch sie achtet ihrer nicht. Da legt sich eine Hand schwer auf ihre Schulter.

„Kind, mein armes Kind! Was thust Du hier oben bei solchem Wetter?“

Marie trocknet schnell ihre Thränen. Aber, wie sie dem Oberförster in das sorgenvolle Antlitz blickt, tritt es ihr doch wieder feucht in die Augen. Und der Alte legt ihr Köpfchen schweigend an die bekümmerte Vaterbrust.

„Nacht su, Kind“, denkt Hebestreit, der mit der Heerde langsam nachgekommen ist, „da ist dei Platz.“

Er hat die tröstenden Worte nicht gehört, die der Oberförster zu seinem Liebling sprach. Konnt' sich's aber schon denken. Wird sich wohl um den Herrn Sohn dabei gehandelt haben. Wär' schon das Vernünftigste, wenn ihm der Alte einmal gründlich den Kopf wüsche, dem L..... Henze, Henze, halt Dein ungewaschen Maul! Was geht's Dich an! Na, warum, man möchte doch auch gern noch einmal wissen, wie Hochzeitsfladen schmecken.

So dachte der Henze. Und als er Marie von ihrem Pathen und väterlichen Freunde Abschied nehmen sah und die stille Freude bemerkte, die ihr in den Augen glomm, machte er die Probe auf sein Exempel und schnalzte mit der Zunge. Wegen der Hochzeitsfladen!

Konnte aber doch das Fragen nicht lassen, als Marie nun wieder neben ihm herging. Na ja, das ist auch eine wichtige Geschichte so was!

„Is halt a recht lange nech in Angerode gewasen, d'r Harr Oberförschter."

„Ja, Hebestreit. Aber nun wird er wohl wieder öfter kommen."

„Ech dacht' mersch schonne. Un d'r jonge Harre kimmt no gewiß a widder, gelle?"

Marie wurde roth, antwortete dem Alten aber doch.

„Der junge Herr reist morgen noch einmal nach Paris. Dann aber will er ganz hier bleiben und wird dann auch wohl nach Angerode kommen."

Das Exempel stimmt, denkt Henze.

„Komm Wode, dein Fichtenkranz ist fertig. Komm!"

Und der Stier ließ sich geduldig den Kranz um die breite Stirn winden. Marie aber streichelte ihm den Nacken, wie sie neben ihm herging. Und als Henze die beiden so in Angerode einziehen sah, dachte er wieder daran, daß die nicht zu Karl von Westendorp in die Aue getaugt hätten. Denn erstens haben sie da kein Glockengeläute und zweitens keine Waldweide und drittens — aber mit diesem drittens wurde Hebestreit nicht fertig, denn er mußte sich wieder mit

der rothen Schecke herumprügeln, die Fix die Hörner wies und in dämischen Sätzen auf dem Hofe umhersprang. Darüber merkte er nicht, daß Marie sich von ihrem braunen Begleiter verabschiedet hatte und in das Haus getreten war.

Marie fand im blauen Eckzimmer bereits den Tisch gedeckt und nahm schweigend mit dem Vater das Mahl ein.

Als sie früh das Lager aufsuchte, wollte doch der Schlummer sich nicht auf ihre müden Lider niedersenken. Freudenthränen, wie sie Marie an diesem Abende weinte, waren auch gar zu selten geworden in ihren schönen Augen.

Und als sie endlich die heißen Schläfen in die kühlen Kissen drückte, träumte sie einen verwunderlichen Traum. Drei starke Buchen sah sie mit wuchtenden Zweigen sich gegen einen Schwarm von Wolkengespenstern wehren, welche zu ihren Füßen die Moosdecke aufzuwühlen trachteten und ein brauner starker Stier stand den Buchen im Kampfe gegen das luftige Gesindel bei.

Ueber das Gebrüll dieses Stiers erwachte Marie aus unruhigem Schlummer. Es war bereits Morgen und Wode, dem im Stalle die Zeit lang wurde, rasselte wüthend mit seinen Ketten.

Mußte sich eben in das Daheimbleiben finden. Denn der Schnee hatte Nachts über die Berge seine

Schlummerdecke gebreitet und mit der lustigen Weide auf den Triften ist's nun vorbei. Auch mit dem Schalmeiblasen. Henze Hebestreit sitzt im Stalle auf der Futterkiste und schnitzt Quirle und Klammern, wie allemal zur einsamen Winterszeit.

IV.

War Ihr einmal im Harze zur Winterszeit? Nicht? Dann saget Niemand, daß Ihr überhaupt den Harz kennt. Erst im Winter wird er so recht zum verwunschenen Felsensaale der Sage und der gemessene, feierlich langsame Ernst, in welchem diese alten Steine über ihre Ewigkeitsräthsel sinnen, wird nicht wie im Sommer durch den Kinderfrohsinn des Waldeslebens gestört. Wie da Alles so ausdrucksvoll schweigt in der Bergeinöde droben! Ihr in den lärmerfüllten Städten und Dörfern kennt solch' gewaltiges Schweigen nicht. Und wenn der Wind auf den Zehen durch den Wald schleicht, um die Tannen zu kosen, die unter ihrer Schneedecke träumen, wenn drüben, weit weit drüben über den Thälern eine Riesentanne verschlafen aufrauscht und sich die Müdigkeit aus den Augen reibt, um dann im Erwachen erschreckt ihre Schneelast fallen zu lassen, so schallt es dumpf und schwer zu den Wipfeln herüber, als sei es just neben Euch geschehen. Es ist alles

Geheimniß in dieser traumumfangenen, eisumgürteten Welt. Das Wasser, welches sonst aus den engen Felsenspalten herniedersickerte, hängt als krystallenes Frostgeschmeide in langen Schnüren herab, und das zerklüftete, verworfene Gestein glitzert und blitzt gleich mächtigen Bergkrystallen. Aber all dieser blinkende Glast ist in endloses Schweigen gehüllt. Nur das Treiben alles Lebenden verräth sich auf Meilenweite. Ihr hört das Knarren des Holzschlittens, der jenseit des Berges in der Thalsohle fährt, ohne daß er Euch in Sicht kommt; Ihr hört das Schwarzwild, welches fern in der Dickung bricht; Ihr hört den Laut der anschlagenden Hunde in der Mühle oder dem Forsthause drunten im Thale; aber Ihr hört das Alles, wie eine Störung dieser ernsten Gotteseinsamkeit.

Auch der Himmel legt meistens sein graues Schneehemd an und nur zuweilen, vor guten Freunden, zum Beispiel des Nachts, wenn das Erdenschweigen noch ernster geworden ist, entrollt er sein unendliches unerforschliches Blau mit all' den ewigen unerreichbaren Sehnsuchtssternen. Gegen Morgen aber, wenn die Menschen aus ihrem Schlafe zu erwachen beginnen, hüllt er sich aufs Neue in sein düsteres Graugewand und schüttet auf die einsamen Häuser ganze Berge voll Schnee, daß oft kaum der Rauch der Feuerstätten den Weg hindurch findet. Es ist, als wolle er auch die

Menschen in Winterschlaf lullen. Die aber wollen von seinen Schlummerliedern nichts wissen und schaufeln sich durch die Nachts gefallenen Schneemassen hindurch immer wieder Bahn, um sich weiter zu mühen und zu plagen in dem verwunschenen Walde. Vom Himmel aber fallen die großen Schneeflocken nieder und stieben umher, wie der Luftzug sie treibt, aber immer nieder, nieder, zur Erde nieder, unaufhörlich aus unerschöpflichen Wolken. Zuweilen wird es wohl selbst den alten Felsen zuviel und sie schieben eine Schneewand in das Thal hinab, wo sie donnernd zerstiebt, und in den Forsten stöhnt es aus den überladenen Tannen und knackt und kracht von brechenden Aesten. Und die keinen Schutz finden unter schützender Schneedecke, keine Ruhestatt in warmem Winterbau, keine Hülfe vor der schneidenden, die Läufe wundreibenden Eiskruste des Schnees, das Roth- und Schwarzwild, sie ziehen sich in die Nähe ihres Jägers, der für sie in dieser Nothzeit zum Heger geworden ist, dessen Feuerwaffe für sie allen Schrecken verloren hat gegenüber dem entsetzlichen Doppelschrecken des Winters: Hunger und Wundfrost. O, sie kennen ihn nur zu gut, den Waidmann, welcher ihnen die heißbegehrte Aesung aus dem verlockend duftenden Heuschober reichen läßt, wohl gar noch ein paar Hafergarben oder ein paar Hände voll Kastanien und Kartoffeln dazu. Das Schwarzwild, frech und

widerborstig wie immer, drängt sich zu diesen natürlich zuerst vor und verjagt das Schmalwildpret, welches zutraulich bittend näher getrollt kam. Dem starken Kronenhirsche aber — er wäre ja sonst nicht der stolze König des Waldes — kommt es schwer an, bei seinem Todfeinde um Nahrung zu betteln. Und wenn er äset, bewahrt er selbst in solcher Zeit der höchsten Noth eine scheue Zurückhaltung; es giebt ja leider noch immer Aasjäger, welche zur Winterszeit aus dem Schlitten das Wild an den Futterständen niederknallen. Unser alter Oberförster gehört zu dieser Sorte nicht; er trägt als rechter Waidmann dem Elende Achtung entgegen, welches Mensch und Wild einander näher führt, und es konnte ihn stets nichts mehr erbosen, als wenn ihm freche Wilddiebe gerade zu solcher Zeit das Wild wegschossen. In der letzten Zeit war das leider wiederholt geschehen. Noch unlängst hatte er eine frische Rothfährte gefunden, auf welcher ihn der spurfeste „Hirschmann" zu dem Wundbette eines feisten Spießhirsches führte. Der Teichmüller Bornträger wilddiebte wieder in der Gegend herum und sorgte dafür, daß es den Forstleuten nicht zu warm am Ofen wurde.

Vielleicht war das dem Oberförster ganz dienlich, denn es brachte ihn auf andere Gedanken. Er hatte in der letzten Zeit schwere, sorgenvolle Tage gehabt. Waren da allerhand Wische in Rothenbruch angekommen,

die er wohl oder übel für den Sohn hatte einlösen müssen. Er hatte mit Hans eine ernste Auseinandersetzung gehabt, wie nie zuvor. War eine förmliche Generalbeichte. Dem Alten schwirrte es vor den Augen bei den Zahlen, die da vor ihm auf und nieder tanzten. Er hätte den Jungen gern herausgerissen, aber das hieß, so ziemlich Alles opfern, was er besaß. Ludolf aber hatte davon erfahren und dem Vater eindringlich zugeredet, den Bruder zu retten. Als Ludolf aus dem Arbeitszimmer des Alten trat, sprang ihm sein Knabe entgegen. Er hob ihn auf den Arm und trat hinaus, wo auf dem schneebedeckten Walde die helle Wintersonne leuchtete. Auch über des jungen Künstlers Antlitz zog etwas, wie Sonnenschein.

„Arbeiten und lieben", dachte der Oberförster, der ihn vom Fenster aus sah, „ja, wer das kann, dem scheint im starren Winter selbst die helle, warme Lebenssonne."

Und der Alte fuhr zur Stadt, um die Wechsel des jüngeren Sohnes aufzukaufen. War freilich eine harte, harte Nuß! Er hatte das letzte Papier veräußern und auch die Mühle zum Verkauf ausiebten müssen, die er in der güldenen Au besaß. Die Braunen hatte er auch verkauft und fuhr nun wieder den alten Schimmel, der vordem schon das Gnadenbrod fraß. Seine Weihnachtseinkäufe beschränkte er auf das Nothwendigste,

ein paar Spielsachen für das Kind und die Geschenke für die Dienstboten. Als Kaufmann Kunze ein langes Gesicht zog und nicht glauben wollte, daß er wirklich dieses Jahr nicht mehr brauche, rasselte er ihn an und ärgerte sich hinterher über sein barsches Wesen.

Na, Kunze hat's nicht übel genommen; aber mit dem Kopfe schüttelte er doch und als er Abends im „Römischen Kaiser" seinen Whist spielte, suchte er den Justizrath Krause über das wunderliche Wesen des alten Oberförsters auszuforschen. Da kam er aber an den Rechten. „Ihre Waare wird wohl so solide sein, lieber Kunze, daß er an der vorjährigen noch genug hat." Und gab Kunze die Karten. Basta!

In Angerode stieg der Oberförster auf ein Halbstündchen ab und gab als Festgeschenk den Spießhirsch ab. Der alte Baron empfing ihn sehr freundlich und Marie geleitete ihn beim Abschiede zum Schlitten. Er hatte ihr Alles gesagt, wie er es für seine Pflicht hielt. Und sie hatte zum Danke ihre Arme um seinen Nacken geschlungen und ihm tröstend zugesprochen.

„Ist ein kreuzbraves Mädchen", dachte der Alte, als er in seine Wildschur gewickelt, heimfuhr. „Der Schlingel verdient sie gar nicht. Aber sie wird ja wohl einen ordentlichen Kerl aus ihm machen." So traf er denn Abends, zwar mit leichterer Ladung, als in früheren Jahren, aber doch auch wieder mit leichtem

Waidmannsherzen, in Rothenbruch bei den Seinen ein, die bis auf Hans alle beisammen waren.

Hans kam am nächsten Morgen, dem Tage vor Weihnacht an. Er hatte seine Angelegenheiten in Paris geordnet, da er auf Wunsch des Vaters zum Frühjahr oder Sommer sein Atelier nach einer deutschen Kunststadt zu verlegen gedachte. Die Opfer, welche die Seinigen für ihn gebracht hatten, beschämten ihn tief und er nahm sich ernstlicher denn je vor, emsig zu arbeiten. Mit der Abnahme seiner Schuldenlast war ihm ja außerdem ein Stein vom Herzen gefallen, er konnte wieder frei aufathmen und sah die Welt wieder mit anderen Augen an. So feierte er das Weihnachtsfest in einer seltsam weichen Stimmung, die er lange nicht gekannt hatte. Die Freude des kleinen Fritz, der am Weihnachtsmorgen, während die Frauen im Nebenzimmer den Tannenbaum anzündeten und die Geschenke ausbreiteten, halbtoll vor Jubel umhersprang, belustigte ihn, er lugte mit dem Kleinen durch das Schlüsselloch und erzählte ihm Weihnachtsmärchen, die er selbst als Knabe von den Lippen der Mutter gehört hatte. Aber als es nebenan immer heller wurde, ließ der Schein der Lichter, welcher durch die Thürspalte fiel, dem kleinen Fritz keine Ruhe mehr auf des Oheims Knieen. Er sprang in der Stube umher und rutschte an die Thür, um unter dieser hindurch etwas von jener Thätig-

keit des Christkindchens zu erlauschen, von der ihm der Ohm erzählt hatte. Die Ausgelassenheit des Knaben steckte auch Hans an, und er tollte mit dem Kleinen wie ein Kind umher, als der Oberförster eintrat. Der Alte lächelte und klopfte dem Sohne auf die Schulter, der aber trat erröthend an das Fenster. Leute seines Schlages, in deren Herzen das Schamgefühl in anderen Dingen oft bedenklich erloschen ist, schämen sich ja nicht tiefer, als wenn sie in einem unbewachten Augenblicke reinen Menschseins überrascht werden.

Es giebt eine geistige Wiedergeburt, die ein jeder Mann einmal durchleben muß, auf dessen Jünglingsideale der Alltagsschmutz des Lebens gefallen ist; und je früher ihm diese Wiedergeburt kommt, desto besser für ihn. Wohl dem, dessen Leben eine ernste tiefe Leidenschaft diese Wandlung aufprägt, wohl dem auch, der nach den enttäuschenden Thorheiten der Jünglingsjahre den Quell alles Guten findet, die warme edele Menschenliebe, die sein Herz wieder zum Kindesherzen reinigt. Er hat den geistigen Ritterschlag empfangen und steht hinfort geweiht und geadelt da unter seinen Kampfgenossen. Hans von Ebersdorf hatte an diesem Weihnachtsmorgen seine ernsteste und edelste Stunde. Er hat an dieselbe später nur einmal wieder gedacht und das war sehr spät, zu spät!

Als er, um seine Verlegenheit vor dem Vater zu verbergen, zum Fenster trat, führte der ewiggrüne Segen des Weihnachtsbaumes vor seinem geistigen Auge die Erinnerung jener Tage herauf, wo auch er im Traume jeder Nacht den lichterhellen Weihnachtsbaum aufgestellt sah, wo sein Kinderherz verlangend jenem Morgen entgegenjubelte, welcher eine ganze neue Welt vor ihm aufthat, wo ihm mit dem Lichterglanze des würzig duftenden Tannenbaumes ein Himmel aufging mit tausend güldenen Verheißungssternen, wo sein Hoffen so grenzenlos war, wie sein Sehnen. Was hatte ihm denn das Leben von Hoffnungen genommen, daß er sich heute mit einem abgeplünderten Tannenbaume verglich? Hatte es ihm nicht mehr gegeben, als tausend Anderen? Warum hatte er dies Alles von sich gestoßen: Kunst und Ehre und treue unerschütterliche Liebe, um nichtigen Tand dafür einzutauschen? Und was hinderte ihn, heute entschlossen umzukehren, eine Verzeihung zu erflehen, die ihm längst gewährt war, die Arbeit aufzunehmen, die auf ihn von Tage zu Tage gewartet hatte? Ich will es Euch sagen, was ihn daran hinderte. Daß er Alles Dies als eine Pflicht erkannte und daß für seinen durch Abenteuer verdorbenen Sinn diese Pflicht den Reiz des Absonderlichen verloren hatte. Das Ehrgefühl war fest genug in ihm entwickelt, um ihn zu dem zu zwingen, was er für Ehrenpflicht hielt,

aber der Flattersinn war zu sehr in ihm ausgebildet, um ihm noch jenen frischen, freudigen, Alles überwindenden wilden Drang zu gestatten, der die Quelle des wahren Genies ist und bleiben wird. So erschien ihm des Lebens Höchstes und Tiefstes als ein nüchtern hausbackenes Philisterium, in das er sich nicht ohne Widerstreben begab und eben nur begab, weil er die zwingende Nothwendigkeit anerkannte. Diese Erkenntniß wurde freilich heute lebendiger, als je, in ihm. Er hatte sich früher wohl über die Vorwürfe, welche in seinem Herzen wegen der Vernachlässigung Marien's aufstiegen, mit dem Einwande hinweggeholfen, daß ihr Vater selbst ihn ja abgewiesen habe und daß er denn doch schließlich eine zu bedeutende Persönlichkeit sei, als daß er es sich bieten lassen könne, sich wie ein Schulbube eine Frist für braves Verhalten stellen zu lassen. Aber dieser Gedanke wollte heute keine rechte Kraft mehr gewinnen. War es, weil die letzten Wochen ihm den Werth seiner Persönlichkeit in etwas bedenklichem Lichte gezeigt hatten oder war es das Bild des einst gelbieten Mädchens, das in altem Strahlenglanze vor ihm aufstieg, all die anderen schwülen und berauschenden Bilder in Schatten stellend, die sich bis dahin zwischen ihn und sie gedrängt hatten? Da waren dunkele Räthselaugen gewesen und flammend heiße Blicke, aber sie erloschen alle gleich Irrlichtern vor dem klaren Tief-

blau dieser treuen Heimathaugen. Wenn es denn schon sein mußte, wenn die schöne holdselige Freiheit des ungebundenen Künstlerlebens gegen den Käfig des Alltagszwanges und der unvermeidlichen Ehe eingetauscht werden mußte, so waren diese herzinnig tiefen Augen jedenfalls allen anderen vorzuziehen. Das waren so ungefähr die Gedanken, die Hans vor sich hin spann, als er an diesem Morgen den Entschluß faßte, bei dem alten Baron nochmals um Mariens Hand zu bitten. Der Gedanke, daß die Liebe dieses Mädchens ihn über sich selbst erheben, daß sie sein guter Stern, sein besseres Selbst, der Schutzgeist seines Schaffens werden könne, war ihm gar nicht gekommen, obgleich ein Blick in die strahlenden Augen des Knaben da neben ihm, in das sonnig zufriedene Antlitz des Bruders, auf das stille Glück der Schwägerin ihm das Alles hätte sagen können.

Die Mutter hatte inzwischen geschellt und die große Flügelthür zu dem Zimmer geöffnet, in welchem der lichtergeschmückte Weihnachtsbaum strahlte; wißt Ihr, so eine von den stattlichen regelmäßig aufgeschossenen Weißtannen, die nirgends voller und schöner, als im Harzlande, wachsen! Rund um den Baum lagen auf weißgedeckten Tischen die Geschenke für das Gesinde, welches an diesem Morgen eine Hauptrolle spielte, und auf der langen Tafel an der Wand war für die

Familienmitglieder beschеert. Die Leute traten in ihrem besten Sonntagsschmucke herein, die alte Stine und Jochen voran, nach ihnen Fieke und Jacob. Die letzteren starrten in freudigem Erstaunen den schönem Baum an; sie feierten das Fest zum ersten Male im Forsthause. Fieke hatte ihre Mutter im vorigen Jahre kurz nach dem Feste verloren und hatte sich dann einen Dienst gesucht. Sie mußte an das vorige Christfest denken und wie die Alte sie zum Himmel gewiesen hatte, wo ihr der ewige Vater unter dem großen Sternenbaume bereits ihr stilles Plätzchen beschеert habe. Als daher Frau Emilie jetzt auf dem Harmonium die alte verheißungsvolle Weise spielte, die schon so viele schlichte Herzen ergriffen hat: „O, du fröhliche, o du selige, gnadenbringende Weihnachtszeit", stürzten Fieke die Thränen unaufhaltsam aus den Augen, und sie hätte sich wohl nicht so bald gefaßt, wenn nicht die Frau Oberförster zu ihr getreten wäre und ihr den alten Trostspruch zugesprochen hätte, der noch in keinem jungen Menschenherzen unverstanden geblieben ist: daß wir unsere Lieben unter dem Friedhofsrasen nicht durch übermäßiges Weinen betrüben sollen, denn sie müssen ja in einem Kruge alle die Thränen sammeln, die wir weinen, und wir können sie nicht besser betrauern, als wenn wir uns geloben, ihnen nachzuleben in Tüchtigkeit und sittsamer Würde. Auch Fieke Vollrath verstand

die Bedeutung dieser schlicht gesprochenen Worte, sie drängte gewaltsam ihre Thränen zurück und küßte der Frau die Hand, und als ihr die alte Stine ein Stück Schwarzbrod mit Salz gereicht hatte, das nach ihrer Meinung allen Heimweh- und Herzenskummer heilte, vergaß Fieke wirklich die Ursache ihrer Thränen. Sie dachte daran, wie sehr sich ihre Mutter im Himmel freuen müsse, wenn sie herabblicke und ihr Kind unter der Obhut so guter lieber Menschen sähe.

Jacob hatte keine Ursache zu weinen; seine Eltern lebten noch. Auch mit dem sorgenschweren Stande eines Hofjungen, den er seit vorigen Ostern im Forsthause bekleidete, hatte er sich ausbesöhnt, und als er die schönen bis an's Knie reichenden Schmierstiefel und die grüne Joppe betrachtete, die er geschenkt bekommen hatte, strahlten seine Augen so vor Freude, daß er darüber fast den Weihnachtsweck vergessen hätte. Ich sage mit guter Vorsicht: fast! Denn so ein Harzer Flachskopf von 15 Jahren, der im ärmlichen Elternhause nicht ordentlich ausgefüttert war, schlägt beim Essen eine gute Klinge, und so erwog denn Jacob auch bereits im Stillen, ob Fiekens Weck nicht doch vielleicht etwas größer gerathen sei, als der seinige. In dieser Betrachtung wurde er aber unsanft durch Jochen unterbrochen, der ihn fragte, ob er sich denn nicht beim Herrn Oberförster bedanken wolle. Das that er denn

nun auch. „Un eck danke ok velmals, Herr Oberförschter, un, un — —“ „Na, was denn, Jakob?“ „Un, Herre, eck will ok keen Plumen wedder musen.“ Und dabei stürzten auch ihm die Thränen aus den Augen und er hätte ja wohl das allerschönste Heulkonzert angestimmt, wenn ihm nicht der Herr Oberförster freundlich auf die Schulter geklopft und ihm erlaubt hätte, nach Braunlage zum Besuche seiner Eltern zu gehen. Jacob ließ sich das nicht zweimal gesagt sein und eine halbe Stunde später trollte er durch den tiefen Schnee heimwärts, um auch in das kleine Waldhaus an der Warmen Bode die Weihnachtsfreude einziehen zu lassen. Die grüne Joppe hatte er angezogen und die Pfeffernüsse und Honigkuchen in die Schäfte der neuen Stiefel geschüttet, die er über die Schulter gehängt hatte; Stine und Jochen hatten ihm für die kleineren Geschwister die Hälfte ihres Backwerkes dazu gegeben. Aber den Weihnachtsweck hatte Jacob nicht mitgenommen: „denn am Enne is Einer doch ok en Minsch“.

Als Jacob hinausgegangen war, traten auch die Anderen zum Oberförster, um ihm für die Geschenke zu danken und es ließ sich keiner merken, daß diese Geschenke kärglich ausgefallen waren, weil der Alte nur die Dienstboten so reichlich wie sonst hatte bedenken können. Hans stand am Fenster und biß die Zähne

aufeinander. Er hatte unter seinem Backwerkteller einen großen Briefumschlag gefunden, und beim Oeffnen desselben hatte er eine ganze Reihe schmutziger blauer Vorwürfe in Gestalt von bezahlten Wechseln herausgezogen. Das war sein Weihnachtsgeschenk! Aber der Vater klopfte ihm freundlich auf die Schulter. „Nun, laß gut sein, Junge. Es war eine harte Nuß für mich; aber es mag darum sein. Ich stehe noch fest auf den alten Füßen und Du bist jung und hast ein schönes Talent. Hilf Dir nun selber vorwärts, denn auf die Deinigen darfst Du nun nicht mehr zählen. Und nun schneide kein saures Gesicht und verdirb Deiner Mutter die Weihnachtsfreude nicht!“ Hans suchte sich auch wirklich, so gut es ging, zu fassen und Frau Amalie that, als habe sie nichts von des Oberförsters Worten gehört. Das Peinliche seiner Lage wurde übrigens dem jungen Herrn erleichtert durch den ungestümen Jubel, in welchen der kleine Fritz ausgebrochen war. Als die Anderen mit ihrer Bescherung fertig waren, hatte sich nämlich Jochen ganz still und heimlich hinausgedrückt. Jochen war so ein alter Duckmäuser, dessen größter Spaß darin bestand, Andere recht hinterlistig mit einer ungeahnten Freude zu überraschen. Er verstand sich außer dem gebildeten Umgange mit Pferden nicht nur auf's Zerwirken des erlegten Wildprets, sondern auch auf's Fuchsgraben, Vogelstellen, Krebsen, Forellen-

fangen, Netzestricken, Trüffelsuchen, Gewehrputzen, Geschirrflicken und vor allen Dingen auf das Schnitzen von allerhand nützlichen und unnützen Geräthen. Zu den letzteren gehörten die Flitzbogen, welche er dem kleinen Fritz alljährlich zu schenken pflegte. Die Frau Oberförster, welche in steter Besorgniß lebte, daß der kleine Kerl mit diesen Dingern einmal irgend Jemand ein Auge ausschießen möchte, hatte Jochen gebeten, doch diesmal ja nicht wieder einen sochen Bogen zu schnitzen, und der hatte ihr das auch ganz ernsthaft versprochen. Hinterher aber hatte er sich in's Fäustchen gelacht und vier Wochen lang in seinem Holzstalle herumgekramt, ohne einen Menschen etwas von seiner Arbeit merken zu lassen. Unten an der Landstraße hatte er in einem Holzklafter ein schönes fünfzölliges Stück von einer Ebereſche gefunden, und dann hatte er aus einer alten Krinoline, die Stine auf dem Boden aufbewahrte, die Stahlreifen ausgezogen. Aus dem Eschenholzstücke hatte er einen schön verzierten Armbrustschaft geschnitzt und die Krinolinenreifen hatte er dreifach und vierfach aufeinandergelegt und dann mit Hirschflechsen umwunden, so daß sie einen strammen Bogen gaben. Dann hatte er eine straffe Sehne gedreht, von einer alten zerschlagenen Flinte den Abzugsbügel genommen, schließlich noch einige sechszöllige Bolzen geschnitten, die er an der Spitze verbleite, und so kam er nun am Weihnachtsmorgen mit der wunderschönsten

Armbrust von der Welt zur Stube herein. Frau Milchen und Frau Malchen wurden über diese Ueberraschung bitterböse, während der Oberförster und Ludolf laut auflachten. Jochen stand wie ein begossener Pudel da, und Fritzchen bettelte bei der Großmama, daß sie ihm doch erlaube, die schöne Armbrust anzunehmen. Das sei ja doch gar kein Flitzbogen! Schließlich legte sich auch die alte Stine in's Mittel und als Jochen bat: „na, laten's doch man jut sin, Fru Oberförschtern, eck lat'en jo nich scheiten, wenn eck nich derbi sin dhau", gab Frau Malchen ihre Einwilligung; jedoch nur gegen das Versprechen, daß ihr das Schießding jedesmal nach dem Gebrauch von Jochen abgeliefert werden müsse.

Na, Ihr werdet ja wohl selbst wissen, wie das mit solchen Versprechen gehalten wird, und so war denn auch Jochen zufrieden und trollte mit Fritzchen zur Thüre hinaus, um das neue Spielzeug im Garten zu probiren. Die Anderen setzten sich inzwischen an den Kaffeetisch und probirten den Weihnachtsweck, welchen Frau Milchen nach dem Recepte der Schwiegermutter gebacken hatte. Der Oberförster fand, daß etwas zuviel Citronat in dem Kuchen sei, Ludolf aber bewies sich auch darin als ein Mustergatte, daß er doppelt soviel, als die Anderen verzehrte.

So waren eben Alle in der fröhlichsten Weihnachtsstimmung, als der kleine Fritz auf dem Hofe ein

Hallohrufen erhob, als ob er lebendigen Leibes am Spieße stäke. Frau Malchen ließ entsetzt die Kaffeetasse fallen, sie sah im Geiste ihren Liebling schon im Blute schwimmen. Der aber stürmte athemlos vor Jubel zur Thüre herein und geradewegs seinem Großvater zwischen die Kniee: „Großpapa, Großpapa, sieh doch nur, was ich geschossen habe!" Und dabei hielt er einen Iltis in die Höhe, der sich eben hatte in den Hühnerstall schleichen wollen, als ihn Jochen bemerkte und den Knaben die Armbrust darauf richten ließ. Jochen trat mit der Armbrust in der Hand hinter dem Jungen in die Stube und lachte in sich hinein, wie er die Freude des Oberförsters sah, der den Knaben auf die Kniee genommen hatte und ausrief: „Sapperlot noch einmal, Waidmannsheil, Du Teufelsjunge!"

Ja, Waidmannsheil, Du flachsköpfiger kleiner Schütze! Die erste Armbrust, die erste Büchse, der erste Iltis, der erste Hirsch, das erste Hallali und so weiter und so weiter, bis man auch Dir einmal das Hallali bläst und Dich zu dem großen Stelldichein abruft, wo Dein alter Großvater dann schon lange auf Dich warten wird!

„Jung und grün und jung und jagen,
Wär's nur nicht so bald vorbei;
Denkst doch noch in alten Tagen,
Wie es schön gewesen sei!"

V.

Gänsebraten ist gewiß ein sehr schönes Weihnachtsgericht, aber zubereiten muß ihn die Hausfrau können! Die einen thun Beifuß hinein, die anderen geschnittene Aepfel und Rosinen, andere Kastanien und wieder andere Borsdorfer Aepfel. Ich bin sehr für Borsdorfer Aepfel. Und dann muß die Gans ordentlich braun gebraten sein; das verstehn unsere zimperlichen Fräuleins auch nicht mehr. Sie haben soviel Französisch Parliren gelernt, daß sie keine Gans mehr knusprig braten können; womit übrigens nicht gesagt sein soll, daß ihr Französisch besser schmeckte. Es ist meistens ebenso zäh und langfaserig, wie ihr grünlich blaßer Gänsebraten. Frau Malchen sprach gar nicht Französisch, aber im Braten und Schmoren war sie stark. Frau Milchen, die gern Alles lernen wollte, verstand sich auch schon sehr gut darauf. Aber mit

dem Ding, das ihnen da Kaufmann Kunze zu Weihnachten geschenkt hatte, konnten sie doch beide nicht fertig werden. Es war so eine neumodische Rostgabel, die mit einem Uhrwerk aufgezogen wird und die aufgespießte Gans immerfort vor dem Feuerroste herumdreht. Das ist gewiß sehr hübsch für städtische Oefen, die nicht mehr mit Holz geheizt werden können. Aber wie kann eine ordentliche Hausfrau oder Köchin denn den ganzen Vormittag vor dem Feuer sitzen und die Gans begießen! Stine war auch der Meinung. „Eck will Sei wat seggen, Fru Oberförschtern, mer stelln dat nimod'sche Ding in'e Eck und dhaun de Gaus wedder in de Pann op de Ledder." Nun, das wurde denn beschlossen, und als Stine um halb zwölf den Braten noch einmal auf der Leiter begossen hatte, konnte sie beruhigt den Tisch decken. Jochen half ihr den langen Klapptisch vom Flur in die große Stube tragen, und Stine holte aus dem Tafelschranke eins von den alten Eichsfelder Damastgedecken, mit dem sie den Tisch festlich ausstattete. Während dessen mengte Frau Milchen mit Apfel- und Heringsschnittchen den Kartoffelsalat an; denn eine Gans ohne Kartoffelsalat ist wie ein Winter ohne Schnee oder ein Kuß ohne Bart. Frau Malchen aber ging in den Keller und holte einige Flaschen Rüdesheimer Berg herauf. Es waren nicht viel mehr auf dem Lager und es trat ihr feucht in

die Augen, als sie daran dachte, wie lange sie wohl dem Gatten diese Stärkung noch werde bieten können. Sollte sie nicht doch lieber zwei Flaschen Steeger nehmen? Aber zu Weihnachten! Und dann war ja doch auch Hans da! Und wie würde es denn vor den Leuten aussehen! Also nahm sie doch die Rüdesheimer und dann noch eine Schürze voll Birnen. Das waren auch die letzten; aber es war ja Weihnachten! Als Frau Malchen aus dem Keller zurückkam, schlug die Uhr auf dem Treppenflur bereits zwölf. Du lieber Himmel, und die Suppe stand noch nicht auf dem Tische! Zu ihrem größten Erstaunen aber fand sie den Gatten noch nicht im Speisezimmer, wo er sonst umherzuknurren pflegte, wenn das Essen nicht rechtzeitig aufgetragen war. In Rothenbruch hält man nämlich ebenso wie die Sonne noch an der guten Zeit fest, welche um 12 Uhr Mittag zeigt, was bei Euch großstädtischen Langschläfern ja wohl erst die Frühstückszeit ist! Heute aber ließ sich der Alte selbst von den dumpfen Schlägen der alten Wanduhr nicht zum Kommen mahnen, und Frau Malchen rief einmal über das andere: „was hat denn nur der Vater, daß er nicht kommt?“ bis Ludolf sie damit beruhigte, daß der Vater mit Hans in seinem Schreibzimmer zu reden habe. Und so war es denn auch. Was sie da gesprochen haben? Nun, ich will es Euch nur in Kürze sagen, damit Frau

Malchen nicht noch ungeduldiger wird und Stine am Ende gar der Gänsebraten anbrennt. Also: der Herr Oberförster hatte seinem Jüngsten kurz und deutlich auseinandergesetzt, daß nun mit dem Arbeiten ein ernsthafter Anfang gemacht werden und daß Hans seine Beziehungen zu Marie von Angern in Ordnung bringen müsse. Es freute ihn, daß der Sohn bereitwilligst seinen Wünschen entgegenkam, und er erbot sich gern, mit dem alten Angern selbst ein ruhig Wort zu reden. Erfreulicherweise biete sich ja dazu bereits Nachmittags Gelegenheit, denn er habe sich mit den Seinen in Angerode angemeldet. „Also, nimm Dich zusammen, Junge. Bring mir das Mädel bald als Schwiegertochter in's Haus und in Dein Leben Licht und frische Luft. Dann wird sich alles Andere von selbst finden. Und nun komm zu Tische." — „Na endlich!" platzte Frau Malchen heraus, als Vater und Sohn nun zur Stube hereintraten. Aber sie war ganz erstaunt über das lustige Gesicht des Alten; so kreuzfidel hatte sie ihn ja lange nicht gesehen und es drückte ihr fast das Herz ab, zu wissen, was denn da eigentlich in der grünen Stube verhandelt sei. Der Oberförster that ihr freilich nicht den Gefallen, das zu verrathen, aber als er nach der Suppe „dem Doctor einen Thaler stahl", d. h. die Gläser vollgeschenkt hatte, hob er das seinige in die Höhe und rief fröhlich: „Nun, stoßt an Kinder,

auf eine frohe Zukunft!" Und die Gläser klangen feierlich zusammen; nur dem Oberförster zitterte ein wenig die Hand, als er mit Hans anstieß, aber auch dessen Glas gab einen vollen und tiefen Ton. Frau Malchen wollte eben Anspielungen auf die Zukunft machen, um ihre Neugier zu befriedigen, als Stine die Gans auftrug. Der Oberförster blickte seine Gattin schmunzelnd an und begann dann, mit einem langen Messer die Gans kunstgerecht zu zerlegen. „Aber heraus bekomme ich es doch", dachte Frau Malchen im Stillen und legte Fritzchen den „Trommelstock" vor, wie dieser die Gänsekeule nannte. Ludolf wollte das nicht leiden; der Junge solle bis zuletzt warten, aber Großmama hatte dem Kleinen bereits sein Lieblingsstückchen zugetheilt. Zur Strafe dafür mußte er sich nun so lange an dem Bratendufte genügen lassen, bis Großpapa auch den Uebrigen vorgelegt hatte. Das war glücklicherweise bald geschehen und Fritzchen konnte sich dem nützlichen Geschäfte des Bratenessens mit dem Eifer und der Gewissenhaftigkeit hingeben, die sich für einen angehenden Waidmann geziemt. Als er mit dieser Arbeit fertig war und tief aufseufzte, fragte ihn der Alte schmunzelnd:

„Sag an, mein Waidmann hübsch und fein:
Was dünkt Dich frei,
Wann mag der edel Hirsch am gesündesten sein?"

Und ohne langes Besinnen gab ihm der kleine Schelm auf den Frageſpruch die alte Antwort wieder:

„Joho, das haſt Du gefragt einen Mann,
Der Dir's von Grund aus wohl geſagen kann:
Wenn die Jäger eſſen Braten und trinken Wein,
Joho, das dünkt mich frei,
Mag der edel Hirſch am geſündeſten ſein."

„So", rief lachend der Alte, „nun, dann komm her und trink einmal." „Aber Fritzchen! Um Gotteswillen, der Junge trinkt ja das ganze Glas aus!" warf Frau Milchen beſorgt ein. Der aber ließ ſich nicht irre machen und ſetzte nicht ab. Dann küßte er dem Großpapa und der Großmama artig die Hand und verließ, wie er zu thun erzogen war, das Zimmer, um die Erwachſenen nicht länger in ihrem Geſpräche zu ſtören.

Die Brüder ſprachen von den Kunſtverhältniſſen in Thüringen, Rheinland und Süddeutſchland, von dem Erwachen eines neuen, aus warmer Vaterlandsliebe geborenen Geiſtes, von der Verdorbenheit der Preſſe und der Verflachung des Geſchmackes und was derlei Fragen mehr ſind, die jungen Künſtlern die Herzen freudiger ſchlagen machen oder ihnen die Zornröthe in die Stirne treiben. Ludolf ereiferte ſich über die Schlaffheit der modernen Landſchaftsmaler, die anſtatt dem Großartigen und Erhabenen in der Natur nachzugehen,

sich an seichten Veduten oder armseligen zufälligen Studienmotivchen genügen lassen, wenn es hoch kommt an weichlichen „Abendstimmungen". Hans aber belehrte ihn darüber, daß das ganz die Waare sei, welche unser verflachtes Zeitalter verlange, das allem Charakterfesten und Knorrig-Selbständigen scheu aus dem Wege gehe. Der Oberförster stimmte Ludolf eifrig darin bei, daß ein Künstler von rechtem Schrot und Korne nicht nach der großen Masse fragen dürfe, sondern seine eigenen Ueberzeugungswege gehen müsse allen Geschmacksrichtungen zum Trotze und daß das wahrhaft Tüchtige doch durchdringe ohne Lobhudeleien einer feilen oder unwissenden Presse und ohne die Klüngelwirthschaft mittelmäßiger Köpfe.

„Gewiß dringt es durch, lieber Vater. Und auch für mich wird der Tag kommen, wo ich der Frohnarbeit werde entsagen und ganz meinem innersten Künstlerglauben werde leben können!"

„Und dieser Künstlerglauben betet noch immer zu Wodan und zur Frau Holle? Du großes Kind!" spottete Hans.

„Du weißt wohl nicht, wie Unrecht Du mit solchen Worten Dir selber thust, Hans! Welcher wahre Künstler wäre denn nicht ein großes gläubiges Kind! Wurzelt unser bestes Schaffen denn nicht in den frühesten Eindrücken der Knabenjahre? Du selbst, denkst Du nicht

mit frommer Scheu zurück an die Zeit, wo wir noch beide im kleinen Stübchen droben der himmelstürmenden Jugendphantasie vertrauten? Hast Du vergessen, wie damals Dich der Zauberhauch der Heimathsagen durchschauerte, deren Nachklänge aus jedem Felsgebilde, aus jedem Köhlermärchen unseres naiven Volkes lebendig zu Dir sprachen? Wie ist der Künstler glücklich, der aus solchem ewig frischen Borne schöpfen kann! Und ich sollte von demselben lassen? Nimmermehr!"

„Lieber Ludolf, ich habe, wie Du ganz richtig betonst, einmal eben so geschwärmt, wie Du. Heute schwärme ich nicht mehr; denn ich habe erfahren, daß das Publikum eben nicht aus großen gläubigen Kindern, sondern aus gewitzten und raffinirten Weltkindern besteht, die zu ganz anderen Göttern beten, als zu Wodan und Fricka. Du hast es ja selbst erfahren. Deine Wodanszüge haben sie ausgelacht; Deine Landschaften kaufen sie!"

„Da thust Du dem Publikum ebenso unrecht, als mir. Wenn meine Wodanszüge ausgelacht sind, wie Du meinst, so hat die Ursache zum größten Theile in mir selbst gelegen. Meine malerische Technik war damals zur Bewältigung so großer Stoffe noch zu gering. Zum Theile war auch die falsche akademische Erziehung daran schuld, die mir mit ihrem zopfigen Schematismus die besten Jahre meiner Jugend geraubt hat. Anstatt uns aus der lebendigen Natur schöpfen

zu lassen, wurde uns da das steife Vorbild einer todtgeborenen Scheinklassicität vorconstruirt, und ehe wir uns von dieser gelahrten Gliederpuppe losmachten, war oft die beste Schaffensfreudigkeit dahin. Auch ich fürchtete, in diesem Zwange zu verknöchern und warf mich deshalb zunächst lieber ganz auf die Landschaft, für die ich ja von Jugend auf stets eine gleichzeitige Neigung hatte. Aber alle Erfolge, welche ich in derselben erzielt habe, sollen mich doch meinem größeren Ideale nicht abwendig machen! Was ist es denn, was dem Publikum in meinen Landschaften gefällt? Doch der Ernst, die Größe, Urwüchsigkeit der Harznatur! Nun, wenn es in einer Frühlings- oder Herbstlandschaft das Sturmesturnier versteht, warum soll es mich denn auslachen, wenn ich ihm diese Frühlingsschlacht in mythische Figuren übersetze, wie dies das naive Volk selber gethan hat, das seinen Felsgebilden Leben andichtete und eine gewaltige Götterwelt um sich erschuf?"

„Glückauf! Ich glaube allerdings nicht an den Erfolg. Ja, wenn Du Deiner Freya einen seidenen Lappen umhängen oder ihr ein frisirtes Salonköpfchen aus der Galérie des Beautées aufsetzen könntest! Das wäre etwas Anderes. Versuche es doch einmal, es ist ja doch so leicht! Nimm den ersten besten Jahrgang einer illustrirten Zeitung und suche Dir unter den „Studienköpfen", die da auf den Frontseiten als Schön-

heitsideale prangen, einen aus. Dazu ein paar bloße Brüste, eine gestreckte Hüfte, hübsch boudoirmäßig natürlich, und ein hübsch gemalter Atlaslappen drum und der Erfolg ist fertig! ‚Was plagt Ihr armen Thoren viel zu solchem Zweck die holden Musen!' Lehre mich doch die Welt und die Menschen nicht kennen, lieber Ludolf!"

„Schlimm genug, daß Du in nur zu vielen Fällen Recht hast!"

„Ich behaupte ja übrigens auch nicht, daß Du mit Deinen Gesinnungen zu Grunde gehen mußt! Warum denn? Es mag sich ja ein „großes Kind" finden, das Dir ein Bild abkauft. Aber jedenfalls wird Dich kein Kunstverein protegiren und kein Kunsthändler in die Mode bringen."

„Dank der Ehre!"

„Sehr schön. So haben viele gedacht. Sind heute Photographen oder Zeichenlehrer um des lieben Brodes willen!"

„Ist das denn möglich?" warf der Oberförster ein, indem er die Gläser füllte, welche die Brüder in der Hitze des Gefechtes immer wieder leerten.

„Es ist leider wahr, lieber Vater!" antwortete Ludolf. „Ich kenne viele, welche die Wände ihrer Ateliers so lange mit groß gedachten und empfundenen Werken geziert sahen, bis sie es aufgaben, den Geschmack des Publikums läutern zu wollen. Und kenne auch

Andere, die bei eben so hoher Begabung von ihrer Eigenart abließen und mit den Wölfen heulten. Gerade aus dem Harze habe ich von der ersteren Art mehrere gekannt. Sie wollten sich nicht zur sentimentalen Schlaffheit oder pikanten Lüge erniedrigen und haben daher ein anderes ehrliches Brod gesucht. Aber was beweist das? Wenn mein Nebenmann fällt, soll ich deshalb die Büchse in's Korn werfen und die Fahne verlassen? Nein, um so fester und zäher will ich zu ihr halten! Die Kunst ist kein müßig Pfänderspiel, bei dem Dir der Siegespreis zufällt, wie Mädchenküsse; sie ist ein Kampf, ernster, wie mancher andere, und auch ihr Preis ist höher, wie jeder andere. ‚Und setzet Ihr nicht das Leben ein, nie wird Euch das Leben gewonnen sein!'"

Der Oberförster bot Ludolf die Hand, in die dieser kräftig einschlug.

„Du hast Recht, Ludolf; ein Hundsfott, der seine Fahne im Stiche läßt, in welchem Kampfe immer es auch sein mag!"

Hans schwieg. Er strich nachdenklich die Spitzen seines Schnurrbartes und blickte auf seine wohlgepflegten Hände. Das war in der That im Augenblicke das Gescheiteste, was er thun konnte.

Das lustige Geläute des Schlittens, welchen Jochen vorfuhr, lenkte die Aufmerksamkeit der Gesellschaft auf

andere Dinge. Die Herren nahmen ihre Pelze, Hans reichte der Schwägerin ihren Mantel und sie stiegen mit Ausnahme der Großmama, die mit dem Kleinen zu Hause blieb, ein. Der Oberförster saß mit der Schwiegertochter auf dem Vordersitz, die Söhne hatten auf dem Rücksitze Platz genommen, und nachdem der Alte und Ludolf ihre Jagdpfeifen in Brand gesetzt hatten, knallte Jochen von der Pritsche herab mit der langen Schlepppeitsche und der Schimmel setzte sich in Trab. „Adieu, adieu!" rief Frau Malchen und Ludolf dachte daran, wieviel besser doch „Lebewohl" oder „Behüt Euch Gott!" geklungen hätte!

Ihr Großstädter setzt Euren Gäulen, wenn Ihr Schlitten fahrt, einen Schellenbaum mit rothweißen Roßschweifen auf das Geschirr. Es ist wahr, das sieht recht hübsch aus, aber klingen thut es desto jämmerlicher. Im Harze klingt's anders! Sie haben hier noch die guten alten Schellendecken mit dem tiefen viergestimmten Geläute. Während das bei Euch himmelt und bimmelt und klingelt und tingelt und schellt und gellt, tönt es hier wie ein frohlockend Geläute von krystallenen Pokalen.

Marie von Angern aber klang es noch anders, ganz anders. Ihr war, als habe der liebe Gott ihr mitten in den Winter hinein seinen Mai gesandt und alle Schneeglöcklein und Zauberblumen läuteten den

Frühling ein. Sie war außer Stande, die Bewegung niederzukämpfen, die sich ihrer bemächtigt hatte und ging in ihrem Giebelstübchen unruhevoll auf und nieder, kein Auge von der alten Stutzuhr wendend, die immer noch nicht auf zwei zeigen wollte, zu welcher Stunde Ebersdorfs sich angemeldet hatten. Aus dem Lutterthale kam ein Schlitten; es waren die Füchse des Schulze Biermann aus Branderode. Da endlich trabte der Rothenbrucher Schimmel um die Ecke und Jochen ließ die Peitsche knallen, als er auf die Straße nach Angerode abbog. Und mit „Gling, glang, Gloria" kam der Schlitten näher, jetzt bog er in den Hof ein und ehe Marie, die wie gebannt an der Schwelle ihres Zimmers stand, es sich versah, hielt Milchen sie in den Armen und küßte sie auf Mund und Wangen. — Eine junge Frau weiß stets am besten über mancherlei Peinliches hinwegzuhelfen und so verstand es auch Milchen, hier den rechten Ton anzuschlagen. Ehe eine Stunde vergangen war, saßen die beiden alten Herrn plaudernd im Eckzimmer und die Jungen waren mit dem Angeröder Schlitten zu einer Eislaufparthie nach dem Moosbecker Teiche gefahren, der nach einer Ueberschwemmung durch das von den Bergen kommende Quellwasser eine spiegelglatte Fläche bot.

Rings um sie schweigende Waldesstille. Nur am Thalmunde das Gemurmel der Warmquelle, die durch

Schnee und Gestein hindurch unter die Eisdecke schlüpft, und auf dem Giebel des kleinen Wärtershauses am Teichdamme der fröhliche Gesang eines Zaunkönigs, der selbst in Frost und Schnee die gute Laune nicht verliert! Und zuweilen das Knacken des spiegelglatten Eises, über das die Paare beflügelten Zuges dahingleiten, von frischer Bergluft und wallendem Jugendblute die Wangen geröthet! Ludolf, welcher die Gattin führt, hat die Spitze genommen und wirft kräftigere Holländerbogen als das zweite Paar, das leichter und geschmeidiger dahingleitet, aber doch gleich schnell vorwärts strebend, voll zwangloser Anmuth in jeder Bewegung. Die Sonne welche auf das waldumsäumte Bergkleinod herniederblickt, kann keinen reizvolleren Gegensatz, als diese beiden Paare bescheinen; ein Bild strotzender Manneskraft und vollsaftiger Frauenschöne das ältere, das jüngere Paar in biegsamer Gewandtheit so recht das Gegenstück zu jenem. Marien war so flügelleicht zu Muthe, so frei schwebte sie an der Seite des geliebten Mannes dahin, ihr Auge hing so voller Seligkeit an seinen Lippen, daß ehe gedacht, zwischen ihnen das erlösende Wort gesprochen war. Das erlösende Wort, ihr wurde es leicht, dasselbe zu sprechen und jeder warme Blick ihrer Blauaugen schrieb in sein Herz die Bestätigung hinein.

Und er?

Er durfte sich solchen Kleinodes nicht rühmen, aber die Versicherung durfte er aus vollem Herzen geben, daß er vergeblich gesucht habe, sie zu vergessen. „Was kann ich Dir denn sein, Marie! Ich bin heute ärmer als je und bin die starke Eiche nicht, die Dein Vater fordert. Laß ab von mir!“ Hans hatte bei diesen Worten ihre Rechte freigelassen und nur die Linke leicht gehalten. Und sie, der Bahn nicht achtend, war an ein Eisstück gestoßen und gefallen. Er hielt sie im Falle und zog sie zu sich empor und sie umschlang in leidenschaftlichem Aufwallen seinen Nacken: „Und wenn Du der ärmste Bettler wärest, so würde ich nicht aufhören, Dich zu lieben. Und wenn Du selbst Dich aufgiebst, ich lasse nicht von Dir, Du mein Glück, mein Leben, mein Alles!“ Und ihre Lippen preßten sich fest auf die seinen, als müsse sie mit diesem einen Kusse auslöschen, was die letzten bösen Jahre ihm an Trübem und Unreinem in's Herz geschrieben hatten. Hans küßte sie auf Mund und Augen und zog sie in leichtem Gleiten mit sich fort, da das andere Paar eben um die Waldecke bog. Milchen stieß einen leichten Schrei aus; aber sie hatte sich nicht gestoßen und gab Ludolf auf sein Befragen beruhigende Antwort. Dann aber entzog sie sich seiner stützenden Hand und eilte jubelnd auf die liebste Freundin zu, die ihr erröthend um den Hals fiel. Hans half sich mit Schnurrbartstreichen über

die Verlegenheit hinweg und Ludolf, der nun auch begriff, was vorgefallen war, meinte lachend, dann könne man ja nun nach Angerode zurückfahren, wofür ihm seine Frau schmollend einen Schlag auf den Mund gab. Darüber brachen die Herren in Lachen aus, in das denn auch die Damen einfielen und so kehrten Alle fröhlichen Herzens, Milchen aber wie ein triumphirender Feldherr nach einer gewonnenen Schlacht, nach Angerode zurück. Die alten Herren waren dort nicht sonderlich erstaunt über die fröhlichen Gesichter der Jungen, sie hatten wohl etwas Aehnliches erwartet.

Als der alte Baron seine Tochter schmunzelnd fragte: „na, seid Ihr denn nu im Reinen?“ fiel Marie auch ihm um den Hals; ihr übervolles junges Herz hätte heute der ganzen Welt sein unnennbares Glück mittheilen mögen. Der alte Baron strich ihr zärtlich über das lichtbraune Wellenhaar, er hatte ja keinen anderen Wunsch mehr auf der Welt, als sein Kind wieder froh und glücklich zu sehen. Der Oberförster hatte mit Hans ein paar Worte gesprochen, die diesen ernster als gewöhnlich gestimmt hatten. Der alte Baron klopfte dem jungen Herrn freundlich auf die Schulter und bat ihn in das Nebenzimmer, wo er in seiner derben biederen Weise sofort auf den Kern der Sache kam.

„Dein Vater hat mich erzählt, was Du für Streiche gemacht hast. Das sind mich ja schöne

Geschichten; Du solltest Dich was schämen, Deinem alten Vater so'nen Kummer zu machen auf seine alten Dage. Ich sollte Dich eigentlich meine Dochter gar nich geben, aber Dein Vater is ein Ehrenmann un Dein Bruder auch, un sie haben mich beide versprochen, dafür zu sorgen, daß Du nu vernünftig wirst un mein Kind nich unglücklich machst. Nu, mache man kein schiefes Gesicht, ich will sie Dich ja geben, aber versprich mich, daß Du nu ordentlich bleiben willst. Na; ich will Euch schon helfen, daß Ihr durchkommt. Un nu geh man rein. Du kannst uns nun alle Dage besuchen; aber verloben sollt Ihr Euch erst, wenn Du ein ordentliches Bild fertig gemacht hast. So habe ich es mit Deinem Vater abgemacht."

Für das hochfahrende Wesen des jungen Freiherrn war diese bäuerische Vertraulichkeit eine empfindliche Demüthigung und einen Augenblick überlegte er wieder wie früher schon öfter, ob sich eine so würdelose Deutlichkeit mit der Bedeutung seiner Persönlichkeit vertrüge; aber sein Stolz hatte in der letzten Zeit so ganz andere Stiche bekommen und Hans hatte auf irgend eine Unannehmlichkeit in dieser Sache so sehr gefaßt sein müssen, daß er gute Miene zum bösen Spiele machen mußte. Er schlug daher lachend in die Hand des alten Baron ein.

„Du kennst mich bis jetzt nur von meiner unangenehmen Seite, lieber Schwiegerpapa, aber Du sollst mich nun auch von meiner guten kennen lernen. Ich

will Alles aufbieten, um Deine Tochter glücklich zu machen und Bilder will ich malen, daß die Engel im Himmel ihre Freude daran haben sollen."

„Na, wenn se man Deinen Bruder gefallen un meinen Mariechen, denn is es mich schon recht; un nu komm man wieder zu den Anderen." — Die Anderen schienen dieselbe Frage verhandelt zu haben, nur in etwas anderer Weise, die Hans wahrscheinlich besser gefallen haben würde. Marie stand glückstrahlend beim Oberförster, der sie sein liebes, liebes Töchterchen nannte und sich gutmüthig von ihr die Enden seines langen Schnurrbartes streichen ließ, wie sie gethan hatte, wenn sie als Kind auf seinen Knieen saß. Ludolf trat auf den alten Baron zu, der sein Pathe war, und reichte ihm beide Hände. „Ja, Du bist ein guter Kerl, Ludolf", erwiederte ihm der, die dargebotenen Hände kräftig schüttelnd, „un wenn Dein Bruder eben so'n düchtiger Mann wird, wie Du, denn soll es mich von ganzem Herzen freuen. Na, Mariechen, denn bringe uns man nu was zu essen un hole 'ne Flasche Schampanjer rauf."

Marie kam lachend dieser Aufforderung nach und Milchen folgte ihr, um ihr in der Küche behülflich zu sein; und es währte nicht lange, so vereinigte im blauen Eckzimmer ein fröhliches Mahl die frohe Gesellschaft.

Der alte Baron war kein Redner und hatte sich auch in seinem Leben nicht dafür ausgegeben. So

faßte er sich denn auch jetzt, als er sein Spitzglas erhob, kurz und bündig: „na, Kinder, denn wollen wir einmal anstoßen!“ Da Alle wußten, worauf angestoßen werden sollte, genügte das ja auch eigentlich; und so klangen denn die Gläser froh zusammen und läuteten in Aller Herzen eine frohe Zukunft ein. Es sollte eigentlich keine Verlobungsfeier sein, aber die Nächstbetheiligten faßten es doch als solche auf und leerten mit einem gewissen feierlichen Bewußtsein die alten Kelchgläser. Denn wenn dem Deutschen ein Glück so recht zu Herzen geht, so begießt er es mit welschem Schaum, damit es ihm wieder zu Kopfe steigt. Nun, es mag ja auch sein, daß erst die überschäumende Freude einem Bunde die rechte Weihe giebt.

Um so tiefer empfindet dann vielleicht das junge Herz sein ganzes Glück, wenn es wieder allein ist mit sich und seinen Gedanken. Und wenn dann die Sterne verheißungsvoll herniederblicken und über der schlummernden Wintererde der dunkle Nachthimmel blaut, so mag es wohl um so zuversichtlicher den alten Traum träumen von dem beseligenden Erdenparadiese der Liebe. Kein Wunder, daß in diesem Traume das Geläute des Schlittens, welcher den Geliebten heimwärts trug, forthallt und forthallt gleich dem Klange der Frühlingsblumen in Gottes Paradiese!

VI.

Und ein Paradies schien auch Hans am nächsten Morgen die liebe sonnenglänzende Gotteswelt trotz der dicken Eisblumen, die sich über Nacht auf den Fensterscheiben gebildet hatten.

Die alte Uhr auf dem Treppenflur schlug bereits neun, als er erwachte. Er rieb sich verwundert die Augen und richtete sich im Bette auf, als fasse er nicht recht, wo er sich befinde.

Nun wo denn? Im Vaterhause! In demselben Zimmer, in dem er als Kind geschlafen, in dem er der Mutter seine ersten Abendgebete nachgelallt hatte.

Und wieder der alte, liebe, wilde Hans, nicht wahr?

Wer weiß?

Schier heller Jubel war es wohl, der ihm aus den Augen blitzte, als er aus dem Bette sprang und in die Kleider fuhr. War seit langer Zeit nicht so flink damit fertig geworden, als heute.

Also verlobt!

Gar ein wonneselig Wort das! Morgenfrisch, wie das eiskalte Winterwasser, das die Lebensnerven wie neugeboren macht. Und dringt in's Herz, wie die helle Wintersonne, die draußen auf die stolze Bergwelt herniederscheint. Geht doch weg, Ihr dicken Eisblumen, daß man hinaussehen kann auf den lieben, lieben Wald. Da drüben hinter'm Berge liegt Angerode. Und darüber steht die Sonne!

Gebt Acht, Ihr Eisblumen, wie Ihr schmelzen werdet, wenn erst die Frühlingsglocken läuten! Vergehen werdet Ihr, noch schneller, wie jetzt vor dem heißen Menschenathem. Und Alles was dann aufblüht, das darf man lieben.

Und will es lieben!

Warum friert Ihr wieder zu, Ihr Fensterblumen?

Gebt Acht, Euch soll warm werden, daß Ihr an den Glasscheiben herunterlauft.

Gebt Acht!

So denkt Hans und öffnet den kleinen Kanonenofen, um ein paar trockene Buchenstücke hineinzulegen und harziges Fichtenholz darunter.

Willst Du nicht brennen? Da kann Rath werden. Da hier, diese rosa Briefe, Bilder, Schleifen und Liebespfänder, eine ganze Pappschachtel voll Teufelszeug. Heidi, das hilft! Wie es knistert, das Rackerzeug und wie die letzten Funken in der schwarzen

Asche glimmen, bis sie der Luftzug durch den Schornstein entführt.

Zu allen Teufeln damit, wie mit den Erinnerungen, die Ihr weckt, Kobolde Ihr, die den verzehren, den sie berückt haben.

Aha! bonjour madame! Sie auch noch hier? In das Feuer mit Ihren falschen Katzenaugen und Du, geschminkte Hexe im Flitterkleide, jetzt zeige Deine Ballettsprünge in den Flammen. Und Du, Vandalinne mit den nachtdunkelen Augen und den wilden Vampyrlippen, auch Du? — Es gab eine Zeit, Manon, eine Zeit wahnsinnigen Rausches, da der, welcher Dich jetzt den Flammen überliefern will, für Dich durch alle Flammen der Erde gegangen wäre. Die liegt nun fern! Du hast wohl geahnt, daß es so kommen würde, kluge kleine Seherin Du! Wie war doch das Lied, das Du so oft gesungen?

„O doux printemps d'autrefois,
Vertes saisons, vous avez fui pour toujours!"

Arme Manon!

Und es war doch schön, als Du noch den schäumenden Becher der wilden Lust kredenztest und dem Jünglinge das Herzblut aus der lechzenden Seele trankst! Ihr Wonnetage, da er an Deiner Seite in die schwellenden Kissen des eleganten Wagens gedrückt, dahinfuhr durch das frühlingsprächtige bois de Boulogne oder an Deinem Arme dahinschlenderte über den von der Nacht-

luft gefeuchteten, den glänzenden Macadam! Ihr Scherzstunden im lauschigen Plauderwinkel des eleganten Café, wo über fröhlichem Witzwort beim perlenden Sect die tändelnde Zeit enteilte, und Ihr bacchantisch wilden Nächte im verschwiegenen Boudoir, in dessen schweren Teppichen und Brokatvorhängen der Lärm des fröhlichen Boulevard erstickte! — Was wollt Ihr, thaut Ihr noch immer nicht auf, Ihr Eisblumen? Ist Euch noch nicht warm genug? Da, fahre auch Du hin, schöne Unholdin und auch Ihr, Alle, Alle, fort mit Euch in die prasselnden Flammen! — So! Die Thüre zu darüber und über dem Hexensabbath, den Ihr heraufbeschwört! Haha, so! — — doux printemps — — fui pour toujours! — — Jawohl, für immer!

— — „ô, bien aimé, tu t'en es allé
et c'est envain, que revient le printemps." — —

Der liebe Ehehafen! Da wäre man nun also angelangt und könnte einlaufen! Vorher wird man neu angestrichen. Na, schaden kann's gerade nicht. Aber abgetakelt wird man leider auch! Mit der frischen fröhlichen Abenteuerfahrt auf der hohen See des Zufalles ist's nun vorbei. Muß vorbei sein! Na, es war am Ende die höchste Zeit! Und doch:

„Oui, sans toi le gai soleil
Les jours riants sont partis!
Comme en mon cœur tout est sombre et glacé,
Tout est flétri."

Arme Manon, tout est glacé! Eisblumen hier und dort! Tout est flétri. Ah, ba! Dummer Singsang, der Einem nicht aus dem Kopfe will! Nur Geduld! Marie wird mit ihrer hellen Stimme Dich dummes Zeug schon vertreiben! — —

Mit diesen Gedanken begab sich Hans zum Frühstückstische, den Frau Emilie ihm von Neuem deckte, und dann hinauf in das Giebelstübchen, das den Brüdern während ihres Aufenthaltes im Vaterhause stets zum Atelier diente.

Ludolf war bereits seit Stunden an der Arbeit. Morgenstund hat Gold im Mund. Auch die Fensterblumen waren in dem traulichen Gemache längst herabgethaut und wehrten den neugierigen Sonnenstrahlen nicht den Einblick in das Atelier. In dem giebt es für sie immer etwas zu naschen, wenn draußen alle Farbe unter dem Schnee begraben liegt.

An den Wänden hängen Skizzen, in den Ecken lehnen angefangene Landschaften oder Thierstücke, und auf Simsen und Schränken sieht man Schädel und Geweihe, Skelette von Füchsen und Mardern, ausgestopfte Vögel und Thierbälge, wie sie ein Jagdmaler aufzuheben pflegt, weniger um darnach zu malen, als des Spaßes wegen, die ihm derlei Seltsamkeiten bereiten. Auch heute malte Ludolf, der das gute Vormittagslicht benutzen wollte, nicht nach solchem ausgestopften Kram,

sondern nach einem lebenden Modell, wie er sich kein besseres hätte wünschen können. Auf einer kleinen Estrade lag nämlich Hirschmann, der stattliche Schweißhund, und blickte mit befriedigtem Verständniß auf sein Bildniß, das in der großen Waldlandschaft auf der Staffelei da vor ihm unter Ludolfs emsigen Händen immer ähnlicher und ausdrucksvoller wurde. Ludolf setzte eben einige Lichter an der prächtigen Schwarznase an. „Bist doch eigentlich ein Kapitalkerl, Hirschmann", sprach er scherzend, zu dem Hunde gewendet. „Dein Vorfahr, der alte „Söllmann" da an der Wand war eben solch ein Charakter wie du. So, da sehe mir einer die kräftigen Lefzen! Gefällt dir das Bild, mein trauter Hund?" Natürlich gefiel es ihm. Ludolf hätte gar nicht nöthig gehabt, den Hund so zu liebeln, um ihn aufmersam zu halten. Hirschmann war sich der ernsten Bedeutung dieser gewohnten Arbeit so wohl bewußt, als hänge er draußen im Walde auf der Rothfährt dem flüchtigen Hirsche nach.

Ja, so ein Schweißhund, und zumal einer vom alten spur- und wetterfesten Harzer Stamme! Der ist unter den Hunden, was der Hirsch unter dem Wilde: ein Hochgebirgssohn, ein Fürst der Wälder, ernst, selbstbewußt, würdevoll. Er weiß ganz gut, daß ein hirschgerechter Jäger ohne ihn heutzutage so wenig möglich ist, wie zu den Zeiten des edelen Leithundes, der sein

Ahnherr war. Ja, das waren Zeiten, horridoh! Die kehren für's Waidwerk nicht wieder! Der edele Leithund ist ausgestorben und verschollen, und verschollen ist auch das immergrüne Band von Sängen und Klängen, mit dem einst die deutsche Jägerei seine Kunst gefeiert hatte. Nur wenige wackere Jägersleute sind es, die mit den Hornrufen noch die Waidsprüche und Waidschreie der Väter in Ehren halten. Der alte Oberförster von Ebersdorf ist einer von ihnen, und wie er seinen höchsten Stolz darein setzt, ein waidgerechter Jäger zu sein und den edelen Hirsch nach Schränken und Schalenzwang waidelich anzusprechen auf Schwere und Endenzahl, so hat er auch stets auf einen fährtenreinen Schweißhund gehalten, mit dem er nicht nur auf der Rothfährte dem wunden Wilde bis an's Waidbett nacharbeitet, sondern auch auf der Vorsuche des edelen Hirsches Wechsel und Widergang bestätigt, wie seine Vorfahren — Gott habe sie selig! — mit dem edelen Leithunde gethan.

So waren denn auch alle seine Hunde erzogen gewesen von der alten Heile und Söllmann bis auf deren Nachkommen Fricka und Hirschmann. Nur in seiner Passion für die Kunst, die sich im Modellsitzen und dem Tragen der Skizzenmappe äußert, unterscheidet sich Hirschmann von seinen ungebildeteren Vorfahren. Und dabei immer wachsam wie ein Hof-

hund. Auch jetzt hob er den Kopf, als er Schritte auf der Treppe hörte, senkte ihn aber wieder, als er am leichten Gange Hans erkannte.

„Nun, Hans?“ fragte Ludolf schmunzelnd, „wie kommst Du Dir vor als glücklicher Bräutigam?“

„O, famos, danke! Was malst Du denn da?“

Und er trat, leichte Ringel aus seiner Yénidscheh paffend, hinter Ludolf, um diesem bei der Arbeit zuzuschauen. Die war fast beendet, Ludolf legte eben die letzte Hand an. Es war eine kleinere Waldlandschaft, deren hauptsächlichster Reiz in der treuen Wiedergabe ausdrucksvoller Einzelheiten bestand: eins jener Buchenthäler, deren im Harze so viele sind, in welchen ein kleines Wässerchen sich mühsam und unwirsch durch zerklüftetes Felsgestein den Durchlaß erzwingt, während sich am Hange jener üppige Moosteppich ausbreitet, der im Herbste so reich an Farbenwechsel ist. Dazu die Farren, deren niederhangende Wedel sich in den kleinen Wassertümpeln baden oder neugierig unter die überhangende Moosdecke lugen und auf den hellen Buchenstämmen der Schattentanz des über den Bergkamm streifenden Abendlichtes. In solch einem lauschigen Thale legt der Jäger gern den Schweißhund ab, wenn er sich auf den Hirsch anbirschen oder an dessen Wechsel anstellen will.

„Famose Staffage, der Köter! Das ganze Bild hat übrigens Chic.“

„Chic? Was nennst Du Chic? Den ehrlichen Fleiß, mit dem ich die Waldnatur beobachte? Du lieber Gott, damit geht es doch herzlich einfach und natürlich zu. Man belauscht eben nirgend so sehr die innere Bildungsgeschichte der Stein- und Pflanzenwelt und deren geheimsten Einfluß auf Wild und Mensch, als in den Heimaththälern."

„Na, nimm es mir nicht übel, hinter dem Berge wohnen denn doch, wie das Sprüchwort sagt, auch noch Menschen. Und es giebt in der Welt denn doch noch andere, ganz andere Landschaften, wie diese hier."

„Ganz gewiß! Aber Du bist nicht darin geboren; in ihren Gletschermatten, ihren Lorbeerhainen, ihren Rebenhügeln und Cypressenumschatteten Marmorruinen wurzeln nicht, wie hier unter den Buchen in dem Porphyr und Granit alle Erinnerungen Deiner Jugend; aus ihren Quellen rieseln Dir keine Märchen Deiner Kindertage, ihr Leid, wie ihre Freude, die ganze Geschichte ihres Werdens ist Dir fremd, weil Du nicht selbst in ihr und mit ihr geworden bist!"

„Aber Ludolf! Zu welcher Engherzigkeit hat Dich Dein Starrsinn getrieben! Willst Du denn dem deutschen Maler etwa überhaupt die Fähigkeit absprechen, die Farbengluth Neapels und der Campagna wiederzugeben?"

„Das will ich nicht, ganz gewiß nicht. Aber er sieht das Fremde mit seinen deutschen Augen, und diese

Augen übersehen Vieles, was dem Südländer nicht verloren geht, haften auf Manchem, was Jenem nebensächlich erscheint. Und willst Du allen Ernstes behaupten, daß Neapels Feuergluthen und Siciliens Formenschönheit denn nicht doch etwas anderes, ganz anderes seien, als die besten Landschaften der besten unserer deutschen Meister?"

„Und willst Du behaupten, daß diese Meister in der deutschen Landschaft Höheres und Größeres geleistet haben würden?"

„Wenn Du nicht den blendenderen dekorativen Effekt, sondern die treuere Wahrheit unter diesem Größeren verstehst: ja! Den Beweis für diese Behauptung kann ich Dir natürlich nicht liefern und jene werden mir zu Gefallen keine deutschen Landschaften malen, die den Vergleich ermöglichten. Aber ich kann Dir zur Erhärtung meiner Behauptung Züge der deutschen Landschaft zeigen, die ich in der fremden so wenig wie Du gefunden haben würde. Sieh hier diese angefangene Portraitlandschaft. Du kennst ja die Gegend selbst. Sieh, wie auf dem Kamme des Felsens da zerzauste Tannen stehen, sieh wie das faserdurstige Knieholz sich klammernd an die wetterumtoste Klippenstirn schmiegt, wie tief unten an der Bergwand ehrwürdige Riesentannen mastengleich emporstreben, wie in dem zerklüfteten verworfenen Gestein kräftige Farren-

stauden und üppig wucherndes Beerenkraut sprießen! Von welch' unbeugsamem, verzweifeltem Ringen mit rüttelnden Windstößen, welch' beschütztem Glücke der Pflanzenwelt erzählt dieser Gegensatz von Höhe und Tiefe! Und in welch' beredter Sprache schildert Dir das trotzig aufgereckte, mit drohender Wucht überhangende Gestein jenes bebende Erdenkreisen, das einst diese Berge emporhob! In welch' reizvollem Gegensatze steht zu den scharfen gewaltigen Schattenrissen, welche die über den Kamm schießenden Lichtgarben in der Tiefe zeichnen, das Spiel flimmernder Lichtfäden, die oben um die hier vom Rieselwasser geschwärzten, da vom Kusse der Sonne glitzernden Klippen tanzen! Ist es nicht, als ob das Geheimniß der Sage in diesen klaffenden Spalten brütend lauere, scheint es sich nicht auf den einsamen, einst von Feuersgewalt emporgewirbelten Blöcken in schwüler Mittagshitze gleich scheuen Eidechsen zu sonnen? Und ruft nicht jede Felsenader, jede Wurzel, jede Lichtwelle alle die Eindrücke in Dir wach, die Dich selbst zum Menschen, zum Künstler gebildet haben? Was kann Dir die Fremde bieten, das zu Dir eine so warme und große und zugleich in ihren feinsten Seelenschwingungen so verständliche Sprache spräche? Jene südliche Sprache des fremden Volkes mag ja weicher, melodischer, klassischer und wohllautender klingen, aber es ist Deine Sprache nicht und Du mit Deinem

nordischen Accent bleibst ihr ein Fremder, ein Barbar all' Dein Lebelang!"

„Lieber Bruder", entgegnete Hans, indem er die Cigarette wegwarf, „mit diesen Ansichten wirst Du an der Scholle haften bleiben und es niemals weiter bringen trotz Deines schönen Talentes."

Ludolf lehnte die Mallatte an die Staffelei und wandte sich zu dem Bruder hinüber.

„An der Scholle haften bleiben", antwortete er langsam wie im Selbstgespräch, „ja, das ist's, was ich will. An ihr haften und mit ihr emporsteigen, wie die Granitfelsen drüben, wer das nur könnte! Giebt es denn eine Heimath, die stolzer, kühner und ernster wäre, wie diese? Giebt es im ganzen Vaterlande einen Gau, so reich an Vorzeitsagenschätzen, wie diesen? Ist er doch die Trutzburg der Götterwelt Altdeutschlands geblieben bis auf den heutigen Tag! Hat nicht Wodan's Roß seine Runentrappe in den Felsen geschlagen, fließt drüben nicht sein Fluß, die Bode? Brandet nicht der Gischt ihres Kessels um Freya's versunkenen Reif? Ragt nicht drüben über das Land der Tanzplatz der hagischen Priesterinnen, leuchten Ostara's Feuer nicht heute noch von den Höhen, umgiebt nicht Tiuvals Felsenwall rings das Gebirge? Die Mönche haben ihn zur Teufelsmauer, Ostara's Festplatz zum Hexentanzplatze und Wodan zum wilden Jäger gestempelt! Wer nur

haften könnte an dieser Scholle, wer dem Herzklopfen der Felsen lauschen, wer den wundersamen Sinn jener entstellten Vorzeitdichtungen enträthseln könnte, wahrlich er würde hoch getragen werden von dieser Felsenscholle!"

„Ich sehe Dich wirklich noch zum Figurenmaler werden und die Wände von Gymnasien und Stadtverordnetensälen mit Wodanszügen und Ostaratänzen vollstreichen", antwortete der Jüngere spöttisch.

„Nun, das wäre jedenfalls gescheidter, als die reitende Geometrie und sonstige geschmacklose polytechnische Allegorien, die man heute der Jugend vor Augen malt!"

„Also wirklich? Du hast wohl am Ende gar schon wieder eine Skizze zu so einem Götterschinken? Laß doch sehen! Wahrhaftig! Willst Du die vielleicht als Staffeleibild ausführen?"

„Die oder eine andere. Was thut's! Ich habe mein Ziel keinen Augenblick aufgegeben. Einmal schlägt mir doch die Stunde der versöhnten Erlösung. Bis dahin will ich mich wenigstens in der Landschaft vertiefen und in Motiven, wie jenem da, mindestens eine Strophe aus dem großen kosmischen Heldenliede der Harznatur wiedergeben."

„Das Publikum wird sehr erbaut davon sein!"

„Sprich doch nicht so verächtlich vom Publikum. Wenn es den Ernst meiner Landschaften versteht, wird

es schließlich auch die Sagenwelt dankbar begrüßen, die aus dieser Landschaft zu erklären ist. Uebrigens beruhige Dich. Der Zug der Zeit trägt mich von selbst meinem Ziele näher. In demselben Grade, in welchem unser Volk sich endlich auf sich selbst besinnt, geht ihm auch das Verständniß für seine Vorzeitschätze auf."

„Meinst Du? Lieber Freund, Dein Wodan und seine Göttergenossen sind todt und begraben. Die Gottheit des lebenden Geschlechtes ist das Parfüm, der Chic, der Elan! Und der Chic allein ist's auch, den man an Deinen Landschaften schätzt, um den Inhalt derselben kümmert sich kein Mensch. Du bestreitest zwar, daß Du Chic besitzest. Gewiß hast Du den! Sieh nur da, wie Du den feuchten Glimmer angesetzt hast, wie die Tannen frei gegen die Luft stehen, wie der Fels in der Sonne glitzert. Gewiß ist das Chic! Du wirfst mir meine kleinen technischen Kunstgriffe vor. Wie denn? Hast Du hier nicht gekratzt und da nicht gespachtelt? Du sagst, meine Farbe sei schwarzgrüne Sauce! Hast Du hier nicht lasirt? Geh doch!"

„Schweige still, wenn ich Dich bitten darf! Du weißt sehr wohl, daß ich nicht um elender Mätzchen und Kunststückchen willen male, sondern um des Gegenstandes willen, für den ich mich begeistere. Hans, ich bitte Dich, verläugne doch nicht Dein besseres Selbst!

Denke doch nur zurück an die Zeit, wo wir beide in diesem Zimmer als Knaben den hohen Flug der Jugendphantasie nahmen! Dir mag ja von der Natur die größere technische Begabung verliehen sein, um so mehr müßtest Du längst da stehen, wohin ich strebe! Du müßtest Werke schaffen, die Dir einen Platz sichern würden neben den größten der alten Meister. Was thust Du statt dessen? Du malst Bilder, die nur dadurch interessiren, daß täglich ein neuer Kniff aus ihnen hervorleuchtet! Dein Unglück war vielleicht, daß Dir die ersten Erfolge zu mühelos in den Schoß fielen. Es wurde zu viel von Dir erwartet, und zu leicht fiel Dir, was ich mit ernstem Mühen mir erwerben mußte. Unsere Wege, das sehe ich wohl, gehen für ewig auseinander. Gott weiß, ob ich mein Ziel erreiche! Du aber, das sage ich Dir, gehst abwärts anstatt emporzusteigen. Schließlich wirst Du gar noch die frische Lust zur Arbeit verlieren und dann ist es überhaupt mit Dir in allen Dingen vorbei!"

„Meinst Du?" entgegnete Hans gereizt. „Nun, wir werden ja sehen, wer am ehesten von uns seine Bilder verkauft!"

„Und das ist Dir bereits die Hauptsache, nicht wahr?"

„Mein Gott, lieber Ludolf, ich gebe mich ja nicht für einen Idealisten aus. Ich denke praktisch. Ich

habe Schulden, viele Schulden, sehr viele sogar. Oder meinst Du, daß ich dem Vater nicht zurückerstatten wolle, was er für mich ausgegeben hat? Ich brauche also Geld, viel Geld, sehr viel Geld. Und deshalb male ich die Bilder, wie sie sich am besten verkaufen. Ist das nicht erklärlich?"

„Gewiß, sehr erklärlich", antwortete Ludolf trocken, indem er die Arbeit wieder aufnahm. Hans drehte ärgerlich am Schnurrbart. Dann wandte er sich kurz um, pfiff Hirschmann und verließ mit flüchtigem Gruße das Zimmer.

Ludolf blickte ihm, wie er ihn über den Hof gehen sah, nach und starrte dann lange hinaus auf die schneebedeckte Landschaft.

Dann wandte er sich seufzend wieder der Arbeit zu.

VII.

Frau Malchen hatte nun also doch in Erfahrung gebracht, was ihr der Oberförster gestern verschweigen wollte. „Lieber Himmel, wenn es weiter nichts war! Das hatte ich ja längst erwartet. Ich begreife überhaupt nicht, warum Du von der Sache so viel Aufhebens machst. Marie von Angern gefällt mir ja recht gut und ist mir ja auch als Schwiegertochter ganz willkommen. Aber schließlich hätte unser Hans denn doch noch ganz andere Parthieen machen können; eine russische Gräfin z. B., die er in Paris kennen gelernt hat, wäre ihm durch die ganze Welt nachgelaufen, wenn er sie nur hätte haben wollen. — —" „Und so weiter und so weiter — zum Kuckuck mit Deiner Affenliebe!" Und der alte Oberförster klopfte seine Pfeife aus und stopfte den Maserkopf von Neuem.

„Steht Dein Klapperwerk nun endlich still, Alte? Na, dann setze Dich einmal zu mir und höre zu. Ich mache es kurz. Also: wenn Du Deinen Hans aus

einem Zierbengel auch noch zum wortbrüchigen Schufte machen willst, dann gehe hin und erzähle ihm das Alles, was Du mir da eben vorgeplappert hast. Verstehen wird er es wohl nur zu gut! Für mich mußt Du Dich dann allerdings nach einem stillen Plätzchen unter einer Buche umsehen. So, das ist meine Meinung. Da kommt Dein Prinz ja gerade herunter, kannst es ihm also gleich auseinandersetzen. Na, so geh doch!"

Natürlich ging Frau Malchen nicht. Sie fiel dem Gatten um den Hals und schluchzte; er aber klopfte ihr zärtlich auf die runden Schultern.

„Bist doch sonst eine so gescheidte Frau, Malchen. Wie kannst Du nur in dem Punkte so schwach sein? Na, laß gut sein. Ich folge Dir ja sonst gern in allen Dingen. Aber hier kommt die Ehre in Frage und da folgst Du mir! Verstanden? Na, nun geh hinaus und wenn das Mädel Nachmittags kommt, so sei hübsch freundlich zu ihr. Sie bringt Dir nicht so viel Geld in's Haus, wie Deine russische Gräfin, aber etwas Anderes, was Dein Hans noch nöthiger gebraucht. Sieh sie Dir nur einmal an daraufhin!"

Frau Malchen ließ sich das nicht umsonst gesagt sein und machte sich, als sie das Zimmer verlassen hatte, ernstliche Vorwürfe wegen ihrer thörichten Gedanken. Wie der Weg zur Hölle war auch die Erziehung ihres jüngsten Sohnes mit guten Vorsätzen nur zu fest gepflastert.

Jedenfalls war aber der Willkommengruß, mit welchem sie am Nachmittage Marie und den alten Baron empfing, ein ungeheuchelt herzlicher. Sie schloß Marien ein über das andere Mal in die Arme und wurde nicht müde, ihr zu versichern, wie sehr sie sich freue, Marie wieder in Rothenbruch zu sehen.

„Nun seien Sie nur heiter, Mariechen, nun wird Alles gut. Nein, was ich mich darauf freue, Sie zur Schwiegertochter zu bekommen. — Nun ja doch, ich komme ja, Vater. Was soll ich denn nur?"

„Kaffee kochen sollst Du", rief ihr der Oberförster trocken zu, indem er den Baron, der ihm zublinzelte, in die Stube führte.

„Sie wissen ja, wie die Weiber sind, lieber Angern. Ich habe ihr natürlich unsere Verabredung mitgetheilt; aber weß das Herz voll ist, —"

„Deß läuft der Mund über", fiel Frau Malchen ein, die schon wieder unbemerkt zur Stube hereingetreten war. „Du garstiger Mann, schämst Du Dich nicht? — Nein, Herr von Angern, was mich das freut!"

„Mich is es gewiß noch lieber, gnädige Frau. Aber nu sorgen Sie man auch dafür, daß der Junge nu auch vernünftig wird."

„O, das wird er, Herr von Angern. Das wird er ganz gewiß."

Man hätte fast glauben sollen, daß die Mutter Recht hatte. Denn als Hans jetzt mit Marien und Milchen zur Stube hereintrat, war er ganz Aufmerksamkeit gegen Beide. Nur dem alten Baron hielt er sich fern; die unverblümte Deutlichkeit der Ausdrucksweise des Alten war ihm zuwider.

„Sage mal", fragte ihn der zukünftige Schwiegerpapa, als der Kaffee getrunken war, „hast Du denn nu auch schon mit das Bild angefangen?"

Hans blickte in starrem Entsetzen abwechselnd den Alten an, der das harmloseste Gesicht von der Welt machte, und Marien, die dunkelroth geworden war und ihrem Vater auf den Fuß trat.

„Laß doch das Fußpedden, Mariechen. Es is ja doch gut gemeint, wenn ich fragen dhue."

Hans sprang vom Sitze auf und trat an das Fenster.

„Unausstehlicher alter Kerl! Hol' der Teufel diese platten Vertraulichkeiten. Ich dulde sie nicht! Wofür denn? Für sein Geld etwa? Pah! Was kann denn bei der ganzen Geschichte herauskommen? Angerode ist Majorat und fällt nach seinem Tode an seinen Neffen. Und was hat er sonst? Wenn's hoch kommt, Zwanzig Tausend Thaler. Danke schön! Damit ist mir diese bittere Pille denn doch zu dünn überzuckert!"

Und er trommelte verdrießlich an den Fensterscheiben.

„Gu'n Dag ok, junger Herre" rief Jakob, der draußen vorüberging.

„Kannst Du die Mütze nicht von den Löffeln nehmen, Du Lümmel?" rief ihm Hans wüthend zu, indem er das Fenster aufriß.

„Nur immer stramm, Herr Lieutenant, das ist recht!" warf der Oberförster spöttisch herüber.

Marie aber trat zu Hans und legte ihm zärtlich bittend die Hand auf die Schulter.

„Sei lieb Hans; wir meinen es ja doch Alle so gut. Auch der Vater, so sonderbar auch klingt, was er sagt. Er ist immer so allein und scheut die Menschen. Man muß ihm viel zu Gute halten. Mir zu Liebe, ich bitte Dich, sei freundlich gegen ihn!"

Frau Malchen, welche der peinlichen Scene ein Ende machen wollte, fragte Hans:

„Du wolltest ja Herrn von Angern die Skizzen zeigen, die oben in der Giebelstube stehen?"

Hans schien sich nicht recht dazu verstehen zu wollen, indeß ein Blick in Marien's Augen stimmte ihn nachgiebiger. Er drückte dem geliebten Mädchen die Hand und bat die Herren, ihn hinaufzubegleiten in das Atelier.

„Nu sage Einer bloß einmal an," rief der alte Baron vor Ludolfs Waldlandschaft aus, „wie is es denn man menschenmöglich, daß Du so was fertig kriegst?"

„Das Bild ist von Ludolf, lieber Schwiegerpapa. Hier, diese Skizze ist von mir."

Und Hans hob eine Oelskizze auf die Staffelei und zog sie ins Licht.

Ein verfallener Roccocopark, der in jener flüchtig groben Weise gemalt war, die im Kunstleben mit dem höflichen Namen „Schwarzmalerei" bezeichnet wird.

„Pfui Deibel", rief der alte Baron aus, „is das denn da unten im Süden so matschig? Ich denke, da blühen so schöne Pfirsichen und Aprikosen?"

„In die läßt sich allerdings, wenn sie reif sind, hineinbeißen", antwortete Hans sarkastisch. „Ueber Rosen läßt sich dichten, und verfallene Schloßgärten lassen sich malen. Es ist eben Alles Geschmacksache in der Welt. Das da ist mein Geschmack."

„Deiner auch, Ludolf?" fragte diesen der Baron etwas kleinlaut.

„Es kommt vor Allem auf die Ausführung an", antwortete Ludolf ausweichend.

„So, auf die Ausführung! Na, dann will ich Dich was sagen, Hans. Dann thu mir den Gefallen un führe das Bild in ein paar Tagen recht hübsch aus!"

„In ein paar Tagen wird sich das freilich nicht machen lassen", antwortete Hans lachend. „Aber ich will morgen damit anfangen, wenn ich Dir einen Gefallen damit erweisen kann."

„Siehst Du, das macht mich eine grausame Freude. Du nimmst mir doch meine Bitte nicht übel?"

„Wie sollte ich denn — schon Marien's wegen nicht."

„Siehst Du, das ist recht. Na, dann geh man nu zu Deiner Mutter und Mariechen, die unten geblieben sind."

Der Aufforderung bedurfte es nicht zum zweiten Male für Hans; er war froh, dieses Gespräch abgebrochen zu sehen. Marie kam ihm entgegen und reichte ihm beide Hände.

„Lieber Schatz! Wie danke ich Dir!"

„Du gute Marie! Ich würde Dir ja Alles zu Liebe thun, was Du von mir forderst. Aber wenn wir zusammen auskommen sollen, so sorge dafür, daß Dein Vater sich daran gewöhnt, mich als selbständigen Künstler zu behandeln. Und Du, Mutter, kannst Ludolf dasselbe sagen."

„Aber Hans", antwortete Malchen, „was kann denn der arme Ludolf dafür, wenn Du verstimmt bist! Er meint es doch so gut mit Dir! Er möchte Dich so gern zum tüchtigen Künstler heranbilden."

„Du nimmst natürlich seine Parthei, das kenne ich ja. Hofmeistert nur Alle recht an mir herum; ich bin gerade in der Stimmung, in welcher man das verträgt! Mein Gott, Ihr habt mich aus der Patsche

gerissen und ich bin Euch ja dafür zu Dank verpflichtet! Aber soll ich denn deshalb Eueren Spießbürgeransichten meine künstlerischen Anschauungen aufopfern? Meine Eigenart mag ja weniger solide sein, als die Ludolfs, aber sie hat denn doch deswegen auch ihre Berechtigung! Der liebe Gott läßt für die Einen in seiner unerforschlichen Geduld Gerste wachsen, aus der sie ihr Hausbier brauen, und für die Anderen die süßen Trauben reifen, aus denen sie den prickelnden Sekt keltern. Ich liebe so ein Glas Schaumwein und Ihr setzt mir Eureu Hausmuff vor! Bedenkt, daß Sekt durch Abstehen schaal wird! Und Shakespeare hat Recht: ‚meinst Du, weil Du tugendhaft bist, solle es auf Erden keine Torten und keinen süßen Sekt mehr geben?' Ludolf soll sich das merken!"

Das sind so Gründe, die einem Frauenhirn, in dem die übertriebene Liebe zu dem Nesthäkchen das Denken etwas verrenkt hat, leicht einleuchten. Marie freilich ließ sich durch solch hohlen Schein der Genialität nicht täuschen; sie trat zum Fenster und blickte betrübt, recht betrübt durch die Scheiben. Frau Malchen dagegen war halb und halb überzeugt.

„Mein Gott ja, sei doch nur nicht böse, lieber Hans. Aber Ludolf will ja doch nur Dein Bestes!"

„Bist Du so überzeugt davon, daß Ludolf es weiter bringt, wie ich? Laß uns doch die Zeit abwarten.

Er wird mit seiner gewissenhaften Gelehrsamkeit vielleicht einmal Professor, à la bonheur! Ich sehe ihn schon in der Malklasse tiefsinnige Vorträge über Kunst und Unsterblichkeit halten und von den Kunstgelehrten als Apostel der Zukunftskunst verehrt werden. So weit freilich werde ich es nicht bringen. Meine Landschaften können nicht in Jedem die Seelenschwingungen wachrufen, die ich hineingelegt habe; sie wollen aus dem Herzen eines modernen Menschen heraus verstanden sein! Ich erhebe ja nicht den Anspruch, ein objektiver Künstler zu sein! Was heißt überhaupt Objektivität in der Kunst! Redet mir doch nicht von der Lehrmeisterin Natur! Larifari! Das Herz macht den Künstler. Je mehr er von diesem Herzen giebt, desto persönlicher ist das Kunstwerk und je persönlicher es ist, desto mehr applaudire ich! Deshalb sind mir die Frauen das liebste Publikum und unter den Frauen die liebsten die, welche gar keinen Verstand aber desto mehr Leidenschaft haben. Hol der Kukuk die altklugen Frauenzimmer! Aber die anderen sollen meine Richter sein; ich will ein Frauenlob unter den Landschaftern werden!"

Dabei streichelte Hans der Mutter zärtlich die Wangen; er hatte über seine schöne Tirade offenbar vergessen, daß Marie noch im Zimmer war.

Dem keuschen Mädchen trieben Zorn und Schamröthe das Blut in die Stirne. Sie sah mit Entsetzen

eine Kluft aufgähnen zwischen sich und dem Manne, dem sie gestern auf's Neue das Wort zum Bunde für das Leben gegeben hatte. Aber, wie auch in ihr der Schmerz aufwallte, sie ließ keine Thräne in die Wimpern treten und kämpfte die Erregung nieder. Sie wollte größer von ihm denken, als er selbst.

„Lieber Hans, bedenke doch, daß Du nun eine Braut hast, die sich um Dich bangt und sorgt und keinen anderen Wunsch mehr kennt, als Dich von ganzem Herzen glücklich zu wissen!"

Hans war in der That beschämt und die Erscheinung des zürnenden schönen Mädchens ergriff ihn mehr, als ihre sanften Worte. Er stammelte bestürzt ein „Vergieb" und suchte durch herzliche Freundlichkeit im weiteren Verlaufe des Abends Mariens Vertrauen wieder zu gewinnen.

Du lieber Gott, das hielt nicht allzuschwer. So ein junges Mädchen, das die Treue des eigenen Herzens zu seinem Evangelium gemacht hat, fühlt sich nur zu leicht berufen, auch den Geliebten zu bessern und zu bekehren. Daß sie gerade dadurch Hans am leichtesten verlieren könnte, indem sie ihn zu sehr fühlen ließ, wie tief er ihr in's Herz geschrieben stehe, fiel Marien nicht ein. Die Frauen und Mädchen, welche durch abstoßende Koketterie den Mann zu fesseln suchen, müssen bereits hinein geblickt haben in den Schlamm

der Lebenskompromisse, den Ihr in der großen Welt „den Lauf der Dinge" zu nennen pflegt. Von diesem Laufe der Welt war Marie von Angern unberührt geblieben.

Ihre herzliche Liebenswürdigkeit blieb übrigens in den nächsten Tagen nicht ohne Einfluß auf Hans, dem es nicht an dem guten Vorsatze fehlte, in sein Leben eine gewisse Stetigkeit zu bringen. Zuweilen freilich verirrten sich seine Gedanken wohl hinaus über den Saum dieser Berge in die fremde Stadt des glitzernden Prunkes, wo um diese Zeit der winterlichen Freuden jenes nervenprickelnde Virtuosenleben des Genusses sich entfaltet, dessen Held auch er, der blonde deutsche Künstler, einst gewesen. Und auf Alles das verzichten um ein paar bescheidener deutscher Blauaugen willen? Aber dann dachte Hans an die Spießruthengasse seiner alten Gläubiger, um schließlich das sorgenfreie Leben an Mariens Seite halbwegs erträglich zu finden. Marie, welche ihn eines Tages in solches Sinnen vertieft getroffen hatte, fragte ihn, als er sich nun zu ihr wandte, lächelnd, woran er wohl eben gedacht habe. Und er antwortete ihr unumwunden: „An Dich Marie und wie so ganz anders Du bist, als andere Mädchen und Frauen."

„Ich komme Dir gewiß recht langweilig vor, lieber Hans?"

„Marie! Du bist für mich ein Waldquell, so klar und rein, daß der bloße Vergleich mit jenen anderen Frauen Dich beleidigen müßte!"

„Und doch würde ein gewisser Herr mich vielleicht mehr lieben, wenn ich ein wenig von der sprudelnden Lustigkeit jener Frauen besäße; nicht wahr?"

„Ich liebe Dich von ganzem Herzen, so wie Du bist, Du Gute, Reine!"

„Willst Du mir dann etwas versprechen, Hans?"

„Was in meiner Macht steht, Marie!"

Das holde Mädchen blickte ihn nachdenklich an, während ihre Hände in den seinen ruhten. Dann senkte sie das Köpfchen, und was sie ihm weiter sagte, klang sehr furchtsam und zögernd.

„Du nanntest Dich neulich einen Frauenlob unter den Landschaftern, Hans. Ich war Dir anfangs böse, recht böse wegen dieses Wortes. Du mußt mich nicht schelten; ich habe mir auch vorgenommen, mich soviel als möglich in Deine Seele hineinzudenken und Dir auf Deine Gedankenwege zu folgen. Wenn sie nur nicht immer so weit abirrten von dem meinigen, Du guter, böser Hans!"

„Nun, und was dachtest Du da, Du Schelm?" entgegnete Hans lächelnd, indem er ihre kleine schmale Hand streichelnd liebkoste.

„Ich dachte, ob Meister Frauenlob wohl auch das Lob seines armen bescheidenen Mädchens singen werde, wenn sie ihn recht herzlich und innig darum bäte."

Hans blickte halb betroffen, halb ergriffen auf den kleinen Kopf, der in aller Stille unter seinem krausen Braunhaar da Gedanken ersonnen hatte, die er ihm niemals zugetraut hätte.

„Sieh, Liebster", fuhr Marie fort, „Du vergleichst mich mit einem Waldquell. Ich will das nehmen, wie es gemeint ist. Aus meinen Augen und meinen armseligen Worten spricht die Heimath zu Dir, und sie sagen ja, wenn Einer aus der Ferne heimkehre, so lerne er die Heimath erst recht schätzen. Ich habe mich nie darüber hinausgesehnt; ich kenne sie auch so gut genug. Wenn Du Dir nur die Mühe geben wolltest, mir zuzuhören, so wüßte ich Dir schon von ihr zu erzählen. Vielleicht lerntest Du dann mit der Heimath auch mich verstehen und so recht von Herzen lieben."

„Marie! Verehre ich Dich denn nicht, wie eine Heilige?"

„Das sollst Du ja eben nicht. Lieb haben sollst Du mich, wie ein thörichtes Mädchen, das Dir allerhand krauses Zeug vorplaudert!"

„Was soll ich denn thun, um Dir zu sagen, wie viel tausend Mal lieber Du mir bist, als alles Andere in der Welt?"

Marie blickte ihn leuchtenden Auges an.

„Malen sollst Du das, Hans. Siehst Du, wenn Dir, was Du mir eben gesagt hast, von Herzen kam, so wie mir von Herzen kam, was ich Dir sagte: dann male Deinen reinen Waldquell, wie Du mich genannt hast, und singe das Lob Deines Mädchens in einer echten deutschen Landschaft. O, wenn Du keine weißt, so will ich sie Dir zeigen, an alle meine Lieblingsplätzchen will ich Dich führen, und Alles, was die Blumen im Grase flüstern, will ich Dir erzählen. Willst Du, Liebster?"

Hans schwieg beschämt. Er hatte ihr versprochen, zu thun, was in seiner Macht stand. Das aber stand nicht in seiner Macht. Seine Kunst war die des parfümirten pariser Chic; die jungfräuliche Wahrheit des Waldeslebens verstand er längst nicht mehr. Er hatte nie gelernt, der Natur ihr geheimes Leben abzulauschen, so wenig er dieses reine Mädchenherz verstehen gelernt hatte. Und doch; er stieß da auf eine Frische der Auffassung, die auf alle Fälle veredelnd auf ihn wirken mußte. Also sagte er zu und versprach Marien, demnächst mit der Ausführung einer heimathlichen Skizze zu beginnen.

Marie fiel ihm jubelnd um den Hals.

„O, wie glücklich mich das macht, Hans! Wie hübsch das werden soll! Wenn draußen Alles ver-

schneit ist, sitzen wir zusammen im Giebelstübchen und ich plaudere Dir etwas vor, während Du malst. O, ich will Dir den Frühling schildern und den Herbst; ich kenne sie beide genau genug. Vom Sturme will ich Dir Lieder singen, die ich erlauscht habe und Märchen, die ich in den Thautropfen blinken sah, will ich Dir erzählen. Du lachst! Du glaubst das nicht?"

„Ich glaube Dir Alles, Du Sonntagskind!"

VIII.

Ludolf war seit einigen Tagen mit den Seinigen nach München zurückgekehrt und die Giebelstube zu Rothenbruch hatte ein anderes Aussehen gewonnen. Sie diente jetzt Hans zum Atelier und war auf Damenbesuch eingerichtet. Marie hatte bereits am ersten Tage nach jener Verabredung kommen wollen, Hans aber hatte das zu verhindern gewußt. Ich will Euch sagen warum: er wollte sich nicht hinter die Coulissen schauen lassen. Die Enttäuschung wäre auch freilich für die Zuschauerin zu hart gewesen, denn das ganze Geheimniß der reizvollen Wehmuthslandschaften unseres Helden bestand in recht rohen Kunstkniffen.

Das wollte Herr Hans freilich nicht Wort haben und er hatte deshalb eine ziemlich ernste Auseinandersetzung mit Ludolf gehabt, die vielleicht zu dessen beschleunigter Abreise beigetragen hatte. Als Hans nämlich unter seinen Studien eine gefunden hatte, die seinen Zwecken entsprach — es war ein verfallenes Roccoco-

Jagdschlößchen im Unterharze mit schattigen Alleen und einem Triton in stehendem Weiher — begann er die Leinwand zu präpariren, ein Verfahren, welchem Ludolf mit entsetztem Erstaunen zusah.

„Ja, um des Himmels willen, Hans, was thust Du denn da?" fragte er den Bruder, als dieser mit einer kellenartigen Spachtel faustdicke Klexe gelbweißer und schwarzgrüner Farbe willkührlich auf die Leinwand warf, die er alsdann mit dem Daumen oder der Spachtel breitstrich. „Soll denn das ein Bild werden?"

„Natürlich, das wirst Du bald genug sehen", antwortete Hans. „Das ist meine Technik. Die Hauptsache ist für mich die Untermalung. Die überschummere ich nachher mit Lasurfarben und lasse mich dabei ein wenig von der Laune des Zufalles und der Farbe leiten. Dir wird das natürlich nicht behagen. Aber ich erziele damit Wirkungen, die Ihr mit all' Euerer Sauberkeit nicht herauslockt."

„Von dem Grundsatze, daß die Farbe der Form entspringen muß, scheinst Du nichts mehr zu halten?"

„Ach, was Form! Larifari! Die Farbe macht das Bild. Die Form bekomme ich schon durch die Uebertuschung heraus; und wenn sie stecken bleibt, ist es auch kein Unglück!"

„Mensch, nennst Du denn die Sauce da Farbe?"

„Natürlich, und was für welche! Gieb einmal Acht, was ich da für Stimmung hineinbringe!"

„Aber Hans, bist Du denn farbenblind? Hast Du denn je in der Landschaft solche Farben gesehen?

„Nein. Du?"

„Ich bitte Dich, laß die Scherze! Mir ist es wahrlich Ernst. Wie ist es denn möglich, Gottes Waldeswelt in solch' verlebten knochenfaulen Farben zu malen!"

„Lieber Ludolf, unser Herrgott malt freilich draußen manchmal ganz talentvolle Landschaften. Das ist richtig; er braucht sie eben auch nicht zu verkaufen. Für mich armen Sterblichen aber ist das die Hauptsache! Und nun thue mir den Gefallen und hofmeistere mich nicht länger!"

Ludolf war erzürnt zur Thüre gegangen, aber an der Schwelle wandte er sich noch einmal um.

„Hans!"

Aber der gab keine Antwort und schmierte an seiner Leinwand weiter.

Und Ludolf nahm Abschied — auf Nimmerwiedersehen.

Das letztere freilich ahnte er nicht, als er zwei Tage später dem Bruder die Hand zum Lebewohl reichte, um mit Milchen und Fritz in den Postschlitten einzusteigen. Aber Krischahn Kohlhaas, der ihn fuhr,

ahnte so etwas. Müßt Euch eben in die einsame Winterwelt da hineindenken, wo die Menschen in schärferen Beziehungen zu einander stehen. Krischahn Kohlhaas merkte gleich, daß da etwas nicht in Ordnung war. Was kümmerte es ihn; er fuhr noch immer Viere lang. Bergauf, bergab! „Jü, Liese!"

Ja, ja! Der bergauf und Du, mein Freund Hans, der Du dem Bruder so nachdenklich nachschaueſt, als sei Dein Glück von Dir gewichen, bergab, tief bergab! Dort fährt der gelbe Postschlitten den Lutterberg hinan. Mache Dich auf und eile ihm auf dem Richtwege über den Meiler nach, so magst Du ihn wohl noch erreichen; rufe Ludolf zurück und wirf hinter Dich, was Euch trennt!

Aber Hans blickte unbeweglich wie eine Bildsäule dem Viergespann nach und kehrte dann mit trotziger Entschlossenheit in sein Atelier zurück.

Da stand sein Kunstwerk auf der Staffelei! Die Untermalung war vollständig trocken, wozu freilich bei dem schnell trocknenden Siccative de Courtrey nicht viel Zeit gehörte. Hans hatte bereits auf den pastosen gelbweißen Untergrund einige Stellen mit zarten schwarzgrünen Tönen lasirt. Sobald die eingetrocknet waren, war er mit einem scharfen Messer darüber hingefahren, um hie und da den hellen Untergrund wieder hindurchschimmern zu lassen. Gewöhnlich glückte ihm dieser

Kniff und die planlos auf die Leinwand geworfene Farbe gewann eine gewisse Körperlichkeit, aus der sich leicht allerhand Phantasiegebilde herstellen ließen, etwa wie aus dem Kaffeesatz, welchen man auf ein weißes Brett schüttet, um Zeitvertreibshalber tolle Gebilde daraus zu machen. Aber heute war Hans mit dem Erfolge seiner letzten Arbeit nicht recht zufrieden. Er kratzte noch etwas mehr von dem hellen Hintergrunde heraus, um aus dem durchschimmernden Gelbweiß das Roccocoschlößchen zu bekommen; als er indeß zurücktrat, um mit halbem Auge die Wirkung zu prüfen, schien er nicht recht befriedigt. Er legte wieder einige schwarzgrüne Schatten über einen Theil, ohne zu wissen, warum eigentlich und trat dann wieder blinzelnd zurück.

„Soll mich doch wundern, was aus der Geschichte eigentlich wird", murmelte er vor sich hin, während er sich eine Yénidscheh anzündete. „Ach, hol' der Teufel die ganze Malerei, wenn sie Einem mit ihren ewigen Nachmittagspredigten die gute Laune erdrosseln! Ja, in Paris, da ging es besser!" Und wieder zogen seine Gedanken gleich den Ringeln, welche er aus dem würzigen türkischen Kraute sog, weitere, immer weitere Kreise und irrten wieder hinaus aus den traulichen Räumen dieses Giebelstübchens in das glänzende, freudendurchstrahlte Paris. Er sah sich wieder in seinem dortigen Atelier, inmitten des Prunkes der Reste flan-

drischer Spätrenaissance, vor den Gobelins burgundischen und schweizerischen Ursprunges, den Waffen aus der Blüthezeit Mailänder Schmiedekunst, den Netzgläsern römischen und altvenetianischen Schliffes, inmitten des exotischen Schmuckes dreier Welttheile und verglich mit jener berauschenden Pracht die armselige Dürftigkeit, die ihn hier umgab. Und wieder lehnte er im Traume am Fenster seines eleganten Salon und blickte hinab auf den wimmelnden, lichtüberflutheten Boulevard des Italiens. Unter den Bäumen hindurch sah er Kaleschen rollen, von feurigen Vollblutpferden gezogen, weiche und wiegende Ruhepolster, wie Daunenbettchen eines Märchenprinzeßchens. Unbekannte bezaubernde Frauen, in üppige Pelze gehüllt, sah er vorübergleiten, theilnahmlos in die schwellenden Kissen gelehnt, die Augen in's Leere geheftet, mit nachdenklich stolzer Räthselstirn, schöne Geheimnisse aus einer wunderherrlichen Welt. Und dann sah er sich plötzlich hinein versetzt in diese wohlgeruchhauchende Wunderwelt der Salons, sah sich in einem lauschigen Winkel, von exotischen Gewächsen umgeben, gegenüber einer solchen Heldin, schwebte Arm in Arm in sehnenden Rhythmen mit ihr dahin über das spiegelglatte Parkett, um dann aus einem einzigen Blicke oder einem verstohlenen Tritte ihres graciösen Füßchens zu errathen, welches Geheimniß den blendenden Busen der eleganten Sphinx durchzog.

„Ja, Paris, Du mächtigste Zauberin der Erde, Du strahlendurchzittertes, verführerisches Meteor, in Dir ist es nicht schwer, ein Maler zu sein. Da ist Alles pikant, Alles Chic, Alles neckische Koketterie, Alles zierlich, gewählt und reinlich, Alles blendende Schönheit, Alles prickelnder Witz, Alles Abenteuer, Alles Götterlaune, Alles Anmuth in Farbe und Form!" Und alle diese mühsamen Eroberungen käuflich, wenn nicht für Geld, so doch für ein Lächeln Deiner leichtgeschürzten Lippen, für ein beklatschtes Witzwort, eine übermüthige Schmeichelei, einen kecken Wagestreich auf fremdem Gebiete.

„Pour un amant chéri
Tromper tuteur ou mari,
Quelle bonne aventure!"

Und Alles das hast Du verloren, Du einfältiger, dummer Hans! Verloren, um Dich in ein Forsthaus zu verkriechen, inmitten eingeschneiter Berge, wo Du gleich Ovid einem Barbaren gleichst, da Niemand Dich versteht! Und was hindert Dich, es wieder zu gewinnen? Mein Gott, sollst Du denn etwas Ehrloses thun? Sollst eben nur thun, was sie Alle gethan haben, die klugen Leute, die Helden des Raffinements, die Propheten des Genusses, sollst dem schimmernden Ideale dieses Freudenlebens der Boulevards gleichzukommen, sollst ein Held der Mode und des Erfolges zu werden

trachten. Da ist in jedem Frühjahre in dem glänzenden Paris jener „Salon", jener Eitelkeitsmarkt der Gloire und des Chauvinismus, der Mode und der Sentimentalität! Hast Du nicht längst sein Geheimniß errathen? Mein Gott, es ist ja so leicht, so kinderleicht! Ein Napf voll schwarzgrüner Stimmungssauce und ein paar Pinselstriche voll Lasurfarben, die unter wuchernden Alleen verfallener Parke etwas von jenen sublimen Geheimnissen des verliebten tändelnden Paris ahnen lassen — und auch Du bist ein Held des Erfolges! Also nimm die Palette wieder auf, Du dummer Hans, und male Alles das, was Du da eben dachtest, prickelnd, von süßen Räthseln überschummert, von lüsternem Wohlgeruch durchathmet, von verschwiegenen heißrothen Küssen durchbebt! Siehst Du, nun gewinnt auch der Unkenteich die rechte schleimige Geheimnißfarbe, und der Triton blickt so verheißend durch das ahnungsvolle Helldunkel, und die Allee mit der überschatteten Bank erzählt einen ganzen dreibändigen Roman von vertraulichen Stelldichein; was braucht es Dich da zu kümmern, daß dergleichen Formen nirgend existiren, daß diese Bäume keinen deutschen Buchen gleichen, daß überhaupt Niemand zu sagen vermag, was für Bäume es eigentlich seien! Das ist ja eben das süße, unübertreffliche Geheimniß Deines Chic, Du pikanter, hübscher Schlingel Du!

Ist die Cigarette, die Du rauchst, nicht auch parfümirt? Ist all der Teufelsspuk, welchen Du dort sahest in dem großen, dem blendenden Paris, nicht eben solch eine holde Täuschung? Welcher Thor fragt heutzutage nach der Wahrheit der Erscheinungen, wenn die Lüge hold und bestechend ist! Auf das Parfüm kommt es an, und das verstehst Du! Also sei zufrieden mit Dir und Deiner Kunst und kümmere Dich nicht um den Anderen, der Alles besser wissen will, als Du! Laß ihn doch hingehen in seine Stadt der Bierphilister und mit allen seinen Idealen an der schmutzigen Bierbank kleben bleiben, was kümmert es Dich! Du willst vorwärts kommen und gefeiert werden, also scheue auch nicht vor den Consequenzen Deines Thuns zurück; wirf hinter Dich, was sich hemmend an Dich klammert! Und vor allen Dingen reiße Dich los von diesen spießbürgerlichen Verhältnissen in Rothenbruch! —

Bis zu dieser logischen Folgerung hatte sich Herr Hans, während er an dem Bilde weitertuschte, ungestört seinen Gedanken überlassen und sich immer hartnäckiger in seinen Unmuth hineinraisonnirt. Hier aber machte er Halt.

Lossagen von Rothenbruch! Ja freilich, wenn es anginge, so wäre es wohl das Klügste! Aber der Vater, die Opfer, welche er dem Sohne gebracht, und Marie!

„Liebst Du denn dieses Mädchen, Hans?“ fragte er sich, die Farbenwirkung einer Baumgruppe prüfend. „Ganz gewiß! — Und wirst Du sie immer lieben? Wenn sie Dein wird, hoffentlich ja! Also stoße den Gedanken von Dir, als ob Du Dich von ihr lossagen könntest. Aber Dein Bild? Kannst Du halten, was Du ihr versprochen hast? Mein Gott, man soll eben nichts Unmögliches verlangen und Du hast Nichts versprochen, was außer Deinen Kräften stand.“

Das waren die Gedanken, denen Hans sich hingab, während er an seinem Bilde weiter arbeitete, das an einzelnen Stellen unter seiner lotterigen Behandlung sehr schnell der Fertigstellung entgegenschritt.

Da pochte es leise und zaghaft an die Thüre und auf sein erstauntes „Herein“ traten die Mutter und Marie ein, welch' letztere ihm lachend entgegenflog.

„Siehst Du, Hans, wenn Du mich nicht rufst, so überrasche ich Dich. Da bin ich nun und bleibe den ganzen Tag bei Euch; Gottlieb wird mich erst Abends wieder abholen. Hast Du schon angefangen mit dem Bilde? Du guter lieber Hans!“

„Nun Hans“, rief Frau Malchen, „sei recht liebenswürdig gegen Fräulein Marie. Ihr entschuldigt mich wohl, Kinder, ich muß hinunter zum Vater. Wir kommen nachher beide zu Euch herauf.“ Und damit trollte die kleine Frau zur Thüre hinaus.

Marie hatte auf einem Schemel vor der Staffelei Platz genommen und blickte auf das angefangene Bild. Hans stand neben ihr, um den Ausdruck ihrer Züge zu beobachten.

Der fröhliche Schelmensinn, welcher sie belebt hatte, als das liebe Mädchen eintrat, war wieder ganz aus diesen Zügen entwichen und eine Thräne fand wieder den altvertrauten Weg zwischen die dunkelen Wimpern.

„Hans! Ist das Dein Versprechen?"

„Nein Marie", entgegnete Hans bewegt, indem er sich neben ihr niederließ und ihre Hand ergriff. „Was Du von mir forderst, steht außer meiner Macht, wenigstens jetzt noch. Ich will mich in Dich hineindenken, so gut ich es kann. Aber zunächst muß ich ein Bild für den pariser Salon fertig stellen; denn ich muß für unsere Zukunft arbeiten."

„Und glaubst Du, daß solch ein Bild, wie dieses da, Erfolg haben kann?"

„Ich glaube es nicht nur, ich bin überzeugt davon."

„Aber wie ist denn das möglich!" rief Marie aus. „Ist denn das ein Wald? Was sollen denn das für Bäume sein?"

„Liebe Marie, darauf kommt es hier nicht an. Wenn ich die Bäume zu deutlich zeichne, geht mir der Reiz der Farbe verloren."

Der Oberförster, welcher unbemerkt eingetreten war, küßte Marie auf die Stirn und strich ihr zärtlich über das Haar.

„Gieb Dir keine Mühe, liebes Kind! Er ist seinem Bruder nicht gefolgt, er wird Dir und seinem alten Vater auch nicht folgen. Aber die Zeit wird kommen, wo er an Dich und den Alten denken wird. Vermuthlich wird es dann zu spät sein."

Marien stürzten die Thränen aus den Augen, sie lehnte weinend ihr Köpfchen an die breite Brust des alten Waidmannes, der sie mit milden Trostworten die Treppe hinabgeleitete.

Hans stand eine Weile wie versteinert und blickte ihnen nach, wie er Ludolf nachgeblickt hatte. Dann stampfte er trotzig mit dem Fuße auf den Boden und hieb mit beiden Armen zornig durch die Luft.

„Nein und tausendmal nein! Trage das ein Anderer, ich vermag es nicht zu tragen! Wenn Ihr es nicht anders wollt, so sei es darum. So sage ich mich los von Euch, wie Ihr von mir!"

Los von Rothenbruch! Los von der Liebe! Los von der Heimath! Nur weiter so, Freund Hans, dann kannst Du es wohl noch weit bringen in der Welt! Bis jetzt ließest Du Dich wenigstens noch vom Ehrgefühl leiten. Warum soll Dir auch das in Zukunft noch etwas gelten, wenn Du erst das Heiligste ver-

rathen hast, das Gott in des Menschen Brust gelegt hat? Warum soll Dir Vaterland und Menschenwürde, Ueberzeugung und Kunst noch etwas gelten, wenn Du erst die Liebe des liebsten Mädchens verstoßen hast! Male nur Gottes herrliche Waldesfrische als einen faulen Schindanger und wundere Dich dann nicht, wenn Du selbst, ehe gedacht, ein Haufen lebendigen Moders geworden sein wirst!

Noch einmal Hans, ehe es zu spät ist! Kehre um, geh in Dich, wirf Dich reuigen Herzens in die offenen Arme treuer Liebe, an das ewig verzeihende, ewig tröstende, ewig erhebende Herz der Heimath! — —

Hans von Ebersdorf war sich in den letzten Wochen dieser Wahrheit nur zu bewußt geworden. Während seine Irrthümer früher wenigstens die Entschuldigung der Absichtslosigkeit beanspruchen durften, erkannte er jetzt sein Unrecht und fuhr dennoch auf dieser Bahn fort. Anfangs freilich zögernd, dann entschlossener, schließlich unbekümmert, denn die Gewohnheit schläfert auch das Gewissen ein. Glaubt indeß nicht, daß das ohne Kämpfe für ihn abging.

Zwei blaue Augen lagen ihm im Sinne, hatten sich in sein Herz geschrieben und riefen in demselben Alles Gute wach, wenn die bösen Einflüsterungen übermächtig werden wollten. Aber diese Einflüsterungen wurden eben von Tage zu Tage mächtiger.

So war der Frühling eingezogen in's Gebirge. Nein, nicht eingezogen, dahergebraust war er gekommen. Durch die Schluchten des Harzes war das wilde Bergtosen herabgewettert, hatte in eigenwilliger Kraft den Eispanzer der Felsen gesprengt und die krachende aufruhrschäumende Eisfluth thalabwärts geschoben. Die tausend kleinen Rinnsale, welche beim Schmelzen des Winterschnees zu ebenso vielen Bächen angeschwollen waren, rieselten nun wieder still zum Thale nieder, und an den Waldsäumen küßte der Sonnenblick das junge Leben wach. Allüberall zog mit der Sonne die Liebe in das Waldrevier ein und jodelte von Zweige zu Zweige ihre Lieder. Wie hatte Marie von Angern sich auf diesen Lenz gefreut! Nun war das Osterfest gekommen, in den Dörfern hatten sie die Häuser gescheuert und den Flur mit weißem Sande bestreut, der würzige Duft der Osterfladen drang aus der ärmsten Hütte und frohe Menschen jauchzten überall Ostara's Einzuge entgegen.

Marie hatte nach alter Sitte den Kindern der Angeroder Gutsleute Ostereier gefärbt, welche dieselben am Nachmittage suchen sollten. Die kleinen Flachsköpfe, welche sich von der Märzsonne bereits hatten tüchtig braun brennen lassen, standen mit ihren Müttern hübsch sauber gewaschen und gekleidet auf dem Gutshofe, als der Rothenbrucher Schimmel durch das Thor hereintrabte. Der alte Oberförster ließ es sich niemals

nehmen, dem Ostervergnügen dieser Kleinen zuzuschauen, und er hatte außer Hans diesmal auch Jacob mitgebracht, der zum ersten Male vom Kutschbocke herab die Zügel geführt und sich dabei ein König gedünkt hatte. Jacob begann sich, seit er die großen Kniestiefel trug, zu fühlen und lugte bereits einmal nach Fieke aus, die ihn aber mit einem „dummen Jungen" und kräftigen Maulschellen heimschickte. Das Spielen mit den Kleinen hielt er allerdings unter der Würde eines ordentlichen Hofjungen; aber nach den bunten Ostereiern, welche Marie und Christel Bornträger jetzt herbeitrugen, schielte er desto deutlicher, so daß sich Christel zu der beruhigenden Versicherung bewogen sah, daß auch für ihn Ostereier versteckt würden. Damit war er denn zufrieden gestellt und trug mit Hannchen Hüter die Körbe auf den Osterberg, wo bereits der Holzstoß aufgeschichtet stand, der Abends zum Osterfeuer angezündet werden sollte. Die Eier wurden in dem Unterholze, welches den Südhang des Osterberges beschattet, versteckt und waren, ehe eine halbe Stunde vergangen war, von der jubelnden Schaar gefunden, um dann nach altem Brauche den Berg „runtergekullert" zu werden — ein Geschäft, welches Jacob so ausnehmend interessirte, daß er darüber sogar seine Hofjungenwürde und seine Schaftstiefel vergaß. Dann vertheilte Marie an die Kleinen Fladenstücke und Kaffee,

ließ den alten Osterreigen tanzen und hatte über dem lustigen „Ringel-Rosenkranz" der ausgelassenen Kinderschaar fast vergessen, wie weh es ihr um's eigene Herz war. Sie würde allerdings nur zu deutlich daran erinnert sein, wenn sie eben jetzt einen Blick auf Hans geworfen hätte, der neben Christel Bornträger stand und dieser allerhand Dinge sagte, welche dem unverdorbenen Mädchen das Blut in die Schläfe trieben. Er begann bereits, sein Verhältniß zu Marien als einen, wenn nicht verhaßten, so doch drückenden Zwang zu betrachten, und als er im Stillen Vergleiche zwischen den beiden Mädchen anstellte, fielen diese zu Gunsten des drallen Blondfüchschen aus. Allerdings gab es für ein Künstlerauge kaum einen reizvolleren Gegensatz, als Mariens elastische, durchgeistigte Gestalt und Christels üppige Formen. Und dazu der bestechende Unterschied in dem Naturell der beiden Mädchen: Mariens ernstes, sinniges Gemüth und des schlichten Dorfkindes harmlose, allzeit zu Uebermuth geneigte Fröhlichkeit. Hans hatte ihr von dem Leben in der großen Stadt erzählt, und sie hatte ihm lachend geantwortet, daß sie da nicht leben möchte, wo sie alle Tage Strümpfe und Schuhe tragen müsse. Dagegen hatte sie ihm dann vom Walde erzählt und er hatte sich versprechen lassen, daß sie ihm in den nächsten Tagen ein Dompfaffennest zeigen wolle. Er fragte sie, ob sie nicht auch ein Zeisignest wisse.

„Das findet ja Keiner! Das Zeisigweibchen trägt ja einen Stein hinein, der es unsichtbar macht. Erst wenn die Kleinen flügge sind, wirft es den Stein heraus. Deshalb findet man auch im Herbste und Winter die verlassenen Nester. Mein Gott, wissen Sie das nicht mal? Fräulein Marie sagt ja, wer so einen Stein zufällig im Walde fände, der könne sich unsichtbar machen."

„So wollte ich, daß ich solch einen Stein fände, um für uns ein Nest bauen zu können, wo uns Niemand fände."

„Für wen?" antwortete Christel, indem sie ihn mit unschuldsvoll fragenden Augen anblickte.

Hans antwortete ihr nicht, da er sich von Marie beobachtet glaubte.

Marie ahnte nicht, was sich an diesem Nachmittage zwischen ihrer Gespielin und dem Geliebten anzuknüpfen begonnen hatte, aber sie sah, wie Hans sich ihr mehr und immer mehr entfremdete.

Sie machte ihm keine Vorwürfe mehr, aber ihrer Augen stille Thränen waren ihm ein nur zu deutlicher und unerträglicher Vorwurf. Zuweilen schauderte ihm wohl vor der Kluft, in welche er hinabzugleiten Gefahr lief, und er fiel dann vor Marien nieder, um in stürmischer Weise ihre Hand mit Küssen zu bedecken; sie waren dann auf Stunden und Tage versöhnt und

in Mariens Herzen grünte wieder neues Hoffen. Aber je mächtiger draußen das Grün durch das Unterholz sproß, desto schneller welkten diese jungen Hoffnungen in Mariens Herzen. Das Wintereis wollte darin nicht mehr springen. Die blauen Blumen hatten zu früh ihren Frühling eingeläutet und im rauhen Nachtfroste des unbarmherzigen Lebens war ihr junges Blühen erfroren. So stand sie oft, die Augen trostlos in's Leere geheftet, und blickte in das Gärtchen vor dem Fenster. Wie genau der Mensch in solchen Stunden die geringsten Kleinigkeiten beobachtet! Dort drüben auf der hohen Tanne des Parkes von Angerode schlug die Amsel wieder, wie vor'm Jahre und wie vor'm Jahr hatte der Buchfink am Glockenbirnbaume sein Nest. Die Meise flog bereits mit frischem Futter zum Astloche aus und ein, der Zaunkönig plusterte sich auf und streckte behaglich im Sonnenschein das Beinchen und Rothkelchen sang vor Mariens Fenster seine wehmüthig abgebrochenen Weisen. Du Trösteinsamkeit mit dem rothen Brustlätzchen, wie war Dein Gesang Marien stets in's Herz gedrungen!

„Rothkehlchen, herzliebster Schatz aus der Tannenlaube, kennst mich noch? Blickst mich noch so zutraulich an mit Deinen klugen Schwarzaugen, wie zur Winterszeit? Hast unter den Steinen dort Dein Nestchen gebaut, meinst du, ich wüßte das nicht? Sie sagen, der Wanderer,

dem Dein Gesang es angethan, wenn Du ihm beim Scheiden das Geleite giebst, müsse zur Heimath zurück! O gieb ihm das Geleite, wenn er davonzieht und rufe es Deinem Nächsten zu auf dem Bergkopfe drüben, damit er es dem nächsten sage und Euere Weisen ihn geleiten, so weit die Heimathberge sich dehnen!"

Der Frühling grünte immer mächtiger empor, immer schmelzvoller und sehnender schallte es durch das junge Laub, denn auch die Nachtigall war in die Vorhölzer und Waldsäume des Harzes eingekehrt; da zog der Mann, an dem Mariens ganzes Herz hing, wieder hinaus in die weite Welt, und das stille Mädchen war wieder einsam und verlassen, wie vordem. Hans hatte zwei Bilder, die er fertiggestellt, nach Paris gesandt und reiste selbst dahin ab. Er hatte allerdings versprochen, baldmöglichst zurückzukehren; aber einen Monat würde er immerhin ausbleiben. Und so fuhr er nach anscheinend schwerem Abschiede von Marien und den Eltern und heimlichem Abschiede von Christel Bornträger davon über die Berge. Von den Tannenwipfeln herab gaben die Lieder der Rothkehlchen ihm das Geleite, der linde Frühlingswind rauschte ihm sein Lebewohl, und vom Bachesrande blühte es zu ihm herauf und rief ihm mit den murmelnden, eilenden Wellen nach:

„Vergißmeinnicht!"

IX.

Mit etwas Regen und einigen Gewitterschauern war in dem frohlebigen Paris der April zu Ende gegangen, gleich als ob er nach all den sonnigen Frühlingstagen noch einmal sein unbestrittenes Recht als launischer Modemonat geltend machen wollte. Nun schien die liebe Sonne wieder lachend nieder auf die verregneten Blüthenkelche und all den Unfug, welchen der Sturm in dem Tuilleriengarten und den bosquetgeschmückten Wegen der Champs Elysées angerichtet hatte. Und mit der Sonne kam auch „ganz Paris" wieder zum Vorscheine, das während des Regens verdrießlich am kalten Kamine gehockt und der schönen winterlichen Freudenzeit gedacht hatte. Ganz Paris strömt an diesem ersten Maitage in den Industriepalast, wo eben die letzten Vorbereitungen zu dem großen Stelldichein der schönen Künste getroffen werden. Es ist der Firnißtag, der letzte Tag vor der offiziellen Eröffnung des „Salons", der Tag, an welchem sich

hier mit den schönen Künsten die elegante Welt ein Stelldichein giebt, um das erste Urtheil über die Schätze zu gewinnen, die sich da in den mehr als dreißig Sälen ausbreiten. Es gilt für ein beneidenswerthes Vorrecht, zu dieser Generalprobe des Salons eine Einladung zu erhalten, und Die, welchen dieses Vorrecht ertheilt wird, zählen sich zu den Intimen des Salons, wie sie die Intimen der Erstlingsaufführungen in den Theatern zu sein pflegen. Wie manche schöne Hoffnung wird an solch' einem Firnißtage erbarmungslos vernichtet, ehe noch die eigentliche Eröffnung der Ausstellung stattgefunden hat, wie mancher Triumph in wenigen Stunden voll und ganz entschieden, wie manches große Streben bleibt da unbeachtet und wird verbittert mit der Zeit, wie manche hohle Phrase wird durch Günstlingswirthschaft oder Zufalls Gnaden zum Meisterwerke gestempelt! Der stille reine Gott der Kunst findet hier nur wenige Verehrer. Desto lauter und lärmender umtanzen die Anderen den Götzen des Erfolges, die Hetäre Mode, den Popanz ihrer gallischen Ruhmsucht, das übersinnliche Farbenbacchanal und die an Moder und Verwesung mahnende Farbenfäule, die allein noch im Stande ist, ihre überreizte Blasirtheit anzuregen.

„Kein besonders moralischer Platz eigentlich, Doktorchen, dieses Stelldichein des lustigen Paris!" bemerkt

ein deutscher Herr, dessen sonnengebräuntes Antlitz mit der weißen Stirn und dem soldatischen blonden Schnauzbart den Offizier verräth, zu seinem Begleiter, einem schlanken jungen Manne mit blassem Antlitz und dunkel leuchtenden Augen. — „Sie haben Recht, lieber Rittmeister! Auch kein besonders lustiger, wenn man es bei Lichte besieht. Was ist die herrschende Leidenschaft aller dieser Menschen, die da aneinander vorübertreiben, sich verbeugen, lächelnd begrüßen und hochmüthig meiden, hassen und verachten, lieben und vergöttern, zu Boden treten und gen Himmel heben? Eitelkeit und Selbstsucht. Selbstsucht bis in ihre Liebe, ihre Begeisterung hinein, ihre reinste Begeisterung, auf deren Reinheit sie die Hostie nehmen, auf die sie schwören würden bei Allem, was ihnen heilig ist."

„Wenn der Schwefelbande eben etwas heilig wäre, als sie selbst!" — „Sehen Sie, wie sie dort hinströmen zu Détailles und Neuvilles vielbelobten Schlachtenbildern, um sich im angedichteten Ruhme ihrer großen Armee zu sonnen!"

„Kindische Albernheit. Im ganzen Feldzuge habe ich keinen französischen Kerl so stehen sehen, wie diese Offiziere da auf dem ‚Kirchhof von St. Privat'. Die Herren hatten Nöthigeres zu thun, als theatralische Posen anzunehmen, wenn ihnen unsere Colonnen auf den Leib rückten!"

„Im Uebrigen ein vortreffliches Bild! Eine packende Frische der Conception, Schärfe der Beobachtung und Treue der Zeichnung, wie sie unseren deutschen Malern oft zu wünschen wäre!"

„Natürlich, wer bestreitet denn den französischen Malern ihr brillantes Talent! Wer wird die Verdienste eines Meissonier verkennen! Und dieser Neuville! Ich habe nie einen deutschen Hauptmann so gut gezeichnet gesehen, als diesen hier auf seinem Bilde."

„Nicht wahr? Und denken Sie an sein ‚Le Bourget'. Dieser Elan im Arrangement, die glänzende Vertheilung der Massen, diese Achtung des Siegers —"

„Na, hören Sie. Das hat seinen Haken. Natürlich braucht er anständige Gegner und hat unsere Offiziere und Kerls deshalb auch gut fortkommen lassen, aber im Ganzen steckt doch viel hohle Phrase. Oder glauben Sie wirklich, lieber Freund, daß unsere Bataillone nach dem mörderischen Feuer so geschlossen in die feindlichen Stellungen eingedrungen sind, wie der Herr Neuville da uns weismachen will? Herr des Himmels, wie hatten sie mir meine Schwadron an dem Tage zugerichtet! Von den Garden gar nicht zu sprechen!"

„Aber was soll der Maler thun? Er braucht doch seine Gloire!"

„Natürlich! Und da schminkt er sie der Thatsache auf. Das nennt sich dann Historie. — Uebrigens auch

ein bezeichnender Scherz, die ‚Taufe Chlodwigs' da von Blanc!"

„Gambetta und sein Hofstaat in antiker Gewandung als glorienumstrahlte Heilige und Neophyten, in der That nicht übel. Was wollen Sie, er ist der Held des Tages. Es ist die alte Geschichte vom Tanze um das goldene Kalb!"

„Nur daß das Kalb inzwischen ein schleppfüßiger Ochse geworden ist!"

„Und sie tanzen ihn so ziemlich alle, diesen Tanz des Größenwahnes und der Eitelkeit. Jeder in seiner Weise. Sehen Sie dort jenen Journalisten mit den kahlen Schläfen im eifrigen Gespräche mit dem russischen Attaché begriffen."

„Sie theilen sich vermuthlich in die Haut des Löwen. Na, mir kann's Recht sein! Ich bin Husar! Aber Gott sei Euch Windbeuteln gnädig, wenn unsere Plempen noch einmal fleddern müssen!"

„Sie sind immer noch die alten Pariser. Da, sehen Sie dort jene blendenden Frauen, welche vor Begierde brennen, ihre von Bonnat oder Cabanel gemalten Bildnisse in der neuen Umgebung zu sehen oder Urtheile darüber zu erlauschen —"

„Na ja, und da die Hauswirthin, die sich mit ihren Rangen im Sonntagsstaat bei einem Anfänger malen ließ und sich nun neben Marquisen und Herzo-

ginnen bewundern läßt! Wo liegt der Unterschied! Wir sind noch immer im alten Paris, Doktorchen."

„So ist's. Dort der gefeierte Romanschriftsteller, welcher der Gattin des Deputirten aus der Provinz ironische Verbindlichkeiten sagt, dort der arme Teufel mit dem interessanten Künstlerkopfe, der sich von einer Börsengröße der Rue Lafitte über die Mängel seines Porträts belehren lassen muß —"

„Vermuthlich, weil Weib und Kinder verhungern würden, wenn er dem Lümmel den sauer verdienten Lohn vor die Füße würfe! Ja, wir sind in Paris."

„Dort jene hübschen Modelle, welche in ihrer bunten Nationaltracht direkt aus den Rahmen herabgestiegen erscheinen und mit den jüngeren Malern kecke Grüße austauschen, und jene Herzogin in dem Heiligenschimmer der legitimistischen Romantik, welche dem jungen Gelehrten herablassend zulächelt, der sie wie ihr Schatten ehrfurchtsvoll begleitet! Wir sind in Paris! Sehen Sie dieses ganze elegante bunte Gewimmel ordensbandgeschmückter Würdenträger, reizender Frauen, glänzender Militärs, interessanter Künstler, Journalisten, Gelehrter, durch welches die Anstreicher in farbenfleckigem Leinwandkittel sich mit Leiter und Firnißtopf hindurchwinden, ja das ist „ganz Paris", wie es leibt und lebt und leben wird, so lange der heitere Himmel Frankreichs herablachen wird auf diese bunte exotische

Welt. Diese räthselhafte Welt, die am Tage durch die Säle des Industriepalastes wogt oder draußen in den Champs Elysées in pfeilschnellen Karossen meteorengleich an dem bestaubten Fußgänger vorüberfliegt, des Abends aus kerzendurchstrahlten Sälen durch die verhüllten Fenster auf den Blusenmann geheimnißvoll herabschimmert wie ein wundersames Märchen, wie ein verführerischer Teufelsspuk!" — „Warum ereifern Sie sich darüber, Doktor?" — „Es gab eine Zeit, wo ich sie liebte und an sie glaubte, diese Franzosen. Es war ein Kinderwahn. Sie sind dieselben geblieben, die sie immer waren, dieselben liebenswürdig lustigen, unausstehlich hochmüthigen, herzlos blutdürstigen und leidenschaftlich schwärmenden Pariser, die Enkel des Convents, denen trotz aller demokratischen Deklamationen der aristokratische Luxus und der imperialistische Unfug Bedürfniß geblieben ist. Wie könnte es anders sein! Der Wollüstling mag Tyrannen stürzen im blutigen Werke eines Tages; auf seiner Sittenlosigkeit aber wuchert nur desto üppiger wie auf fruchtbarer Grundlage der aufgeklärte Despotismus fort. Ihr Napoleon und sein heute von ihnen verfluchtes System war der fleischgewordene Ausdruck ihrer Thorheiten, Wünsche und Bedürfnisse und dort jener umworbene kleine Mann mit dem Spitzbäuchlein und dem schielenden Vollbartgesicht ist der verkörperte Ausdruck desselben verfluchten

Systems pulverdampfumwölkter Schauspielerstreiche und cäsaristischer Abenteuer.“ „Vergessen Sie nicht die plebejische Beutefischerei!“ — „Kaiserin Eugenie, Madame Adam, was wollen Sie, der Unterschied besteht auch da nur in der Fülle der blendenden Schultern! Geben Sie Acht, wie diese Huldgöttin dort am Arme des gefürchteten Gambetta, des gefeierten Mannes mit den plebejischen Plattfüßen und der cäsaristischen Suada, durch die Säle schwebt, um die Begrüßungen der ehrfurchtsvoll zurückweichenden Menge entgegenzunehmen! Mir ist, als ob ich aus dem Munde eines der Blusenmänner eine Strophe vernähme aus einer lustigen pariser Posse, eine alte bekannte Strophe:

‚Dafür ist er nun unser König,
’s lohnte sich wenig, lohnte sich wenig,
Daß die Könige man vertrieb,
Wenn Alles nur beim Alten blieb!‘“

„Verdammt, Sie haben Recht, Doktor, es lohnte sich wenig, denn Alles ist beim Alten geblieben!“

„Der Name ist gewechselt, aber Form und Gehalt der Civilisation sind dieselben geblieben. Und auch die Maler dieser Civilisation sind dieselben. Ob Gros und Horace Vernet oder Neuville, Detaille, Blanc und Protais, ob Konsulat und Kaiserreich oder die Republik, die beglückende, ob Solferino oder Tunis: was liegt am Unterschiede, es ist derselbe Größenrausch der Gloire,

der diese Säle füllt; und darum ist es nichts Anderes, denn eine Anstandspflicht, daß Monsieur Gambetta, der Held des Tages, der Bekämpfer der Kroumirs, diesen Salon am Firnißtage mit seiner einweihenden Gegenwart beehrt."

„Er scheint seinen ersten Rundgang zu unternehmen. Wollen wir uns anschließen?" — „Ich denke, wir lassen den Bachantenzug der modernen Demokratie an uns vorüber. Kommen Sie hinaus aus dieser Hitze. Im Wintergarten wartet das Buffet."

„Auch gut. Also Fanfaro zum Einhauen! Ich habe übrigens einen Mordsappetit." — — —

„Sie auch hier, Professor?"

„Ah, Sie, lieber Freund! Ja, man muß ja wohl. Schon der Mode wegen."

„Da haben Sie Recht, Professor. Ein deutscher Maler, der nicht in Paris war, ist ja ein Unding. Uebrigens Mode! Der Modeton wird immer heller. Sehen Sie nur die Landschaften, ganz silbergrau! Die Bäume sehen schon wie Cement aus und der Himmel wie Reisbrei mit Zimmet. Und das nennt sich Landschaftsmalerei!"

„Beruhigen Sie sich. Im nächsten Jahre malen sie vielleicht Gelb in Gelb oder Dunkelviolett oder Roth, je toller, je besser! Bei diesem Volke wird Alles

zur sclavischen frivolen Modesache, selbst das Keuscheste, was wir simpelen Deutschen kennen, die jungfräuliche Sprache der Landschaft! Kann es eine gräßlichere Mißachtung der Gesetze der Natur geben, als wie der Durchschnitt dieser „Kunstwerke" aufweist? Welches sind die Ideale dieser Künstler? Der Erfolg, sonst Nichts. Erfolg um jeden Preis! Also etwas Neues, nie Dagewesenes, in die Augen Springendes! Aber bei Leibe nichts Gesundes oder Natürliches! Und dabei sprießet und grünet um sie her die heitere Landschaft des sonnigen Frankreich, und die ewig gütige Mutter Erde spendet Menschen und Thieren aus ihrem unerschöpflichen Segenshorne. Mit welchen Augen aber sehen diese Leute wohl ihr schönes Heimathland? Ihre überreizte Blasirtheit begleitet sie auf Schritt und Tritt, selbst im Morgendufte der bethauten Fluren, beim gewaltigen Zürnen des Gewitters, der empörten See. Unsere lieben Landsleute haben übrigens schon von ihnen gelernt; geben Sie Acht, ob über's Jahr nicht zu Hause ein paar Dutzend cementgraue Landschaften ausgestellt werden!"

„Lieber Himmel, will es denn das Publikum besser? Blicken Sie doch hin auf diese Landschaften. Auch da sind Bilder, gleichwerthig einem Rousseau, Troyon, Corot u. a. Aber wer beachtet sie? Der Strom der Menge drängt zu den Parfumeurs der

Mode. Die werden gefeiert und ihre Bilder gehen ab, wie beim Bäcker die Semmel!"

„Und ist das bei uns in Deutschland nicht ebenso? Nur, daß wir keine eigene Mode zu Stande bringen und uns mit der vorjährigen pariser behelfen müssen. Kommen Sie, lieber Freund." — — —

„Corpus Christi!" lacht ein junger Franzose, „von wem ist denn der schwarzgrüne Matsch da?"

„Das ist sehr gut", erwidert sein Begleiter lachend, indem er im Kataloge den Namen des Malers aufsucht. „Ebers — zum Teufel, was für ein unaussprechlicher Name: Ebers — dorf. Ah so, ein Deutscher. Armer Tropf!"

„Wo mag diese tête carrée denn gesteckt haben, daß sie nicht weiß, daß die Mode in diesem Jahre hellgrau ist?"

„Mein Gott, wo denn, in seiner Wildniß vermuthlich, in der Sauerkrautplantage. Da soll es ja übrigens so schwarzgrün aussehen."

„Sehr gut. War schwarzgrün nicht vor zehn Jahren Mode?"

„Natürlich. Der Herr wird wohl mit den Pendulenhorden hier gewesen sein!"

„So sind diese Deutschen. Sie haben keine Ahnung von dem hinreißenden Reize, der in dem Wechsel der Mode liegt."

„Woher sollten sie auch! Sie nehmen unsere Moden auf, wenn wir hier dieselben längst albern finden. Dazu kommt die plumpe Schwerfälligkeit, mit der sie an dem Humbug festhalten, wenn wir längst über denselben lachen. Seien wir doch froh darüber. Was sollten unsere Confectioneurs mit ihren vorjährigen Damenhüten und Toiletten, unsere Galanteriewaarenhändler mit ihren altmodischen „Articles de Paris“ und unsere Maler mit ihren abgestandenen Bildern anfangen, wenn uns die Deutschen das Zeug nicht noch Jahrelang abnähmen!“

„Wie eine abgelegte Maitresse, ganz recht. Gutmüthige Tröpfe im Grunde genommen, diese Sauerkrautköpfe!“

„Aber, was ist denn das? Das Bild da ist ja verkauft!“

„Nicht möglich? — Eh bien, er wird seine Protection haben. Vermuthlich ist er ein ansehnlicher Bursche, dieser germanische Waldmensch. Unsere Weiber haben ja oft einen wunderlichen Geschmack.“ — —

„Sieh da, Anatole! Wo hängt Ihr Bild?“

„Im nächsten Saale.“

„Ah, gratulire. — Kennen Sie den Herrn, der Sie da grüßte?“

„Ein deutscher Baron. Er malt auch. Uebrigens ein amusanter Herr, Anbeter der Herzogin von Czartorow! Ebersdorf — unglaublicher Name, was?“,

„Ah, der! Lassen Sie doch sehen. War er nicht der Liebhaber der Duran?"

„Der kleinen Manon? Warum nicht! Aber sehen Sie, wie angelegentlich sich die Herzogin mit ihm unterhält!"

„Ist das seine Landschaft? Köstlich. Das ist ja antediluvianisch. So malte man ja, als der liebe Herrgott noch ein kleiner Junge war!"

„Nicht wahr? Und, denken Sie, das Bild ist verkauft!"

„Was Sie sagen? Und an wen?"

„Mein Gott, sind Sie naiv! An wen denn sonst, als eben die Herzogin."

„Sonderbare Dame, diese Polin. Merkwürdige Person!"

„Schöner Rest der alten Aristokratie, lieber Freund. Die sind immer conservativ. Und geben Sie Acht, der Herr kommt durch sie in die Mode! Man sagt, daß die Herzogin auf Euch Republikaner schlecht zu sprechen sei!"

„Natürlich, wie Alle vom Faubourg St. Germain! Nehme es ihr nicht übel. Aber wer ist denn der Herr, welcher mit ihr spricht?"

„Ein deutscher Fürst. Soll ein großer Kenner sein. Man sagt, er habe sogar eine eigene Akademie!" — — —

So war es. Die Herzogin stellte eben Hans dem Fürsten vor, der sich angelegentlich mit ihm unter-

hielt und darauf seinen Rundgang durch die Säle mit ihm fortsetzte. Der junge Maler mit der aristokratischen Haltung gefiel dem Fürsten um so mehr, als er sein zuversichtlich keckes Urtheil mit einer gewissen bescheidenen Reserve abzugeben verstand. Das Gespräch lenkte sich unwillkürlich auf die Bedeutung der französischen Malerei, der Hans im Gegensatze zu den meisten deutschen Malern insbesondere einen „Zug kräftiger Subjectivität" nachrühmte. „Ich bitte um Verzeihung, wenn ich mir da eine Art von Urtheil entschlüpfen ließ, Durchlaucht! Vermuthlich stehe ich in Deutschland recht allein mit demselben da; ich möchte es auch Niemand aufdrängen. Ich aber, von meinem Standpunkte aus, schätze den Künstler und sein Werk um so höher, je persönlicher sie sind."

Hans hatte da, vielleicht ohne es zu wissen, den vortheilhaftesten Ton angeschlagen, um sich schnell die vollste Zuneigung des Fürsten zu gewinnen. Der letztere kehrte nochmals zu der Landschaft seines jungen Begleiters zurück und äußerte den Wunsch, ein gleiches oder ähnliches Bild zu besitzen. Zugleich aber äußerte er, daß es ihm zu hoher Freude gereichen würde, den Maler „bei sich" zu sehen.

Hans verstand es, durch zur Schau getragene Gleichgiltigkeit seinen zahlreichen Bekannten vom Sport und Turf gegenüber zu verdecken, wie großen Werth

er auf diese Auszeichnung des Fürsten legte. Er nahm dieselbe anscheinend als etwas durchaus Alltägliches und gab sich dadurch in den Augen der vornehmen jungen Welt ein unverkennbares Relief. Für ihn aber lag etwas Bestrickendes in dem Bewußtsein, einen Boden gefunden zu haben, auf dem er ganz er selbst sein durfte, er, den sie daheim mit ihren spießbürgerlichen Ansichten glaubten schuhriegeln zu dürfen! Pah!

So wiegte er sich in dem Bewußtsein des Erfolges, tauschte mit den Kunsthändlern vertrauliche Grüße aus, wie sie sich nur die Bevorzugten der Mode erlauben dürfen, warf diesem Bekannten einen flüchtigen Gruß, jenem einen Handwink zu, sagte den Gattinnen seiner Freunde Artigkeiten und war, ehe eine Stunde vergangen war, ganz der Alte in dem alten, leichtlebigen Paris!

Und eben diese Sicherheit, diese gewinnende Art, sich zu geben, befestigte in Aller Augen das bereits allseitig über seine Persönlichkeit gefällte Urtheil.

„Sie kommen doch in die Oper, Baron?" „Später in den Club!" „Wie war's in Rom?" „Wir sehen uns morgen, nicht wahr?" So flogen Grüße und Gegengrüße herüber, als die Herren höflich zurücktraten, um einer Dame Raum zu geben, die in anmuthiger Bescheidenheit, wie sie der vertrauten Freundin ziemt, welche sich in der Schaar der Glück-

wünschenden nicht vordrängen mag, auf Hans zutrat und ihm beide Hände bot.

„Jean! Nehmen Sie meine Glückwünsche aus vollstem, treuestem Herzen!"

Und damit legte sie ihren Arm in den seinen und schwebte mit ihm durch die Reihen der grüßenden Besucher, als wolle sie ganz Paris zeigen, daß er ihr gehöre, der interessante fremde Künstler, ihr, der Manon Duran, dem gefeierten Sterne der Opéra comique.

„Potz Blitz die Duran! Prachtweib! Was, Hippolyte?"

„Eine verführerische Teufelin, tödtlich schön und dämonisch lieblich, wie die Meduse Rondanini!"

„Und dieser deutsche Sauerkrautkopf! Es ist himmelschreiend."

„Sie kennen sich schon lange. Eh bien, man wird sie auspfeifen diesen Abend!" — — — —

„Und Du liebst mich noch, Jean?"

„Wer kann Dich sehen, ohne Dich zu lieben, Manon!"

„Das klingt ja entsetzlich sanft. Warum hast Du Dich so selten gemacht in letzter Zeit?"

„Du bist überdies sehr verwöhnt, mein Schatz!"

„Ah! Und wo hast Du die letzten Monate verträumt?"

„Bei einem Paar blauer Augen inmitten eingeschneiter Berge!"

„Aber das ist ja nicht möglich. Ist das wirklich wahr?"

„Wirklich und wahrhaftig wahr!"

„Ihr Deutschen seid doch unverbesserlich! Und nun?"

„Nun kehre ich von meiner fruchtlosen Pilgerfahrt in den Hörselberg zurück zu Dir, meiner Valandinne!"

Manon bog sich vor und sah ihm mit ihrem schlangenhaft unruhigen Blicke tief in die Augen.

„Pst, man beobachtet uns!"

„Ah bah, die Herzogin. Was will die? Sie sagen, Du habest ihr einmal näher gestanden; ist das wahr, Jean?"

„Man spricht von dergleichen nicht, Manon!"

„Ah, Du bist discret! Eine Eigenschaft die ich sehr schätze, obwohl ich persönlich keinen Gebrauch davon mache. Aber Du wirst damit Carrière machen im galanten Paris. Also heute Abend?"

„Nach der Vorstellung!" — — —

„Sind doch ein Teufelskerl, Baron!"

„Ah, Capitaine, noch immer in Paris, Sie kleiner Eisenfresser?"

„Spotten Sie nicht; kommen Sie an das Buffet im Wintergarten oder hinaus, die Hitze wird unerträglich hier!"

„Für den tapferen Wüstenjäger?"

„Ach, die Wüste! Lassen Sie die Scherze, lieber Baron, das waren Zeiten! Wo sind sie Alle, die man lieb gehabt hat, die wackeren Kerle, mit denen man unter Sack und Pack durch Algier spaziert ist und den Löwen gejagt hat, die Alten aus der alten Schule Pélissier's! Auf den steinigen Feldern der Krim und den Fluren von Solferino und in Eueren deutschen Massengräbern liegen sie mit sammt ihren tollen Streichen begraben. Sie sind ja Soldat, Baron, und wissen, was das heißt! Und man hat sie lieb gehabt, die alten ehrgeizigen, raufluſtigen Kameraden!"

„Nun und Tunis?"

„Ah, Baron! Seien Sie nicht geschmacklos! Wollen Sie mir nicht nächstens rathen, auf Hausse zu fixen in Stiefeln oder einem anderen nützlichen Armeeartikel? Die Zeit ist darnach!"

„Sie sollten heirathen, Capitaine!"

Der Capitaine François Dufort riß die Augen auf und starrte seinen Begleiter mit komischem Entsetzen an.

„Man merkt's, daß Sie aus Deutschland kommen! Wie gerathen Sie auf den schlechten Witz?"

„Aber warum soll der Scherz schlecht sein, Capitaine? Wie allerliebst muß sich neben Ihrem lohbraunen Wüstengesichte so ein hübsches milchweises

Lärvchen ausnehmen! Offen gestanden, ich habe selbst daran gedacht, mich zu verheirathen!"

„Hören Sie, Bester, Sie scheinen wirklich angegriffen zu sein! Ein Künstler und heirathen, sind Sie denn toll?"

„Und warum soll ein Künstler nicht heirathen, mein brauner Saharaheld?

„Warum? Weil die Misère der Ehe das Talent erstickt. Ein verheiratheter Künstler ist ein gewesener Künstler. Er ist Gatte, Vater, Staatsbürger, Steuerzahler, ein Rad in der Weltuhr, wenn Sie wollen; aber das Genie ist zum Teufel, der Poet ist erdrosselt. Sapristi, was macht Sie denn zum Maler? Doch eben jenes unbestimmbare Etwas, das den flotten Taugenichts kennzeichnet, der die Weiber kennt und zu verführen weiß! Was wollen Sie damit in der Ehe anfangen?"

„Du weißt wohl nicht, mein Freund, wie grob Du bist!" murmelte Hans und blickte nachdenklich vor sich hin. Er dachte an Ludolf und was ihm der von der Pikanterie in der Kunst gesagt hatte.

„Pest und Tod, jetzt seufzen Sie schon deutsch! Wenn Sie denn schon verliebt sind, nun, so erobern Sie sich Ihr Mädchen. Aber heirathen werden Sie doch deshalb das Lärvchen nicht!"

„Sie kennen die Wüste, mein tapferer Capitaine, und kennen Paris; aber Sie kennen die Moral der Deutschen nicht!"

„Ich kenne von den Deutschen Nichts als ihr Blut, das ich auf den Schlachtfeldern fließen sah. Respect vor dem! Es ist gutes, heißes Blut und sieht dem unseren verdammt ähnlich. Aber hole der Teufel ihre Moral, wenn sie vernüftige Menschen zu solchen Tollhausstreichen treiben kann! Moral! Was soll Ihnen die? Ein Künstler und Moral! Sind Sie ein Pfaff, eine alte Betschwester? Ein Maler sind Sie, ein Heide, der an keine Moral und keinen Gott glaubt, als an seine verfluchte Kunst, die ihm Gottheit, Moral und Religion ist! Sie und heirathen, es ist köstlich! In einer nüchtern engbürgerlichen Wohnung sitzen, vielleicht die Wiege im Atelier — eio popeio, hopp la, mein Kleiner — fi donc! Das Geschrei und der Geruch! Der Geruch sage ich Ihnen! Denken Sie nur: das Parfum der Kindstücher statt des Patchouliedufte des Lorette! Nette Anregung das! Da lobe ich mir den Skating Rink — in Mabille ist nichts Rechtes mehr los — da giebt es Farbe, Formen, Leben! Da ist die höchste Anregung für ein den sinnlichen Eindrücken zugängliches Künstlerherz und Künstlerauge. Da ist Kunst, wohin Sie greifen. Aber Moral? Satanszeug ist es. Nun gut, nur zugegriffen; Euch Künstler

versengt solch Feuer nicht. Aber gehen Sie mir doch mit Ihrer langweiligen Moral! — — Ah, bon jour, madame! — — Famoses Weib, die Lescaut, Blitzelement! — Ah, der Gruß galt Ihnen, mein junger Tugendheld? Und Sie wollen heirathen? Der Einfall ist zu köstlich, als daß ich ihn nicht Abends im Club erzählen müßte. Sie erlauben doch?"

„Lassen Sie das, Capitaine! Ernst gesprochen; ich fühle, ich bin verdorben für Ihr Paris!"

„Ah, ba! Kommen Sie in die Oper, kommen Sie in den Club, zum Sect, zum Spiel! Sie kennen Paris noch nicht, das ewig junge, ewig verjüngende, ewig electrisirende Paris!" — — —

Arme Marie im alten Harzlande daheim, wo sind nun Deine Heimathgrüße!

O, Du strahlendes, glänzendes Paris, wieviel Menschenglück und Manneswerth verbrauchst Du in Deiner nimmersatten Gier! Wieviel Menschenehre erstickest Du in den schwellenden Kissen einer einzigen Nacht!

Heute noch das Herz voll Erinnerungen, auf den Lippen den Kuß der keuschen Braut, am Hute noch ihr grüßend Vergißmeinnicht, und morgen — o pfui der Schande — morgen früh in den Armen der berückendsten Teufelin von ganz Paris!

Und nun, Freund Hans? Weiter auf dieser Bahn? Willst Du Dich lossagen von der Heimath?

Das hieße, die allerbündigsten Versprechen brechen. Oder das Weib verlassen, das da neben Dir schlummert, die trunkenen Lippen noch wie zum Kusse halb geöffnet?

Entschließe Dich, Hans! Fort von hier, kehre um in die offenen Arme der Heimath!

„Ja, wenn ihre spießbürgerlichen Ansichten nicht wären! Nein, nein, es ist unmöglich! Dort die moralische Erdrosselung und hier Carrière, Leben, Licht, Luft, Freiheit! Ach! Ich brauche Freiheit und Luft, wie ein entlaufener Schulbube!"

Und nach einer Weile ernsthaften Nachdenkens:

„Der ich doch eigentlich bin! Man sollte mich auf ein Schiff bringen und mir mit dem Tauende auszahlen! Der Vater! Und er hat das Letzte für mich geopfert! Ich mag es ihm wiederzahlen, das Opfer wird dadurch nicht geringer! Und Marie! Kann ich ihr je wiedergeben, um was ich sie betrogen habe, Jugend und Lebensmuth? Betrogen! Wie das klingt; habe ich sie geheißen, gerade an mich ihr Herz zu hängen, der keine Fesseln tragen kann und will! Betrogen! Mein Gott, wir haben uns vor der Verlobung näher kennen gelernt und gefunden, daß wir nicht zu einander passen; ist das nicht vernünftiger, als wenn es nachher geschähe? Wir trennen uns also! Daß das vielleicht auf beiden Seiten nicht ohne Schmerz geschieht, was ist natürlicher, als das? Ich will ihr

schreiben und ihr das Wort zurückgeben, da ich ja doch wohl niemals Bilder malen würde, die ihrem vortrefflichen Vater gefallen! Infamer alter Filz mit seiner pöbelhaften Dummdreistigkeit! Wäre ein netter Schwiegervater geworden, par bleu! Ich sollte eigentlich an ihn schreiben, das würde mir viel leichter werden! Oder wenn ich gar nicht schriebe, wenn ich die Sache langsam einschlafen ließe? Das ist am Ende noch bequemer und geht ohne Thränen und Polterscenen ab. Ach, Manon, Manon, wenn Du wüßtest, was Du auf dem Gewissen hast; wahrhaftig man braucht keine leichterregbare Künstlernatur zu sein, um sich von Dir Circe bethören zu lassen. Da liegst Du und schläfst, unschuldsvoll, wie die Sixtina, Du satanischer Kobold Du!"

Mit all diesen schönen Redensarten und schnöden Verdächtigungen kam Herr Hans indeß nicht über seine Klemme hinweg. Schließlich beschloß er, während er in Manon's Boudoir den Kaffee schlürfte, den ihm die Zofe vorsetzte, dreierlei zu thun: erstens dem Vater den Verkauf seiner Bilder mitzutheilen und dabei den Hinweis nicht zu unterlassen, daß hinter dem Berge auch noch Menschen wohnen, liebenswürdige elegante Menschen, welche seine Kunst besser zu würdigen wüßten; zweitens: seine alten pariser Verbindungen aufzunehmen, insbesondere sich an die Frauen und an die Presse heranzumachen; und drittens: Marien gar nichts

zu schreiben und die Dinge laufen zu lassen, wie sie eben liefen. Nachdem er zu diesen seines Erachtens vortrefflichen Entschlüssen gekommen war, athmete er erleichtert auf, als seien nun alle Unannehmlichkeiten aus dem Wege geräumt, und küßte Manon galant die Stirn, die eben erröthend — welch ein Erröthen! — in duftigem Morgenkleide zur Thüre hereintrat.

Den Brief an seinen Vater schrieb Hans noch an demselben Morgen auf einem von Manon's parfümirten Briefbogen, und er lachte im Stillen in sich hinein, als er daran dachte, was wohl der alte Harzbär zu diesem duftenden Billetchen sagen werde.

X.

Der Oberförster von Ebersdorf hatte den Brief seines Sohnes Hans gelesen und wieder gelesen, ohne den Seinigen von demselben Etwas mitzutheilen; er hatte ihn glücklicherweise von dem Landboten im Walde in Empfang genommen. Und wieder hatte er überlegt, was er antworten solle. Auch die weise Milde hat schließlich ihre Grenzen; hier aber schien ihm doch ausschließlich Milde angebracht zu sein. Er sah voraus, daß die Geschichte kein gutes Ende nehmen werde; denn er las zwischen den Zeilen des Briefes nicht nur die hineingelegten Anspielungen, sondern noch so mancherlei, was ein bekümmertes Vaterherz herauszufühlen pflegt.

„Laß Dich", schrieb er dem Sohne, „um Gottes Willen nicht von dem Scheinerfolge und der Gunst des Augenblickes bestechen, sondern bleibe ausdauernd, ernst und Deinem bessern Selbst treu. Wie kannst Du auf dieser von Dir eingeschlagenen Bahn fort-

fahren, ohne zum Verächter der Menschen zu werden, die eine Kunst bejubeln, die Dir selbst aus triftigen Gründen als jämmerliches Pfuschwerk erscheinen muß? Oder, was noch schlimmer wäre, willst Du den Haufen der traurigen komödiantenhaften Gesellen vermehren, die sich selbst mit dem erkauften oder erschlichenen Beifalle der Menge belügen? Der Zerfall mit Dir selbst wäre in beiden Fällen Dein unausbleibliches Loos; denn nur die Arbeit vermag Dich frei zu machen und Dich über Dich selbst zu erheben. Diese Arbeit aber will aus tiefster Seele empfunden sein, und die Seele des Deutschen ist die Wahrheitsliebe.

Und darum, Hans, wenn Du nicht wie so Viele nach einem kurzen Sinnenrausche aus dem Bannkreise der Kunst verschwinden willst, wenn Du nicht willst, daß Dir mitten im Ringen nach dem erstrebten Ziele die Kraft erlahme, so bezähme Dein Herz und wirf die schmutzigen Leidenschaften aus Deinem Leben, die für Dich längst nicht mehr den mindesten Schein der Poesie haben, mit welchem sie sich auf dem Lastermarkte der Welt zu umgeben wissen. Ein gefallener Geist vermag sich wohl wieder aufzurichten, doch niemals in einem entnervten, vergifteten Körper. Glaube nicht, daß die wirkliche, ausdauernde Begeisterung, welcher Du so sehr bedarfst, im wüsten Sinnentaumel, im aufregenden, unordentlichen Leben, in krankhaften Aus-

schweifungen und Ueberreizungen der Leidenschaft zu finden ist; denn das erste Gesetz der Lehrmeisterin Natur ist Ordnung! Ich kenne sie nur zu wohl, die Gefahren, die Deiner da wieder warten im verlotterten Strudel des glänzenden Paris, die Versuchungen, denen das schillernde Leben eines jungen Künstlers ausgesetzt ist; ich sah Dich ja nur zu oft schon darin versinken, sah Deine einstmals reine und gute deutsche Seele unter dem Geträufel dieses exotischen Giftes verdorren. Aber ich kenne auch den Trank, der Dich zu heilen vermag, wenn Du Dich entschließest, ihn zur Neige zu leeren: die Liebe zu dem holden Mädchen, das Dir sein Leben geweiht hat und Dir treu bleiben wird über alle Deine Irrthümer und Kränkungen, über das Grab hinaus. Nimm diesen Kelch, mein Sohn, den Dir die Heimath bietet, und wirf den Becher der gemeinen Lust in den Straßenschmutz, dem er entstammt. Oder — da Gott Dir nun einmal den Drang des Schaffens in den Busen gelegt hat — Du wirst zu Grunde gehen, elendiglich zu Grunde. Gleichviel, ob Du eines Tages zur Pistole greifst, ob Du verlotterst und zum Kneipenläufer herunterfinkst oder zum Hanswurst, der in einer erschlichenen Sinecure sich mit selbstgewundenen Kränzen schmückt — Du bist verloren, so wie so. Darum, noch einmal, Hans, ehe es zu spät ist: bezähme Dein Herz, ordne Dein Leben,

kehre in die Heimath, zu Marien, zu den Deinen und zu dem alten Ebersdorfer zurück, der nicht aufgehört hat, Dich aus väterlichem Herzen zu lieben. Ich habe in letzter Zeit, zumeist um Deinetwillen, vieles überwunden, kann auch noch manches überwinden. Aber wenn Du fortfährst, in Schmach zu leben und im Schlamme zu versinken, so dorren meine alten Wurzeln und der nächste Sturm bricht die Eiche, an der Du Dich bisher hast aufranken können." —

Hans hatte diesen Brief im Boudoir der Manon Duran bekommen — er hatte sich in einem Hause gegenüber der Sängerin einquartiert — und der Gegensatz von Lüge und Wahrheit, welchen dieser Nebenumstand doppelt grell in ihm wachrief, trug nur dazu bei, den Worten des Vaters Nachdruck zu verleihen. Auf der einen Seite sah der junge Künstler ganz klar nicht nur das Recht, sondern auch die Vernunft, auf der anderen das bitterste Unrecht und zugleich die schnödeste Thorheit. Und diese Thorheit, welche da in ihrer leibhaftigen Verkörperung den Pantoffel auf dem koketten Füßchen wiegte und zu der Lektüre des Figaro den Rauch einer Cigarette vor sich hin blies, war nicht einmal mehr, was sie einst gewesen war; denn Hans bemerkte, nachdem der erste Rausch verflogen war, nicht ohne Mißfallen einige Fältchen auf Manon's Antlitze, die er früher nicht bemerkt hatte. Von da bis zur

lächerlichen Rolle des verspäteten Liebhabers einer alternden Kokette war für seinen in wunderbaren Gedankensprüngen geübten Geist ein Leichtes, er beschloß daher — arme Manon, Du wirst Dich zu trösten suchen müssen! — sich dem Bereiche dieser schönen Circe zu entziehen.

Als er durch die Champs Elysée's schritt und überlegte, wie dieser Rückzug von Manon am besten zu bewerkstelligen sei, begegnete ihm unter alten Bekannten auch einer, den er in Antwerpen einmal besucht hatte und der ihm damals besonders zugesagt hatte.

„Ah, guten Tag, van Embden! Wie geht's?"

„Halloh, Ebersdorf! Brillant — und Ihnen?"

„Miserabel!"

„Den Teufel auch, nach Ihrem famosen Erfolge?"

„Lieber Freund, sind wir römische Auguren?"

„Haha! Ja, es ist wahr, wir wissen Beide, wie es gemacht wird! Aber haben wir denn nicht Recht? Wissen Sie übrigens schon, daß man mich zum Professor gemacht hat?"

„Potz Blitz! Wer ist denn dieser ‚man'?"

„Der Fürst von * * *"

„Ah, ich gratulire! Aber damit ist ja, wenn ich nicht irre, ein Lehramt verknüpft?"

„Gewiß. Man hat mir ein solches übertragen. Sie sollten auch hinkommen! Der Fürst hat mir von

Ihnen gesprochen, Sie haben ihn entzückt. Es ist mir ein Leichtes, ihn zu veranlassen, daß er Sie beruft."

„Das würde ja eine befruchtende Lehrthätigkeit werden!"

„Ja, freilich," antwortete der Andere lachend, „Sie in der Landschaft und ich in der Historie! Wir wollten den deutschen Spießbürgern zeigen, was pikant und voll Chic ist, he?"

Hans drehte nachdenklich die Spitzen seines Schnurrbartes. Es war da eine Saite in ihm angeschlagen, an welcher er selbst nicht gern rührte.

„Was haben Sie denn zuletzt getrieben, van Embden?"

„Nicht viel Gescheidtes. Ich war in München, wo ich mit Erstaunen hörte, daß Ihr Herr Bruder in einer köstlichen Anwandlung von Ironie zum Figurenmaler geworden ist."

„Wie, Ludolf?"

„Gewiß! Er hat einen altdeutschen Riesenschinken auf der Staffelei. Na, gratulire. Ich habe mich übrigens über ihn geärgert."

„Wieso?"

„Ach, ich hatte ein Bild ausgestellt, über das er schlechte Witze gemacht hat! Es sei, meinte er, mit Caviar und grüner Seife gemalt. Nun, ich habe ihm durch eine Forderung deutlich geantwortet."

„Ah! Ludolf und ein Duell, sieh einmal an!"

„Ein Duell? Aber lieber Ebersdorf, man schießt sich doch nicht gleich, wenn man sich einmal fordert."

„Die Ebersdorf's pflegen das allerdings zu thun!"

„A bah! Wir haben uns natürlich wieder vertragen!"

„Hören Sie, flunkern Sie nicht! Ich kenne meinen Bruder besser!"

„Das heißt — hm — er wollte allerdings Anfangs nicht zurück, aber man muß Seinesgleichen eben etwas nachsehen!"

„So, so!"

Hans schwieg nachdenklich. Er entdeckte da an seinem alten Bekannten neue, ihm nicht eben besonders sympathische Züge, und dem Anderen war nach seinem unvorsichtigen Geständnisse, als sei der Wind über seine Seele gestrichen und habe den Schleier etwas allzuhoch gelüftet.

„Um auf meine vorige Andeutung zurückzukommen — Sie sollten wirklich auch zu uns kommen. Man lebt da sehr angenehm. Da ist die Fürstin Lobanoff, die ein sehr offenes Haus führt, gute Musik, dankbares Publikum und, was die Hauptsache ist, man kauft uns Bilder ab. Du lieber Gott, man ist ja doch nicht umsonst im Vorstande der verschiedenen Kunstvereine! Sind Sie ein guter Redner? Natürlich, was frage ich! Schneidiger Soldat, wie sollten Sie nicht Redner sein!"

„Warum das Alles?“ fragte Hans zur Gegenantwort, nicht ohne lebhaftes Unbehagen.

„Mein Gott, lieber Ebersdorf, warum sollen wir nicht offen zu einander sein! Wir machen uns ja keine Konkurrenz, und Sie sind mir sympathisch. Ich brauche so einen Allerweltskerl, wie Sie! Sie kommen zu uns, ich besorge Ihnen eine Professur und bringe Sie in den Vorstand verschiedener Vereine. Mit etwas Witz und einem klein wenig Behagen werden Sie diesen guten zahnlosen Alten bald ihre Schwächen abgelauscht haben und lenken sie nach Belieben. Wir machen uns bei den Ausstellungen gegenseitig zu Preisrichtern und kaufen uns gegenseitig auf Vereinskosten unsere Bilder ab. Das ist doch sehr einfach und bringt außer dem Geschäfte noch Orden und Ehren ein. Ich glaube gar, Sie haben noch nicht einmal einen Orden?“

„Außer dem eisernen Kreuze allerdings nicht.“

„Aber Ebersdorf! Ein Mann, der wie Sie soviel auf gute Toilette hält, und keinen Orden! Das kommt davon, wenn man sich von der Welt zurückzieht! Das Erste, was ich für Sie thue, ist, daß ich Ihnen eine vernünftige Dekoration besorge. Geben Sie Acht, Sie sollen sehen, was gute Freundschaft vermag.“

Und in der That hielt Herr Professor van Embden Wort, ob aus Freundschaft bleibe dahin gestellt. Auch wie er es angefangen hat, läßt sich nicht

sagen. Thatsache aber ist, daß er zu vermitteln wußte, daß Hans am nächsten Tage von dem Fürsten eingeladen wurde, und daß dieser, welcher von dem besten Wollen in künstlerischen Fragen geleitet, aber übel berathen war, den jungen Maler, dessen Landschaft ihm so sehr gefallen, an die Akademie in seiner Landeshauptstadt berief. Daß diese Berufung von einer ehrenden Auszeichnung begleitet war, verstand sich so ziemlich von selbst; Hans von Ebersdorf aber war nicht der Mann, der einen Orden oder einen Professorentitel ausgeschlagen hätte, auch wenn ihm, wie in diesem Falle, klar war, daß er beide einem Betruge verdanke, welchen sein ränkekundiger Freund sich gegen den wohlmeinenden Fürsten erlaubt hatte.

Und hätte Hans beides sonst wohl ausgeschlagen; diesmal brachte er es nicht über sich, denn es prickelte in ihm die Schadenfreude, es trotz aller Predigten der Seinen nun doch „weiter gebracht" zu haben, als Ludolf. Und dann: wurde ihm hier nicht vor Augen geführt, wie thöricht es sei, nach Idealen zu ringen, wenn Alles das, wovor die große Menge sich gläubig beugt, für ein bischen guten Willen und ein bischen Spitzbüberei mühelos zu erlangen war? Nein, Hans von Ebersdorf war nicht der Mann, sich für Ideale aufzuopfern. Er nahm Orden und Professur, zwar mit einigem Zögern, aber doch dankend an, und eben

dieses Zögern, welches ihm als Bescheidenheit gedeutet wurde, trug im Verein mit der Sicherheit seines Auftretens und seinen guten äußeren Manieren nur dazu bei, ihn in der Gunst seines neuen Schutzherrn doppelt schnell zu befestigen. — So sagte er, der Thränen seiner schmollenden Circe lachend, dem lustigen Paris leichten Herzens Lebewohl und kehrte mit seinem neuen Gönner und seinem alten Freunde van Embden nach Deutschland zurück. Herr Professor van Embden mußte sich in Gegenwart des hohen Herrn einen Zwang auferlegen, welcher Hans wohlthat und viel dazu beitrug, ihn an den Mann mit dem guten Titel und den schlechten Gesinnungen schneller zu gewöhnen, als dem Reste seiner Grundsätze dienlich war.

Den Brief des Vaters hatte Hans nun sehr viel leichter beantworten können, als ihm sonst wohl möglich gewesen wäre. Er wies mit ironischer Genugthuung auf seine neuesten Erfolge hin und betheuerte, im Uebrigen durchaus die Ansichten des Vaters zu theilen.

Den Alten erfüllte diese Antwort mit tiefer Bekümmerniß; denn er sah nur zu deutlich, daß seine Worte in den Wind gesprochen waren, und sah auch, daß er mit der Wendung der äußeren Verhältnisse jeden Einfluß auf den Sohn verloren habe. Er ging hinaus in seinen Forst, aus dessen Kronen ihm ein seltsames Mahnen entgegentönte. Sein seliger Vater

hatte diese Bäume und er selbst hatte jenen Nachwuchs gezogen, welcher über seinen Nachkommen die stolzen Wipfel wölben sollte. Dem Oberförster war so bang, so tieftraurig zu Muthe, als müsse er Abschied nehmen von diesen schlanken Stämmen, noch ehe er sie in voller Reckenkraft gesehen. So steigen die Abendnebel lockend auf, wenn die stolze Sonne zur Rüste sinkt.

Ja, der Kummer, der thränenlose Kummer, welcher vor den Lieben sich verbergen muß, der zehrt wie ein Wurm am Marke so einer alten Eiche, der der Sturm nichts anzuhaben vermochte.

So traf eines Tages Marie von Angern im Walde den alten Waidmann, wie er auf einem Baumstumpfe saß und mit seinem Knotenstocke Räthsel in den weichen Boden schrieb. Marie legte zärtlich ihren Arm um seinen Nacken und lächelte ihn an, als er zu ihr aufblickte.

„Warum bist Du so traurig, Onkel Oberförster? Sage es mir!"

„Traurig? Ach, bewahre Gott, Kind, ich bin nicht traurig! Warum sollte ich es auch sein! Ich bin alt, Kind, da fängt man wohl einmal Grillen. Komm, laß uns gehen!"

„Nein, nein! Wenn Du es mir nicht mittheilst, so will ich es Dir sagen. Du hast einen Brief von ihm bekommen, nicht wahr?"

Dem Alten war, als schnüre man ihm die Kehle zu, wie er in das bekümmerte Antlitz des lieben Mädchens sah.

„Hans hat geschrieben! Nicht wahr? O, sage es mir, Onkel Oberförster. Ich weiß ja, was in dem Briefe stehen wird. Glaube nicht, daß ich weinen werde. Ich will es still und geduldig hinnehmen; nur diesen Zweifel vermag ich nicht zu tragen."

„Er hat geschrieben, Kind", sagte der Oberförster und blickte zu Boden.

Marie überlief ein Zittern, und sie fragte nicht mehr. Sie schritten beide Hand in Hand schweigend durch den Forst dahin. Aber als Marie an dem Scheidewege, wo der Wald sich gegen Angerode zu lichtet, von dem Oberförster Abschied nahm, warf sie sich schluchzend an seine Brust, und brennend heiße Thränen rollten über ihre Wangen nieder. Dann riß sie sich los und eilte durch den Wald dahin. Der Oberförster rief ihr nach; sie aber hörte nicht mehr, und der Alte wandte sich betrübten Herzens seinem Heimwesen zu.

Mariens Weg führte sie durch dunkele Tannen hinab am Moosbecker Teiche vorüber. Da war es, wo sie auf der Eiskruste zusammen dahin geglitten waren, wo Hans ihr auf's Neue Worte von Liebe und Treue gesagt hatte. Wie damals ruhte schweigende Stille über dem Teiche,

nur der Schlag der Drosseln tönte von fernen Tannenwipfeln und der Pfiff einer Schildkröte aus dem Schilfe herüber. In der durchsichtig kühlen Abendluft tanzten über dem Wasser des Bergseees die Abendnebel gleich fluthentstiegenen Elfen ihre Reigen, lockende und luftige Beschwörungsreigen für so ein armes, zum Zerspringen überladenes Menschenherz.

„So umschmeicheln sie die Sonne, wenn sie zur Ruhe geht! So haben sie Siegfried umworben, die Alfen, als er, zum Borne sich beugend, erschlagen ward! O, wer zu ihnen niederstiege in den meergrünen Saal, der hätte Ruhe und Frieden für alle Ewigkeit!"

Marie erschrak über dem Gedanken. Ihre Hand griff nach dem Herzen, nach der Stirn.

„Nein, nein, um Gotteswillen nein! Mein armer Vater! Wohin ist es denn mit mir gekommen! Und wenn ich ihn verlieren muß, an den ich die arme Seele verloren, so will ich es tragen wie das Schwerste, was die Erde mir geboten, muthig und aufrecht tragen, bis die Kraft erlahmt!"

Und so raffte sie ihre Kraft zusammen und eilte, dem munteren Bächlein folgend, das dem Teiche entspringt, thalabwärts der Heimath zu. Amseln und Drosseln schlugen in den Gipfeln der Tannen, und Rothbrüstchen gaben ihr mit wehmuthvollen Strophen bis an den Waldsaum das Geleite. — —

Während Marie aus diesen Liedern ihrer kleinen Waldfreunde neue Kraft, neuen Muth schöpfte, fand der Oberförster von Ebersdorf solchen in dem Briefe, welchen er nach Verlauf einiger Tage von seinem ältesten Sohne erhielt. Er hatte Ludolf den Brief gesandt, welchen Hans geschrieben, und hatte dazu seine Ansichten mitgetheilt. Ludolf antwortete dem Vater in einer Weise, welche des Oberförsters Auffassung leider durchaus bestätigte.

„Was den Professorentitel und die Berufung zu einem Lehramte anbetrifft," schrieb er, „so sind das leider weniger harmlose Dinge, als der verliehene Orden und ein paar etwa bestellte Bilder. Du kennst ja des Bruders künstlerische Gesinnungen zu gut, lieber Vater, um nicht zu verstehen, welch' verderblichen Einfluß Hans als Lehrer auf die heranwachsende Jugend ausüben muß. Und dieser Einfluß muß um so gefährlicher werden, als Herr van Embden an demselben Fehler kränkt, wie Hans. Ich fürchte, daß diese beiden Herren in nicht allzulanger Zeit eine sogenannte Schule begründet haben werden, welche ihre Jünger in's Elend treibt. Denn auf die Dauer kann sich ja das Publikum nicht von diesem Humbug täuschen lassen, und dem Fürsten werden über die junge Brut, die er da großzieht, nur zu bald die Augen aufgehen. Tieftraurig bleibt es übrigens, wie Du sehr richtig bemerkst, daß

durch solche Schelmenstreiche, wie sie hier angewendet sein müssen, ehrliche Leute in Schatten gestellt oder zu Narren gemacht werden können. Aber ich kann Dir nicht darin beistimmen, daß man wegen dieser Erfolge des Scheines an dem Charakter unseres Volkes und der Zukunft unserer Kunst verzagen müsse. Es ist wahr, wir leben in einer Zeit, in welcher Grundsatzlosigkeit mit Charakterstärke nur zu leicht verwechselt wird. Die ehrliche Einfalt stolpert auf der wüsten Straße des Lebens nur zögernd vorwärts, denn auf Schritt und Tritt stößt sie gegen Bedenken und Gewissensfragen, die sie aufhalten im Vorwärtsstreben; indeß die muthig Modernen, die starken Praktiker sich durch alle Hindernisse hindurcharbeiten und die ängstlich Zögernden unter ihre Füße treten, um zum Ziele zu gelangen! Es ist wahr, die Guten, welche bei dem Gedanken an Weib und Kind, an Vaterland, an hochherzige Ideale ihre Augen sich feuchten fühlen und den Ruhm der Welt nicht um den Preis der eigenen Ueberzeugung erkaufen mögen, sie werden überholt von den beherzten Schuften, die um den Preis eben dieses Weltruhmes über die Leichen ihrer Freunde, über die Ehre ihrer Schwester hinmarschiren würden. Doch verzweifele ich darum nicht an unserm Volke; denn jene haben ihren Lohn dahin, und die Verachtung eben jener großen Menge, über deren Urtheil sie sich so

leichtfertig hinwegsetzen zu können glaubten, wird ihnen endlich doch zur verdienten Strafe. Und wenn jene Grundsätze des Jobberthums, das in den Nöthen des Vaterlandes auf Baisse speculirt, zeitweilig in den Herzen der Jugend sich festsetzen können, wenn selbst der Künstler von der Sonnenhöhe, auf die ihn sein Genius berufen, heruntersteigt in den schmutzigen Schlamm alltäglicher Geschäftskniffe, so verzweifele ich darum doch nicht an der deutschen Kunst! Auch sein Glanz ist für den Augenblick geboren, auch er hat seinen Lohn dahin und, wenn auch nach einem Leben voll Aengsten und Sorgen, überflügelt ihn doch siegreich der Meister wahrer Kunst, dem die dankbare Menschheit einen Platz anweist neben den leuchtendsten Sternen des Menschenthums! Denn nur für Schweiß und Mühe verkaufen die Götter Alles Gute, so heute, wie vor tausend Jahren. Deute meine Worte nicht falsch, als ob ich mich unter jene Meister zählte! Ob ich das Ziel, zu dem ich strebe, je erreichen werde? Gott weiß es. Eine heilige Scheu befällt mich oft, wenn ich die Größe meiner Aufgabe bedenke. Aber dann giebt mir doch auch wieder eben diese Größe Muth, und ein Blick in die leuchtenden Augen meines Kindes giebt mir Stärke zu neuem Schaffen. Also vorwärts, ohne Zaudern und Zagen!

Man hat mir hier in München von der Arbeit, welche mich jetzt beschäftigt, abgerathen. Sie sagten mir Alle, was ich selbst mir hundertmale gesagt habe, um es eben so oft wieder zu verwerfen: daß die altgermanische Götterſage dem Volksbewußtsein zu sehr entfremdet sei, als daß ein Bild auf diejenige Vertrautheit mit dem großen Stoffe rechnen könnte, welche die griechischen Mythen überall finden. Und ferner sagte man mir, daß die über das Menschenmaß hinausgehenden Stoffe nicht die poetische Kraft trügen, wie die griechischen. Ich vermag das Erstere nicht zuzugeben und das Letztere nicht einzusehen. Gesetzt wirklich, daß unserm Volke das Verständniß für seine älteste Sagenwelt entschwunden sei — wer hat denn solchen Falles mehr, als der Künstler die Pflicht, seinem Volke dessen eigene große Geschichte vor Augen zu führen? Was aber die künstlerische Ausführbarkeit des Gedankens anbetrifft, so vermag ich nicht einzusehen, warum die antike Götterwelt höheren Werth haben sollte, als die altgermanische. Warum soll ein Amor mit seinem Flitzbogen poetischer wirken, als Sigurd, welcher durch die Flammen bricht, um die schlafbefangene Frühlingsmaid zu erlösen? Warum soll ein Pan mit seinen Nymphen poetischer sein, als Ostara's Maiendienst im heiligen Hage? So habe ich mich muthig an die Arbeit gegeben und ich hoffe, im Laufe des Jahres das Bild

fertig stellen zu können, da ich alle anderen Arbeiten zurückgestellt habe."

Der Oberförster hatte diesen Brief zusammengefaltet und seiner Gattin die am Schlusse des Schreibens aufgetragenen Grüße bestellt. Dann war er, schweigend und ernst wie immer, doch zuversichtlicheren Herzens als vordem, an sein Tagewerk gegangen, und der Pastor von Angerode, welcher ihn stets für einen „alten Heiden" erklärte, würde sehr erstaunt gewesen sein, wenn er gehört hätte, was der Oberförster in den Bart murmelte. Denn es klang genau wie: „der alte Gott lebt noch!"

XI.

Das muß man sagen, sie war ein bildsauberer Schatz, die rothe Christel. Drall, rothwangig und blauäugig, und ihr helles Goldhaar spottete der Neiderinnen, die sie „Voßkopp" schalten. Und dabei immer flink wie ein Reh über Stock und Stein! Und singen that sie, wie — ja, wie doch gleich nur? Wie der Kreuzschnabel? Ach gar! Der weiß selbst nicht viel mehr, als die alte Säge, die in der Mühle kreischt. Oder wie die Nachtigall? Auch nicht. Die ist eine Kunstsängerin und kommt nicht herauf in's Hochgebirge. Oder wie der Dompfaff, die Meisen, das Goldhähnchen? Sind allzusammen lustige Kerle, das ist gewiß, aber die rothe Christel weiß mehr. Halt, das wird's sein! Das Rothkehlchen ist ihr Lehrmeister gewesen. Da oben sitzt eins auf der Tanne. Jetzt hüpft es nieder. So lockt es: Schnickerikick! Da ist es wieder. Es plustert sich auf und streckt das Beinchen unter dem Flügel von sich und streicht mit dem Schnabel über das

Bürzelchen. Das nette rothe Brüstchen und die lieben klugen großen Schwarzäugelchen! Und nun: eine kurze Strophe und noch eine und dazwischen allemal eine Pause. Gar wehmüthig und herzeweich klingt's; just so wie Christel Bornträger's Lieder. „Blau blüht ein Blümelein." Kennst Du es schon, Kind, dieses Blümlein Vergißmeinnicht? „Hab Dich von Herzen lieb, das glaube mir." Ei ja wohl, Du frische Rosenknospe, Dir glaubt man's schon!

Ja, was ist denn das, Christel! Wer wird sich denn beim Füßewaschen am Bache das Kittelchen so hoch streifen! Na ja, nun wirst Du roth, wie ein Krebs, und fährst mit den Füßen aus dem Wasser!

„Ach so, du dummes Hippel; ich dachte schon, es wären Menschen. Schämst Du Dich nicht, wie kannst Du Einen so erschrecken?"

Das Hippel ist ein Ziegenlämmchen, und dort ist das andere. Dort kommt auch die Gais mit der Blechschelle am Halse.

„Komm, Hippel, komm! Na, Hans, magst du mich nicht mehr?"

Der Hans ist das kleine Bocklämmchen. Na, was lacht Ihr denn? Was zischelt Ihr? Was ist klar? Gar nichts ist klar! Warum soll ein Ziegenböckchen nicht Hans heißen? Heißen gar viele so in der Welt!

„Komm, Hans, komm!"

Da hüpft er schon heran, der Tollpatsch, und frißt ihr das saftige Brombeerlaub aus der Hand.

„Komm, Hans, komm!"

Heisa, wie sie nun alle vier davonrennen! Dort an der Erle rasten sie wieder.

Willst Du da dem Oberförster die Steinforellen wegfangen, Du Wildfang?

Ach nein, sie pflückt Vergißmeinnicht. Ja, das soll wohl sein: die sind nicht leicht schöner zu finden, als da auf dem feinen Triebsande am klaren Bergwasser.

„Wir winden Dir den Jungfernkranz!" Gelt, das ist ein fröhlich Lied, Kind? Und dann wieder: „Hab Dich von Herzen lieb, das glaube mir!" Ei ja, die Liebe!

Nun lacht sie wieder. So lauf doch nicht so, Kind, nimm die alte Gais doch mit!

Da ist sie hin, nach Hause. Die Gais trottet hinter ihr drein. Es ist spät geworden, und Christel muß die Ziege noch melken und die Kuh, die braune Liese. Die kommt auch schon behäbigen Schrittes daher und nickt mit dem Kopfe, an dem die Glocke hängt. Da links am Zaune das Blockhaus mit dem Moosdache, das ist ihr Stall. Die Thür steht offen, aber Liese geht nicht hinein, ehe sie der Teichmühle ihren guten Abend gebrüllt hat. Und die Zicklein hüpfen auf dem Hofe umher, bis Christel mit dem Brombeerzweige alle vier in den Stall jagt.

War gute Weide heute. Die Kuh giebt viel Milch, es kann schier finster werden über dem Melken. Und Christel hat noch gar viel zu thun. Also richtet sie hurtig den Schemel nochmals zurecht. Und wie die Milch in den Eimer rauscht, singt sie dazwischen.

„Weil ich Dich so sehr geliebt, über alle Maßen." Hollah, Kind! Wer hat Dich das gelehrt?

„Hippel, du dummer Hans, willst du wohl fort, du wirfst mir ja den Milcheimer um! Warte du!"

So spricht sie und lacht und singt dazwischen, derweil es draußen dunkel wird. Und dann wieder ein lustiges: „Im Wald und auf der Heide." Das war ein Leibstückchen der Mutter selig. Ach, wenn doch die Mutter noch lebte! Wie kommt's nur, daß Christel ihrer heute immer wieder gedenken muß!

„Sei, Gott, Du mit der rothen Hanne, der Wilddieb sitzt in sichrer Hut." Das ist ein traurig Lied; Onkel Krischahn Kohlhaas hat sie's gelehrt, und die Mutter weinte einmal, als sie's ihn drüben von der Landstraße herüber blasen hörte.

Aber Christel, ich glaube gar, Du legst die Hände in den Schoß? Frisch, weiter gemolken und gesungen!

„Du, Du, liegst mir am Herzen, Du, Du — — —"

Aber was ist denn das? Christel stutzt und vergißt das Anziehen an den Strichen. Woher kommt der Gesang? Nun, woher denn! Von draußen, von ihm, dem sie

am Herzen lag und im Sinne. „Du, Du machst mir viel Schmerzen, weißt nicht, wie gut ich Dir bin!"

Den Teufel auch, ob sie's wußte! Hätte ja bald den Milcheimer umgestoßen vor Schreck, als er so zu ihr in den Stall trat und sie rund um die Hüften faßte, um sie zu küssen.

Den Kuß hat er aber nicht bekommen. Das Mädchen schrie auf und entwand sich ihm. Und die braune Liese hat ihn vor das Schienbein geschlagen.

„Etsch, das ist recht!" lachte der Schelm draußen und hielt die Stallthür zu. — — „Ja, Vater, ich komme schon!" — — Und dann war sie fort.

Draußen war's dunkel, und Hans schlich sich davon. Strich sich den Schnurrbart und sang ein Schelmenlied:

‚Sachte, feineken!'
Sagte Reinecke,
Als der Jäger am Fangplatz pfiff.
Und: ‚das ist nicht fein!'
Sprach das Mägdelein,
Als er keck nach ihr griff.
Drum soll in's Eisen der Fuchs Dir nun,
Darfst mit Lärm ihn nicht vertreiben,
Und wenn Du nicht fein kannst thun,
Wird kein Mädel Dir bleiben.

Und er schlenderte heim nach Rothenbruch mit dem Vorsatze, das nächste Mal recht hübsch fein mit dem Füchschen zu thun.

Du lieber Himmel, das hielt nicht allzuschwer!

Da schmeichelte er ihr mit lieben Koseworten und that gar harmlos und zutraulich, bis sie ihm vertraute und ihn wieder fürchtete, um ihm dann doch wieder gut zu sein. Glückselige Zeit, da ihr der Sonntag erst durch sein Kommen zum rechten Sonnentage wurde!

„Ach, wenn es doch alle Tag Sonntag wär!"

Er wußte es immer so einzurichten, daß sie ihn im Walde traf, wo er angeblich Studien machte. Und wenn er gar so lieb zu ihr plauderte und ihr Lieder sang, war sie ihm ergeben aus tiefster Seele.

Unter der Erle am Bache, da sitzt sie am liebsten. Drüben am Weichholzbaume summen die Hummeln, die Honigdiebe. Hier aber, in lauschiger Blätterheimlichkeit, bei den spielenden Steinforellen plaudert sich's gut zur Sonnwendzeit. Sie windet einen Kranz von Vergißmeinnicht und er hat Staffelei und Malkasten an den Stamm gelehnt und ruht, den Kopf in die Hand gestützt, zu ihren Füßen.

„Sie wollten mir ja auf der fremden Laute etwas vorspielen, junger Herr."

„Nenne mich doch nicht immer junger Herr! Das ist ja langweilig."

„Ja so, Herr Professor!"

„Ach! Das ist noch langweiliger!"

„Ja, wie soll ich Sie denn nennen?"

„Weißt Du denn wirklich keinen anderen Namen, Christel? Hast mich ja doch früher anders genannt!"

„Ja früher, da waren wir Kinder!"

„Sind wir das jetzt nicht mehr?"

„Machen Sie sich nur lustig über mich, es geschieht mir ganz recht!"

„Lustig? Wahrhaftig nicht! Ist es nicht kindisch, sich so zu verstellen? Haben wir uns denn nicht lieb? Wenn ich nun nicht Professor wäre — was übrigens gar nicht so viel auf sich hat — nur ein armer Maler wäre, wüßtest Du dann einen anderen Namen für mich? Sage mir!"

Sie sagte es ihm nicht, aber sie wehrte auch nicht mehr, daß seine Lippen den Weg zu den ihren fanden. Dann aber riß sie sich los und barg das Gesicht weinend in den Händen.

„Bist Du mir böse, Schatz?"

„Mein Gott, was habe ich gethan! O, wenn Marie das erführe!"

„Sie soll es eben noch nicht erfahren. Sie wird es früh genug hören müssen, denn einmal muß die Geschichte doch zu Ende kommen."

„Liebst Du — lieben Sie denn Marie nicht mehr?"

„Ich liebe Niemand, als Dich und ich will mich nicht zwingen lassen, eine Andere zu heirathen!"

„Was ist denn aber an mir, das Dir so gefällt? Marie ist doch viel hübscher, als ich!"

„Meinst Du? Laß Dich nur einmal herausputzen, sollst sehen, daß Du viel hübscher bist, als sie!"

„Du wolltest ja etwas spielen! Ach, wie das klingt! Ich habe so etwas noch nie gehört. Wie nennen sie das?"

„Eine Mandoline. Es ist die alte Laute der Minnesänger. Wenn Du artig bist, singe ich Dir ein Lied!"

„Ach, bitte, ja!"

„Aber erst einen Kuß!"

„Nein, erst das Lied!" Und sie entzog sich lachend seinem Arm und wand die Blumen zum Kranze, indessen er der Mandoline leise Kosetöne entlockte und Lieder sang, im Stillen sich darüber belustigend, wie Vielen er diese Lieder bereits gesungen hatte:

Mägdelein im Mai
Ging zum Ringelrei
Drunten an der Linden;
Ihren Ruhedieb,
Ihren Buhlen lieb,
Wollte dort sie finden.

Und zum grünen Wald
Ging das Mägdlein bald
Drunten von der Linden;
Buhle lieb am Arm
Wußte aus dem Schwarm
Sich mit ihr zu winden.

Wo im rothen Klee
Äst das scheue Reh,
Thät sie Lieb verbinden.
‚Ringel-Röselein,
Hüt' Dein Kränzelein'
Tönt es von der Linden.

„Du bist mir auch schon der Rechte, Du!" lacht sie und droht mit dem Finger. Und dann wieder: „ach, bitte, singe noch so ein lustiges!"

Er blinzelt ihr zu. Wäre denn das lustig gewesen? Sie lacht und erröthet. Und er singt ein keckeres Stückchen:

Mein Schatz Du im rothen, rothen Haar,
Mit dem blitzblauen, blauen Sternenpaar
Und dem kirschrothen, rothen Kosemund,
Und Dich lieb ich jetzund!

Sag mir flink: willst mich wieder, wieder lieben
Oder willst mich betrüben, trüben, trüben;
Denn zu Trübsal und Trula-Traurigkeit
Hab ich beid' nicht viel Zeit!

Durch die Welt hin mein Sinnen, Sinnen steht;
Manch Rad in der Mühle, Mühle geht,
Und zum Lieben in der Mühle, Mahlemühl
Sind der Mühlemädel viel!

„O pfui, wie garstig!" ruft Christel und schlägt ihm auf die Finger. Und er wieder:

O, laß mein Herze nicht allein,
Weißt nicht, wie weh es thut,
Allein mit seinem Herzen sein;
Mädel, sei wieder gut!

O, schicke mich nicht lieblos fort,
Bezwing Dein trotzig Blut,
Es klingt so wonnelieb das Wort:
Mädel, sei wieder gut!

Mein Sinn hat niemals sich gebeugt,
Ist stolz als wie mein Muth,
Mein Lied spricht, was mein Mund verschweigt:
Mädel, sei wieder gut!

Sie war ihm längst wieder von Herzen gut und lag bethört und berauscht in seinen Armen. Ei ja die Sonnwendzeit, die Zeit der Liebe! Da schlenderten sie nun Hand in Hand durch den Wiesengrund, ihr Auge hing mit Entzücken an seinen lieben Zügen, und die Blumen hatten nur Werth für sie, wenn seine Hand sie gepflückt hatte, bevor sie ihren Busen schmücken durften. Das ging, wie es immer geht, so lange es eben ging. Das schlichte Mädchen war zu unerfahren, um die Verschiedenheit ihres beiderseitigen Empfindens herauszufühlen. Was war er ihr? Ihr Gott, ihr Alles, ihre Welt, an die sie Denken und Träumen, Hoffen und Fürchten, Schimpf und Ehre verloren um seiner Liebe willen, die ihr mehr als das Alles galt. Und sie ihm? Ein Mädchen mehr! Er fürchtete allerdings zuweilen das Unbequeme einer Entdeckung dieses Verhältnisses und hatte dem Mädchen deshalb dringend eingeschärft, sich gegen Niemanden zu verrathen. Indessen, wenn doch eines Tages die verhohlene Schande

des Mädchens groß und offenbar am Tageslichte stehen sollte, so fürchtete er auch das nicht. Er versprach sich davon nichts Anderes, als daß Marie sich endgültig von ihm lossagen würde. Und dieser Bruch, den offen herbeizuführen er nicht den Muth besaß, schien ihm um keinen Preis zu hoch erkauft zu sein, geschweige denn um der paar Thränen eines drallen Bauernmädchens willen.

„Worüber sinnst Du, Schatz?" fragte Hans eines Tages Christel, als sie schweigend neben einander im Walde hergingen.

Christel antwortete nicht, sie sah ihn mit traurigem Blicke an.

„Bist Du denn nicht glücklich, Kind?"

„Wenn Du bei mir bist, o ja! In Deinem Arm wird mir das Herz immer wieder leicht. Aber wenn Du von mir gehst, ist es mir so weh darum, daß ich meine sterben zu müssen. Und die Leute — —"

„Was thun die Leute?"

„Vielleicht gar nichts; aber mir ist, als ob sie alle mit Fingern auf mich wiesen, und als der Herr Pastor mich letztens fragte, warum ich nicht mehr zur Kirche komme, mußte ich weinen und hätte beinahe Alles verrathen."

„Das fehlte noch! — Du mußt fort aus der Gegend hier, Schatz! Komm mit mir in die Stadt.

Da lebst Du auf. Mir geht es ebenso. Die Berge hier drücken Einen nieder und die Menschen mit ihrer steifen Alltagsmoral sind unausstehlich. Komm mit mir!"

Das Mädchen schüttelte den Kopf.

„Der Vater würde mich! Und wenn er gar erführe, daß ich es mit Dir halte; er ist so schon wild genug auf Euch alle in Rothenbruch wegen der verfluchten Wildgeschichten!"

„So wird man es ihm eben nicht sagen, wohin man geht!"

„Was soll ich denn auch in der Stadt? Du kannst mich ja doch nicht heirathen!"

„Das wollen wir überlegen. Jedenfalls schaffe ich Dir eine anständige Stellung!"

„Anständig?" und dabei sah sie ihn mit ihren großen Augen so angstvoll hülflos an, daß ihr Blick jedem besseren Mann auf den tiefsten Herzensgrund gedrungen wäre, „anständig? Wer wird mich noch anständig nennen wollen? Ich habe Dir Alles gegeben, ich muß nun schon tragen, was weiter kommt."

„Du bist eine Närrin, Christine. Du wirst anders denken lernen, wenn Du die Welt kennen lernst. Du sollst nicht in diesen Bergen verkümmern. Es wäre ja Jammer und Schade um Dich, Du hübsches Röschen Du! Komm nur mit mir. Ich will Dich herausputzen, daß Du eine Freude daran haben

sollst; und wenn Du in Gesellschaft kommst, wirst Du auch wieder froh. Wir Künstler denken eben anders über derlei Dinge, als Dein Herr Pastor!"

„Aber Recht habt Ihr nicht! Er hat Recht. Er hat mich immer gewarnt, er war stets so gut zu mir! Wäre ich ihm nur gefolgt! Nun ist's zu spät!"

„Er hat Recht, ja doch. Von seinem Standpunkte aus. Aber was für den Holzhauer Recht ist, ist es darum noch nicht für den Künstler. Wir kennen nur eine Moral, das ist die Liebe. Ist die nicht das Köstlichste auf Erden? Frage Dich doch selbst, Du kleine Närrin."

„Du bist gut, Du lieber, lieber Mann; ich will Dir ja folgen in Allem, was Du willst."

„Mein Gott," rief er lachend, „was will ich denn? Lustig will ich Dich sehen, will Staat mit Dir machen in der Welt und stolz auf Dich sein. O, Du sollst einmal sehen, was für eine große Dame Du werden wirst. Unsere bleichsüchtigen Baronessen sollen mit Neid auf Dich blicken, Du Waldkind Du!"

„Ach, Du mein lieber Gott! In so vornehme Gesellschaft soll ich kommen? Nein, da gehe ich nicht hin!"

„Wenn ich bei Dir bin? Kind, was heißt überhaupt heutzutage noch Vornehmheit! Die wahre versteckt sich in den Wäldern, in alten Raubnestern. Die Vornehmheit der Welt von heutzutage kauft man

bei der Putzmacherin, im Modelager, beim Hofschuhmacher; die Vornehmheit unserer Tage ist der Chic."

„Schick? Was ist denn das?"

„Du gut's unschuld'ges Kind! Ich glaub's, daß Du fragst. Chic, lieber Schatz! Das ist schwer zu sagen. Chic ist das Versöhnende im Halbverrückten, das Absichtslose im Beabsichtigten, die Vertraulichkeit in der Zurückhaltung, der prickelnde Reiz unter dem schämig Verhüllten, das Knappe im Ueppigen; Chic ist das Selbständige im Zwange der Mode, Chic ist die Art, wie man den Handschuh zuknöpft und das Auge aufschlägt, wie man zu Pferde sitzt und das Jagdkleid aufrafft, wie man die gewöhnlichste Feldblume gleich einer Kamelie trägt, wie man sich auf den Hacken umdreht, ohne daß Jemand merkt, wie es geschah; Chic ist die Anmuth im Corset, der Takt im Schnürstiefel, die Neckerei im Kleidausschnitt, er ist das unsichtbare Erkennungszeichen der Distinguirten, ist das Gegentheil von alle dem, was Du jetzt bist, Du ahnungsloser Engel Du!"

„Und Alles das soll ich lernen? Das bringe ich meintag nicht fertig."

„Sollst Du eben auch nicht! Siehst Du, Schatz, die Damen unserer Gesellschaft, die den Chic in jeder Falte des Plissé tragen, gäben den kleinen Finger darum, wenn sie ein Theilchen von Deiner Naivität

hätten, die alle Welt bezaubert, eben weil sie nicht wieder gelernt werden kann, wenn sie einmal verloren ist. Und die Männer? Was Leute meines Schlages an den Frauen am meisten reizt, ist ja doch schließlich ihre holdselige Unwissenheit. Nur muß diese lustig sein, wie die Deine."

Dem armen Mädchen leuchteten diese Gründe nur umsomehr ein, als sie sich ihnen fügen mußte. Daheim die Schande, der fingerweisende Spott, das verlassene Elend, die Verzweiflung, und dort ein Leben in Saus und Braus — ach nein, nicht das war es, was sie lockte, aber das Leben an seiner Seite! So war sie mehr als halb gewonnen, als Hans diesmal Abschied nahm, um in die Stadt zurückzukehren, von wo er alle Sonntage zum Besuche herüberzukommen pflegte.

An solch einem Sonntage war ihnen Marie einmal begegnet. Sie war ihnen ausgewichen und unbemerkt entkommen. Da regte sich zum ersten Male in ihr ein böser Verdacht, so böse, daß sie, die Gute, Reine, ihn nicht auszudenken wagte. Aber der Verdacht wurde durch Christels Verhalten mehr und mehr genährt; sie sah die leidenschaftlichen Blicke, welche die Beiden mit einander wechselten, und bemerkte die tiefe Veränderung, die in Christel's ganzem Wesen vorgegangen war. War denn das das Gesicht des keuschen Mädchens, das ihre Gespielin gewesen war von Jugend auf? Marie

schüttelte unwillkürlich das Haupt. Ein Gefühl von Abscheu überkam sie, als sie den lodernden Blick in diesen Augen sah, die sonst in so klarem waldfrischem Glanze in die schöne Gotteswelt geblickt hatten. Sie mußte sich überwinden, ihr bei späteren Begegnungen die Hand zu reichen, und wagte doch nicht, dem Mädchen einen Vorwurf zu machen.

Eines Tages aber — Hans machte sich in der letzten Zeit seltener — traf Marie Christel allein im Walde an dem Plätzchen unter der Erle am Kaltbache sitzend. Das Mädchen hatte die Hände in dem Schooße gefaltet und starrte auf das beschattete Wasser nieder. Als sie Marien erblickte, wollte sie davonlaufen, diese aber vertrat ihr den Weg.

„Warum erschrickst Du denn, Christel? Fürchtest Du Dich vor mir?" fragte Marie in gütigem Tone.

„Fürchten? O, warum sollte ich denn? Nein, wahr und wahrhaftig nicht!" entgegnete jene, welche Mühe hatte, die Worte hervorzustoßen.

„Christel, Du kannst nicht lügen! Du wirst roth! Sieh, ich bin zeitlebens Deine beste Freundin gewesen, ich kenne Dich. Du verbirgst mir etwas, nicht wahr? Sage mir die Wahrheit!"

„O Mariechen," rief jene überlaut, indem sie, von Scham übergossen, ihren Kopf im Schooße der Freundin barg, „was habe ich gethan!"

„Was hast Du gethan? Sage es mir. Glaube mir, ich bin die Einzige, die Dir helfen könnte!"

„Nein, nein! Ich kann es Dir nicht sagen, Dir schon gar nicht!"

„So will ich es Dir sagen, Christel. Du bist betrogen worden?"

Ein Schluchzen war die einzige Antwort des verzweifelnden Mädchens.

„Betrogen! Also wirklich!" murmelte Marie vor sich hin, während sie erbleichte und jene in stolzem Unmuthe von sich schob. „Betrogen wie ich! O, pfui der Schmach!"

Sie wandte sich zum Gehen; aber Christel umklammerte in verzweifelndem Schmerze ihre Kniee.

„O, mein Gott, Marie! Geh nicht so von mir! Ich bin nicht so schuldig, als Du glaubst; ich weiß ja selbst nicht, wie Alles gekommen ist!"

Marie blickte, während Mitleid und Entrüstung in ihr kämpften, auf die zu ihren Füßen Kauernde.

„Verlaß mich nicht, Mariechen. Ach Gott, ich bin auch so schon verloren und verlassen genug!"

„Steh auf. Ich will Dich nicht verlassen. Aber ich kann Dich jetzt nicht hören, geh, geh heim! Wir wollen morgen, übermorgen bedenken, was zu thun ist. Nur heute nicht!"

Das Mädchen wankte davon, das Gesicht in den Händen bergend; aber sie kam nicht weit, die Füße

versagten ihr den Dienst, sie drohte umzusinken und lehnte sich erschöpft an einen Baum.

Marie vergaß über diesen Anblick herzbrechenden Jammers alles Unrecht, welches ihr angethan war, und eilte auf die Unglückliche zu. Sie schloß sie in die Arme und strich ihr das wirre Haar aus der Stirn.

„Verzage nicht, Christel, und frevle nicht gegen Dich selbst. Ich bleibe Dir treu, was auch geschehen möge. Und nun komm, laß uns heimgehen!"

Die andere drückte ihr traurig die Hand und schritt in stillem Weinen neben ihr her. So kamen sie an den Lutterstein, wo die Wege nach Angerode und zur Teichmühle sich abzweigen, und kehrten, eine jede mit ihren trüben Gedanken beschäftigt, heim.

Diese Gedanken drehten sich — o Gott, in wie verschiedener Weise! — um denselben Mann, der inzwischen wohl fröhlich bei zechenden Kumpanen saß und ihnen vielleicht sein Abenteuer mit dem hübschen Rothfüchschen in der heimathlichen Bergeinöde erzählte. Sie klingen so lustig über dem Weine, diese alltäglichen Geschichten, in denen gemeine Sinnenlust im Bunde mit blendender Erscheinung und vielgewandter Erfahrung über Herzensunschuld und Jugendgüte einen so leichten, so erbärmlichen Sieg davon trugen. So ganz anders klingen sie im lachenden Zecherkreise im Kasino oder Klub, als droben im heimathlichen Walde,

wenn die Heldin und das Opfer dieses Abenteuers selbst, von Scham übergossen und reuigen Herzens sie stammelnd und mit von Thränen halberstickter Stimme dem keuschen Herzen einer treuen Freundin beichtet; so ganz anders!

In derselben Entschlossenheit aber, mit welcher Marie sich unter solchen Gedanken abwandte von dem Manne, der ihr bisher mehr als Alles in der Welt gegolten hatte, wandte sie ihre Theilnahme der unglücklichen Freundin zu. War ja doch ihre Liebe und das Fehlen des armen betrogenen Mädchens nur ein Blüthenpaar von demselben Triebe! Fiel es ihr selbst doch nur allzuschwer, die Liebe zu dem auf immer Verlorenen aus dem keuschen Herzen zu reißen; wie hätte sie jene allzustreng verurtheilen können, die ohne die mächtige Stütze der Familie, der Erziehung, der Lebensstellung sich des Zaubers seiner blendenden Persönlichkeit nicht hatte erwehren können! — Mariens guter Vorsatz, der Verlassenen beizustehen, sollte indeß nicht mehr zur Ausführung kommen. Auf ihrem Heimwege hatte auch Christel Bornträger das Verhalten der Freundin überlegt, und Mariens Güte hatte sie mehr niedergedrückt, als alles Andere. Die Scham darüber, daß Marie, der sie das Schlimmste angethan, was ein Mädchen dem andern anthun kann, ihr großmüthig verzieh, zeigte ihr ihren Fehler in doppelt grellem

Lichte. So kam sie heim zur Teichmühle, wo sie der Vater mit zornigen Schimpfreden empfing.

„Kimmste engelich mal häme, entfamigtes Schingelaich?" brüllte er in seiner oberharzer Weise die Zitternde an. „Wart', ech wär Der häme leichten!" Und damit griff er nach einem Schüppenstiel, der hinter der Stallthür stand. Der rothe Bart hing ihm wirr über das offene Hemd und die zottige Brust, und seine blutunterlaufenen Augen stierten gläsern aus ihren Höhlen; die ganze Hünengestalt des wildgewaltigen Mannes bebte vor Wuth und der Aufregung des Fusels.

„Schlagt mich nicht, Vater!" schrie Christel auf, „ich leid's nicht mehr!"

„Leid'st es nech mehre? Was De sagen dhust! Meinste, weil De balde sülwesten Eins zu schlain kreigest, gelle? Wart, ech wär Dich!" Und damit sauste der Knüppel auf des Mädchens Schulter nieder.

Aber mit einem Aufschrei von Zorn und Wuth stürzte sich diese gegen ihren Vater; sie gab dem Trunkenen einen Stoß, daß er zurücktaumelte, und noch ehe er Zeit hatte, zur Besinnung zu kommen, war sie in das Haus geeilt, warf die Thür hinter sich in's Schloß, schob die Riegel vor und eilte in ihre Kammer.

Sie raffte in ihrer Hast aus der großen Lade, welche zu Häupten ihres Bettes stand, ein paar Kleidungsstücke zusammen, schnürte ihre Sparkasse in das Bündel,

steckte ein Bildchen ihrer Mutter zu sich und schlich sich dann auf den Vorrathsboden. Der Teichmüller hatte inzwischen die Hausthür eingeschlagen und durchtobte das Haus in wüstem Lärmen. So kam er, eine Heugabel in der Hand auch auf den Boden gestürmt. Das bebende Mädchen sah ihn an sich vorbeitaumeln und schlich sich dann leise die Treppe hinab. Sie hob die Fallthür auf, verriegelte sie von unten und eilte dann, von Angst und Verzweiflung getrieben, aus dem Vaterhause.

Es dämmerte längst und das Gras war feucht. Auf dem Moosbecker Teiche, an dem sie vorbei eilte, webten die zitternden Nebelgestalten ihren abendlichen Reigen, das Licht erstarb und die Sprache des Tages verhallte. Am Dämmerscheine zerstreuter Sterne jagten leichte Wolkenschleier vorüber, und der Friede senkte sich auf die Fluren, auf welche die Flüchtige jetzt auf wohlbekannten Wegen hinauseilte. Dort drüben, drüben über dem Lande, wo die Wipfel anderer Berge sich dehnen, da lag das Ziel ihrer Sehnsucht. Ein Bauersmann fuhr an ihr vorüber. Sie wagte nicht, ihn um einen gastlichen Platz auf dem Futtersacke zu bitten, und duckte sich nieder in ein Roggenfeld. Und weiter eilte sie, so lange die Füße sie tragen wollten, weiter durch die dunkle Nacht. Wohin? Wußte sie es denn selbst? Zu ihm, das war Alles, was sie wußte.

Sie folgte der großen Landstraße und traf am nächsten Morgen auf eine Eisenbahnstation. Ein freundlicher Mann in Uniform, dem sie erzählte, daß sie gern zu ihrer Tante in die Residenzstadt reisen möchte, löste ihr eine Fahrkarte und übergab sie der Obhut des würdigen Zugführers, der sie an der nächsten Wechselstation seinem Berufsgenossen von der andern Strecke empfahl. So erreichte sie das Ziel ihrer Sehnsucht, die freundliche altberühmte Gartenstadt.

XII.

Die Frau Oberförster von Ebersdorf war an dem Abende, als sich in der Teichmühle zwischen Christel und ihrem betrunkenen Vater jene wüste Scene abspielte, allein zu Hause; nur Fieke, welche die heimgekehrten Kühe molk, und Jacob, der ihr die Eimer tragen half, waren auf dem Hofe. Der Oberförster war mit Jochen und dem Förster Hammermann in den Wald gegangen und Christiane machte einen Krankenbesuch. Es dämmerte bereits, und Frau Malchen wollte wegen der hereinbrechenden Abendkühle die kleine Laube im Gärtchen verlassen, in der sie mit dem Strickstrumpfe gesessen hatte, als sie vor dem Hause einen polternden Lärm vernahm.

„Mei Kind!" brüllte eine heisere Stimme, „nischtnotzige Junkerbrut, gabt mi mei Kind, mei Christel!" Und dabei klirrten zerschlagene Fensterscheiben, und schwere Schläge dröhnten gegen die Thür des Forst-

hauses. Frau Malchen bebte am ganzen Leibe und preßte die Hand gegen das Herz.

Sie rief nach Jacob und Fieke, aber ehe diese, welche nicht begriffen, was vorging, zu ihr eilen konnten, stand der Teichmüller, welcher gleichfalls den Ruf gehört hatte, bereits neben ihr und schwang in drohender Geberde die Furke über dem Haupte der geängsteten Frau.

„Gabt mi mei Kind oder ech schlah Eich den Dätz kaput!" brüllte er mit wuthverzerrtem Gesichte.

„Bornträger! Seid Ihr denn toll?" rief entsetzt Frau Malchen.

„Dull? Jawoll! Dull bin ech! Sull Aener da nech dull war'n? Ech will mei Kind, mei Christel!"

Er war nicht zu beruhigen und ließ es sich nicht ausreden, daß seine Christel im Forsthause versteckt sei. Seine Wuth kannte keine Grenzen, und er hob die schwere Gabel zum Schlage aus, die ohne Frage die Frau zerschmettert haben würde, wenn Jacob ihm nicht in den Arm oder vielmehr an die Gurgel gefahren wäre. Der Junge hatte sich in den letzten Monaten im Forsthause ausgefüttert und stand seinen Mann. Er trug auf den Schultern ein Dutzend Holzscheite, als seien es Spazirstöcke, und pflegte mit einem Hiebe der Faust den Zapfen aus dem Spundloche des Tränkefasses springen zu lassen. Seine Hand war von altem

guten Marke und nicht zum Müdewerden gemacht. Dennoch würde er mit diesem Hünen, der ihn wie einen Ball von sich schleuderte, schwerlich fertig geworden sein, wenn Fieke nicht Hirschmann aus dem Garten gelassen hätte, der sich mit einem Wuthgeheul auf den Eindringling stürzte und sein Gebiß in den Lenden des Teichmüllers vergrub.

„Gahn Se man in't Hus, Fru!" rief Fieke der Frau Oberförster zu, die wie erstarrt dieser entsetzlichen Scene zublickte, und drängte sie zur Thür hinein. Als sie zurückkehrte, taumelte der Teichmüller bereits davon, maßlose Verwünschungen gegen Jacob ausstoßend, der den schäumenden Hirschmann festhielt.

„Met Hunnen von'n Howe gehetzt, das sullt Ihr mi bießen! Nischtnotzige Junkerbrut, das sullt Ihr mi bießen!" knirschte Bornträger zwischen die Zähne, während er weitertorkelte, bis er erschöpft von Blutverlust und Ermattung in dem Graben an der Landstraße zusammenbrach.

Als der Oberförster mit Jochen heimkehrte, fand er den Mann in dieser hülflosen Lage am Wege. Er wollte mit einem Fluche an dem betrunkenen Wilddieb vorübergehen; da bemerkte er, daß dieser mit Blut überströmmt war.

„Was ist denn das? Mein Gott, der Mensch verblutet sich ja! Pack einmal an, Jochen!" Und damit zogen

die Männer den Bewußtlosen aus dem Graben. Der Oberförster untersuchte die Wunde und bemerkte mit Entsetzen, daß sie von dem scharfen Gebisse eines Hundes herrührte, das nur das seines Hirschmann sein konnte.

„Lauf, was Du kannst, Jochen, und spanne den Schimmel an; es ist nicht weit. Wir müssen den Kerl nach Hause fahren."

Der Alte trabte, so schnell seine mürben Knochen ihn tragen wollten, nach dem Forsthause.

„Dat verdammte Wilddeiben. Eck hew'et Em jo immer geseggt, dat nimmt keen gutes Enne!" murmelte er vor sich hin. Als er indeß kurz darauf mit dem Schimmel vor dem Birschwägelchen zurückkehrte, belehrte ihn Jacob, der mit aufgesprungen war und hinter dem Kutschbocke stand, eines Besseren, indem er ihm den Vorfall erzählte.

„Is dat so? Ach, Du grundgütiger Himmel! Wat soll denn dat nu woll noch war'n!"

Der Oberförster stand, als der Wagen ankam, schweigend neben dem röchelnden Teichmüller. Als Jacob ihm auf sein Befragen den Vorfall mittheilte, knirschte er mit den Zähnen, sprach aber kein Wort.

„Nach Hause!" rief er dann drohend und ließ den Bewußtlosen auf den Sitzkissen betten, die auf den Boden des Wagens gelegt waren. Man mußte

Schritt fahren. Der Oberförster setzte sich auf den Bock und Jacob griff, neben dem Wagen hertrollend, in die Runge.

Frau Malchen kam den Heimkehrenden mit Fieke bereits am Wildgatter entgegen und fiel schluchzend dem Oberförster in die Arme, der abgestiegen war, um das Gatterthor zu öffnen.

„Fasse Dich, Malchen, da ist Schlimmes passirt. Laß Dir vor den Leuten wenigstens nicht merken, daß Dein Hanswurst dahinter steckt. — Ruhig, Hirschmann, zurück hier! Ruhig, mein trauter Hund! — Jacob, lauf in die Scheune und mache auf der Tenne eine Streu! Ho, ruhig, Schimmel, ruhig!"

Man brachte den Bewußtlosen auf das Strohlager, der Oberförster wusch und verband ihm seine Wunde. Jacob wusch mit frischem Brunnenwasser das aufgedunsene Gesicht, was dem Manne augenscheinlich sehr wohl that.

„Trockne ihn ab, es ist genug. Fieke, bring eine Flasche Wein und etwas Wurst und Brod. Der Kerl hat eine Heidennatur! Das stellst Du neben ihn, Jacob, und bleibst hier bei ihm. Du bist ein guter, braver Junge!"

Jacob, welchen dieses Lob sehr stolz machte, blieb in der Scheune, während die Uebrigen in's Haus gingen. Gegen Mitternacht, als er den Oberförster noch immer

in seinem Zimmer auf und abgehen sah, kam er, um zu melden, daß Bornträger noch immer schlafe.

„Es ist gut, Jacob, geh zu Bett. Ich will selbst nach ihm sehen."

Aber als der Oberförster nach einer Stunde hinausging, fand er die Scheune leer; der Teichmüller hatte sich davon gemacht. Speise und Trank standen unberührt neben dem zerwühlten Lager. Der Oberförster ging seufzend in's Haus, wo ihn der helle Tag noch wachend fand, ruhelos im Zimmer auf und abschreitend. Endlich sank er in Schlummer, aus dem er jedoch bald wieder erwachte. Seine Frau stand bekümmert vor ihm und fragte, ob er nicht eine Tasse Kaffee trinken wolle.

„Doch, schicke sie hier herein und dann schicke mir Jochen."

Fieke brachte den Kaffee.

„Was stehst Du denn noch?"

„Ach, Herr Oberförschter!"

„Na, was denn?"

„Ach, Herre, eck tru't meck nich tau seggen!"

„Na, was ist es denn? Sage es nur!"

„Ach, Herr Oberförschter, vun'n Morgen war jo Schult'sch hier mit'n Bäckerbrode. De Lüd seggen, seggt se —"

„Na, was sagen denn die Leute?"

„Ach, Christel Bornträger is furtgelopen, äwer alle Barge, weil se von den Ollen Schicht kregen hätt."

„Natürlich, wenn der alte Säufer sie mißhandelt! Würdest Du nicht fortlaufen, wenn Dich Dein Vater halb todt prügelte?"

„Ja, Herre, aber de Lüd seggen —"

„Zum Kreuzdonnerwetter, heraus mit der Sprache, was sagen die Leute?"

„Ach, Herre, eck bin jo doch unschüllig. Schult'sch seggt jo, uns jung Herre —" und das Blut schoß ihr in die Schläfen.

Der Oberförster war aufgesprungen; er konnte nur mit Mühe die Erregung niederkämpfen, die in ihm tobte.

„Die Leute sollen ihre ungewaschenen Mäuler halten. Es ist gut, geh!"

Fieke ging. Jochen trat ein.

„Jochen!"

„Herr Oberförschter!"

„Jochen, Du bist ja ein alter Kumpan vom Teichmüller."

„Nee, Herre, dat bin eck nich. Eck heww mindag nich gewilddeibt. Aber sin Fründ bin eck ock hüte noch."

„Na, dann geh einmal hinunter nach der Teichmühle und sieh nach, wie es dem Manne geht. Verstanden?"

Jochen kratzte sich hinter den Ohren.

„Eck segg'et jo, de verdammten Frugenslüd! An allen Unglück sin se Schuld in'er Welt."

„Was hast Du zu raisonniren!"

„O, nicks nich, Herr Oberförschter. Eck gah all, eck will de Geschicht woll rutkregen, verlaten's seck drop!"

Und Jochen ging. Er war indeß noch nicht zurückgekehrt, als Nachmittags Marie von Angern vorfuhr.

Leichenblässe deckte ihr Gesicht. Der Oberförster, welcher sie kommen sah, eilte ihr entgegen. Sie reichte ihm zitternd die Hand und bat ihn, in sein Zimmer zu kommen, da sie mit ihm zu reden habe. Die Sorge um das Geschick ihrer Gespielin hatte ihr keine Ruhe gelassen; sie war am Vormittage in der Teichmühle gewesen, wo sie Alles verlassen und verödet fand. Endlich war ihr der Knappe begegnet, der ihr mit verstörten Mienen mitgetheilt hatte, daß Christel gestern davongelaufen und daß der Teichmüller mit dem Knecht vom Schulzen Biermann in die Stadt gefahren sei, um den Oberförster zu verklagen.

„Ist der Kerl verrückt?" brauste der Alte auf. „Was geht mich seine Dirne an!"

„Leider sehr viel!" entgegnete ihm Marie erröthend und theilte ihm mit, was ihr Christel gestern gestanden hatte.

„Dieser Schandbube! Er versteht sich darauf, mich in's Herz zu treffen. Himmel und Hölle! Wie oft habe ich diesem rothen Schuft, diesem Bornträger, den Schießprügel abgenommen und ihn festsetzen lassen. Und jetzt läuft dieser Kerl umher und schleppt meinen ehrlichen alten Namen durch die schmutzigen Mäuler seines Gelichters! Und ich kann das Pack nicht Lügen strafen! Kreuzbombendonnerwetterschwerenoth!" Und er ergriff einen Stuhl, hob ihn empor und stieß ihn auf den Fußboden, daß die Splitter umherstoben.

Der Oberförster warf sich in den schweren Lehnsessel und stützte keuchend das Haupt in die Hand. Das Blut jagte ihm wild durch die Adern, welche gleich dicken Strähnen auf seinen zitternden Händen lagen. Es klopfte an die Thür, und Frau Malchen trat ein.

„Scheer Dich hinaus! Du fehlst hier gerade!"

„Aber Onkel Oberförster!" warf Marie vorwurfsvoll ein.

„Ach! Du hast Recht, Kind! Man wird ungerecht! Aber sie ist Schuld an alle dem mit ihrem vermaledeiten Verhätscheln. Ich habe das kommen sehen, von klein an. Der Himmel weiß es, ich habe meine Schuldigkeit gethan an dem Jungen. Ich habe es an Strenge nicht fehlen lassen und auch nicht an Milde, wo ich sie am Platze glaubte. Ich bin schwer gestraft

dafür. — Du armes Kind! Du weißt, was es heißt! Was soll nun werden aus uns Beiden!"

„Ich bin darum hergekommen, Onkel Oberförster! Ich wollte Dich bitten —"

„Um was denn, Kind?"

„Daß Du mich lieb behältst, Onkel Oberförster, auch wenn —"

„Auch wenn, Kind?"

„Auch wenn ich mich von ihm lossagen muß!"

„Lossagen von ihm! Natürlich, das mußt Du. O, Du mein Herr und Heiland!"

Es hält wohl schwer, ehe in so ein paar alte, von buschigen Brauen beschattete Augen die Thränen ihren Weg finden. Fließen auch nicht lange, aber sagen genug. Herr des Himmels, wer den Alten früher gesehen hatte, wenn er im traulichen Kreise frohgemuth seine Späße trieb und behaglich am Schnauzbart drehte, als wolle er aus dem grauen Haar die Erinnerung lieb und lang spinnen und sie daran wie an einem Faden festhalten für's ganze Leben, und sah ihn jetzt, wie er gebrochen dasaß, gesenkten Hauptes, die Linke auf's Knie gestützt, die Rechte schlaff herabhangend, ohne doch Marien's Hand zu lassen — ja, ja, der Kummer, wie kann der den Menschen zurichten!

„Na, komm nur herein", rief er Frau Malchen zu, die mit verweintem Gesicht in's Zimmer schaute.

„Komm herein!" Und damit richtete er sich auf, straff und in die Brust geworfen, als wolle er der ganzen Welt sagen: „Mögt nur kommen!"

„Bring mir ein Glas Wasser, Alte. Und frage Mariechen, ob sie etwas annehmen will."

„Nein, ich danke!"

„Bring nur ein Glas Wein, Malchen!"

„Du lieber Gott, es ist keiner mehr da. Hans hat neulich die letzte Flasche ausgetrunken!"

„Natürlich! Na, wenn sie ihm nur geschmeckt hat, das ist ja für ihn bei Allem die Hauptsache! Also schaffe uns schnell zwei Tassen Kaffee! — Setze Dich zu mir, Kind. Laß uns kalt Blut behalten und überlegen, was zu thun ist."

Marie theilte dem Oberförster den Rest dessen mit, was sie wußte, und sprach dann die Vermuthung aus, daß Christel zu ihrem Verführer gereist sei.

„Es ist möglich, daß Du Recht hast, Marie. Dann muß sie wieder her, unbedingt, damit sie nicht in Schanden verdirbt."

„Aber wenn sie kommt, was dann?"

„Ja, was dann? Er muß für sie sorgen! Ich kann es nicht mehr. Das Letzte, was ich habe, will ich ihr geben, es ist nicht viel!"

„Wenn es nur das wäre! Aber wo soll die Aermste bleiben! Bei ihrem Vater, der sie todtprügelt?

Ich wollte sie zu uns nehmen; aber der Vater leidet das nicht. Er ist sehr, sehr böse."

„Hat allen Grund dazu, wahrhaftig! Also hieher mit ihr; nicht wahr, Kind?"

Dabei blieb es, und Marie kehrte beruhigter heim. Aber die sonnige Welt lag vor ihr, wie ein grauer, trostloser Nebelmorgen.

XIII.

Das war am Samstage gewesen und nun ist Sonntag.

In der Teichmühle ist's still. Das Rad steht. Und weil das Wasser gar spärlich ist in diesem Sommer, setzt Gottlieb das Schütz nieder, um zu stauen.

Dann geht der Knappe in seine Kammer, zieht die Sonntagsweste an, setzt die Pelzmütze auf und bürstet den Rock ab.

Soll ihn doch wundern, was das hier noch Alles giebt! Die Christel ist fort und kommt nicht wieder. Und der Rothe ist gestern wüthend aus der Stadt zurückgekehrt und hat Alles zerschlagen, was ihm in die Hände fiel. Wird sich der Gottlieb wohl auf's Wandern begeben müssen!

Auch gut! Mühlenknappen wandern dem Wasser nach, das ist ihre Landstraße. Den Gottlieb führt sie in's Unstrutgebiet. Da weiß er ein paar Mühlen, wo sich's besser hausen läßt, als hier. Gute Kost und

sicheren Lohn. So bleibt's dabei: morgen wird er dem Teichmüller aufkündigen. Aber zuvor will er heute noch einmal hinabgehen zur Kirche in Lutterode; vielleicht, daß er die Anna noch einmal sieht!

Und Gottlieb geht.

So liegt die Teichmühle ganz verlassen da. Nur der Hahn kräht auf dem Miste. Liese weidet mit den Ziegen im Walde, und der Teichmüller ist nicht daheim.

Droben am Waldsaume liegt er auf dem Moose, und die liebe Sonne scheint ihm in's verstörte Gesicht.

Im Kirchdorfe läuten sie. Wie ist's, Bornträger? Willst Du nicht auch einmal wieder zur Kirche?

Dort unten geht Gottlieb über die Stoppel auf Lutterode zu.

Ja der! denkt sich der Teichmüller. Wird sich auch nicht der Predigt wegen so herausgeputzt haben! Der dumme Narr! Läuft den Mädels nach. Der Teichmüller hat's auch einmal gethan, und die Rieke war ein schmuckes junges Ding. Just, wie ihr Kind, die Christel auch. Was hat's geholfen? Die eine ist todt, die andere verdorben. Bleib daheim, Gottlieb. Und wenn Dich die vornehme Schulzentochter freit, hast nichts davon, als Elend und Noth!

Gar still ist's um den Wilddieb her. Nur ein leises Summen in der Luft, wie wenn Käfer fliegen: drunten läuten sie zum letzten Male.

Da fährt der Wagen von Angerode. Wird wohl das Fräulein zur Kirche wollen. Gott segne sie mit allem Guten und Schönen, was er den Menschen geben kann!

Und wieder denkt der Rothe: wie ist's? Solltest es doch einmal versuchen!

Und wieder kocht's in ihm auf: was, hat unser Herrgott Dich nicht längst verlassen? Hat er Dir zu Deinem Rechte verholfen? Morgen werden die Gerichtsleute kommen und holen, was zu holen ist. Ja, so lange wie Einer etwas hat, sind sie da, die Blutsauger! Aber wenn man selbst einmal sein ehrlich Recht fordert, lachen sie Einen aus, wie sie Dich gestern ausgelacht haben am Gericht, als Du den alten Hallunken verklagen wolltest. Und er allein ist doch Schuld an all Deinem Elend! — Alle Wetter, geht da nicht auch der Förster mit seiner Frau zur Kirche? Will der auch dem lieben Herrgott für's gesegnete Jahr danken? Was geht ihn die Ernte an? Seine Ernte sind die blauen Bohnen, die droben im Walde aufgehen. Vorausgesetzt, daß ihm der Teichmüller nicht mit dem Säen zuvorkommt! Pah, gehen auch blutig auf, die Wildschützenerbsen!

Und jetzt weiß er auch, was er thun wird, der Rothe! Wird auch zur Kirche gehen! Aber wie die Freichristen, von denen der Photograph in der Stadt einer ist, in den grünen Wald. Wo des lieben Herr-

gottes Geschöpfe sind, die Bäume und die Vögel und die Hirsche. Heute wird er den „feisten Bauer" schon aufzuspüren wissen. Ist gut, daß Förster Hammermann zu den altgläubigen Kirchgängern gehört; so bleibt im Walde nur der Alte. Wird man recht hübsch sachte und gottesfürchtig thun müssen, um den nicht in der Andacht zu stören. Also packen wir das Gesangbuch zusammen, Schaft beim Rohr, die Stutzbüchse; und gehen wir, Gott loben, hinauf in den Wald! —

Birscht sich gut auf dem weichen Moose. Der Teichmüller hat's vom Fuchse gelernt. Das ist eben so ein rother Räuber wie er, schleicht eben so unhörbar am Waldsaume dahin und springt, wie der Hüne auch, über die Steine, als hätten sie Federn. Und dabei immer lauschen und äugen, das ist die Hauptsache! Lauschen, ob nicht ein Zweig knickt; könnte doch der Teufel den Alten gerade hieher führen, oder das Wild könnte wechseln. Und äugen auf die Fährten, die der nagelbeschlagenen Stiefel des Alten nicht zu vergessen! Taugt nichts, so schweres Zeug; des Teichmüllers Leinwandschuhe sind besser! — Halt da, was war da? Fährten am Bestandrande? Ist das Rudel durch die Schonung gewechselt. Der Wilddieb blickt nach den Kronen der Bäume; er steht unter'm Winde. Nun gilt's. Das Wild wird sich drüben in der Tannendickung niedergethan haben!

Also vorsichtig durch die Schonung und über die Schneuse! Der Wind frischt auf, das ist gut! Richtig, da ist die Fährte! Nun über den Grabenrand!

Kreuzmillionen, was ist das? Dort oben wechselt das ganze Rudel flüchtig über die Schneuse!

Ließe sich leicht eins wegknallen, und es müßte eine Lust sein, wenn es so in voller Flucht zusammenbräche. Aber, aber! Da ist Witterung über'm Winde gewesen! Richtig, unten knackt ein Zweig! — Der Rothe hat schnell die Büchse versteckt und duckt sich in die Tannen.

Da wird's ihm bald klar, warum das Rudel flüchtig war. Der Oberförster ist durch die Dickung gekommen und geht auf dem Rasenwege am untern Ende der Schonung hin. Der Rothe mißt in Gedanken die Entfernung: kaum mehr, als hundert Schritt! Er schlüpft zurück, wo die Büchse ruht.

Am Schonungssaume bleibt der Alte stehen und blickt aufmerkend herauf. Hundertzwanzig Schritt, denkt der Rothe und hebt das Rohr. Der Oberförster schaut nach dem Wilde. Nun steht er zielrecht, in voller Gestalt.

Wenn's nun geschähe, Teichmüller?

Ein Fingerdruck — was weiter? — und Du hast Dein Recht, das sie Dir verweigert haben. Drück ab, Rother!

Aber der Rothe setzt ab und nimmt das Hütchen vom Piston; könnte doch sonst losgehen, das Ding!

Und er will nicht! Die Herren in der Stadt haben Recht, es käme ja an den Unrechten.

Ach, was, den Unrechten; — und er will den Zündhut doch wieder aufsetzen — wer hat Dich denn in Noth und Elend gebracht mit seinen verdammten Anzeigen? Doch der dort allein! — Hol ihn der — — doch nun ist's zu spät! Der Oberförster setzt seinen Weg fort, der Grabenrand deckt ihn. Für heute ist's nichts, Bornträger. Danke Gott, der Dich vor dem Morde behütet hat!

Scheint seine warme Sonne Dir nicht in's verstockte Herz hinein?

Geh hinunter in Dein Anwesen, treibe Dein friedlich Gewerb in Ruh!

Laß den Schnaps und die Büchse! Wenn Du Vernunft annimmst, ist's wohl noch nicht zu spät.

Hat sich der Rothe in's Gras geworfen und blickt starr vor sich hin auf die Tannenschonung. Wie leicht könnten ihn so die Forstleute treffen neben der verrätherischen Büchse! Mögen sie, es kümmert ihn nicht mehr. Was kümmert ihn überhaupt noch die Welt! Nicht mehr, als der Ammer, der dort auf der Weißtanne seine Brut atzet. Der hat's doch noch gut. Hat sein Nest und sein Weib und seine Kleinen. Der Teichmüller hat kein Nest mehr, auf seinem Hausdache ist keine Schindel mehr sein eigen, sein Weib ist todt,

und sein Kind, seine Christel, ist zur Hure geworden. Mögen sie ihn doch wieder einsperren; da kann er wenigstens an der Wolle seine Wuth auslassen! Die ist geduldig und man braucht über das Rupfen kein Mörder zu werden.

O, wenn er den Rechten einmal so zwischen diesen Fäusten hätte, wie die Wolle im Zuchthause, wie wollte er ihm die Glieder zerreißen! Das falsche Herz aus dem Leibe und aus dem Munde die falsche Zunge!

Blut und Rache! Er muß sie haben; nachher soll alles Andere ihn nicht mehr kümmern!

Rache für sein Kind, für alle die gestohlenen eigenen Lebensjahre, für sein in Noth und Gram verkommenes Weib!

Von wem ist ihm denn Alles das gekommen, als von Ihm allein! Von Ihm und seiner Brut? Hatte er nicht Hirsche genug da oben? Konnte er dem Teichmüller nicht die armseligen paar Stück gönnen, die er das Jahr über schoß? Hatte sein Junge nicht das schönste Fräulein in der Gegend zur Braut? Warum mußte er auch noch das Kind armer Leute verführen? Und just das seine?

Und wieder kocht's auf in dem Hünen und schreit wild um Rache in seinem verbitterten Herzen. Wenn der Alte ihm jetzt käme, würde er sich nicht lange besinnen.

Und was thut's, ob jetzt oder ein andermal?

Mörder werden sie ihn nennen, wenn sie ihn erwischen!

Aber warum sich denn erwischen lassen? Eine Wilddiebkugel trägt weit und spritzt kein Blut auf den Schützen.

Wenn man's im Dunklen thäte? Wenn er bei der Lampe sitzt im Zimmer? Vom Garten aus hat ihn der Rothe oft da über den Tisch gebeugt gesehen. Ehe sie zusammenliefen, wäre der Schütze in Sicherheit. Läge daheim im Bett und kein Mensch könnte sagen, er habe es gethan!

So soll's sein, denkt der Rothe.

Vorher wollen wir uns Muth antrinken. Mildernde Umstände, wie's die Kerls im Zuchthause nannten. Aber nicht in der Schenke, daheim! Im Wandschranke steht noch eine Flasche voll, wird genug sein für alle Fälle!

Muth! Pah! Als ob man den brauchte! Was ist ein Mensch denn anders, wie ein Hirsch? Bis aufs Geweih, das auch mancher trägt. Kugel zwischen die Rippen, und beide sind Speise, der eine für Menschen, der andere für Würmer.

Sollt' sich was einbilden, so ein Hirsch, auf die vornehmen Würmer, die ihn fressen! Ein Wurm für Würmer, das ist der Mensch. Wozu also der Spectakel, wenn man einen davon wegknackt! — —

Da kommen sie aus der Kirche zurück. Des Pastors Predigt ist aus. Dem Rothen seine auch!

Gehn sie Abends Kartenspielen in die Schenke!

Will auch mal sein Spiel versuchen!

Misch Deine Karten, Ebersdorfer, schwarz Treff ist Trumpf!

So denkt der Rothe und schüttelt die Faust gegen Rothenbruch. Dann nimmt er seine Büchse und schleicht davon.

Am Teiche trifft er Gottlieb, der ihm vergnügt „Guten Tag" bietet.

Der Bursche hat sichs mit dem Kündigen doch noch überlegt. In der Kirche hat er die Anna getroffen und ist mit ihr über den Rain heimgegangen. Weiß keiner, was sie da gesprochen haben; aber auf Gottlieb's Gesichte steht deutlich geschrieben, daß sein Spiel gut steht. Herz ist Trumpf.

So gehen der Teichmüller und sein Knappe Abends beide aufs Glückspiel aus; aber keiner von beiden in die Schenke.

Herzaß gewinnt, Treffaß verliert.

Die Anna ist gescheidt und Gottlieb guter Leute Kind. So ist's Schulze Biermann zufrieden, daß sie einander freien: Herzaß sticht.

Ueber Rothenbruch leuchten Gottes Sterne. Der Wilddieb schleicht über die Landstraße. Jetzt steht er

am Gitter. Der Oberförster sitzt in seinem Zimmer. Jetzt mag's geschehen! Der Rothe spannt den Hahn. Da schlägt Hirschmann an. Der verdammte Köter gibt Hals und ist nicht zu beruhigen!

Was mag der Hund nur haben? denkt der Oberförster und tritt, die Lampe in der Hand, hinaus.

Da steht er in der Thür, und das Licht der Lampe fällt voll auf seine Gestalt, die sich vom Dunkel abhebt, wie ein Bild auf der Scheibe.

Nun, Rother? Warum drückst Du nicht ab? Ist doch kein Kunststück, da zu treffen! Hast manchen Schuß bei schlechterem Lichte gethan!

Aber der Wilddieb hat die Büchse gesichert. Er kanns nicht, und er will's nicht! Seine Rache ist verflogen, wie sein Rausch. Nein, Menschen tödten ist kein Waidwerk!

Dem Herrgott soll Niemand in's Kartenspiel greifen wollen; Sein ist die Rache! Mag das Schicksal seinen Lauf nehmen, wie Er es will!

Herzaß sticht, Treffaß verliert.

Und der Rothe schläft ruhig in dieser Nacht, wie ein Kind in der Wiege.

XIV.

Im eleganten Nebengemache seines flott ausstaffirten Ateliers plauderte Hans von Ebersdorf mit seinem neuen Freunde und Gönner, Herrn Professor van Embden, der behaglich den feurigen Frühstückswein schlürfte und sich bei seines Genossen Schilderungen vom lustigen pariser Leben schmunzelnd die Lippen leckte.

„Oh, lala, Sie haben Recht! Unser Nest hier ist kein Paris, auch kein Klein-Versailles, wie es dumme Tröpfe nennen. Na, 's lebt sich aber hier auch ganz gut. Man speist erträglich und hat so seine kleinen Bequemlichkeiten. Und die Weiber — Sie haben uns ja selbst gezeigt, kleiner Schäker, daß hier im Verborgenen auch ganz nette Röschen blühen! Wird Ihnen schon bei uns gefallen! Die Hauptsache ist hier auch, wie in Paris, sich gut in Scene zu setzen. Ihr Atelier ist ja famos, werden Ehre damit einlegen bei unsern Schönen, Sie Teufelskerl!"

„Meinen Sie?“ entgegnete Hans, indem er in's Schlafzimmer trat, um seine ‚Negligé-Toilette‘ zu vollenden. „Sie erlauben doch, lieber Freund?“

„Bitte, bitte, nur keine gène! — Famoses Kraut, Ihre Yénidscheh! — Geschenk vom Khedwe? Dachte ich mir! — Wie gesagt, die Hauptsache ist die mise en scène! Was nützt das pikanteste Bild in schlechter Umgebung! Hier im Atelier müssen Sie ausstellen, da wirkt der ganze geniale Apparat mit, den liebenswürdigen, aristokratischen Professor selbst natürlich nicht zu vergessen! Werde meine Freude an Ihnen haben!“

„Wirklich?“ lachte Hans drinnen, indem er mit dem Kopf in das Waschwasser fuhr und dann zum Handtuche griff. „Ich gebe das Kompliment zurück!“

„Lassen Sie das, lassen Sie! Lehren Sie mich die Weiber kennen! Man muß seine Vierzig hinter sich haben, um das Kapitel auswendig zu wissen. Ich kenne es — leider! Was heißt Carrière und Berühmtheit? Nimbus ist Alles. Vergessen Sie nie, daß Sie der Freiherr von Ebersdorf sind, tragen sie gesellschaftlich den Cavalier, als Künstler den excentrischen Schwärmer zur Schau, und unsere Damenwelt wird von Ihren Melancholieen hingerissen sein. Fragen Sie die Musikanten, die versteh'n's! Immer eine ganze Schleppe von Weibern hinter sich! Und der Maler hat doch vor

den Winselmeiern etwas voraus. Und Sie gar! Alter Adel, flotter Offizier! Warum haben Sie eigentlich bei den Buschkleppern gedient? An Ihrer Stelle wäre ich doch Gardehusar geworden!"

„Das war auch meine Absicht. Ludolf ist daran schuld, daß ich mit ihm bei den Jägern eintrat."

„Na, es kleidet Sie auch ganz nett auf der Photographie hier. Prinz Usendorf hat Recht. Er sagte mir neulich noch, daß Sie der Einzige seien, der die Uniform wie ein aktiver Offizier zu tragen verstehe."

„Sagte er das?" entgegnete Hans geschmeichelt, indem er den Hemdärmel zuknöpfte, „ich kenne auch nichts Schrecklicheres, als so einen Amtsrichter oder Schulmeister, dem die Reserveuniform wie ein Mehlsack um die Knochen schlottert."

„Ich sage ja," lachte van Embden, indem er Hans betrachtete, der nun in's Zimmer getreten war, „Chic und Plit wie immer. Das muß man Ihnen lassen! Kleidet Sie famos, das blaue Seidenhemd und das Fez. Wo lassen Sie Ihre Beinkleider arbeiten? Famoser Sitz, schneidig und doch bequem! — Aus dem Orient, die Pantoffel? Reizende Goldstickerei! Sie haben übrigens ein famoses Füßchen! — Doch, ich will Sie nicht länger stören. — Jaso! Weshalb ich eigentlich herkam: kommen Sie doch Nachmittags in die Vor-

standssitzung. Es handelt sich um mein Bild, Sie verstehen!"

„Natürlich. Wenn ich nur Zeit finde! Das arme Mädel, die mir da vorgestern aufs Atelier gelaufen kam, hat mich gebeten, bei ihr zu bleiben. Na, ich komme aber doch, natürlich! — Ich will der Kleinen ihr Stübchen ein bischen einrichten helfen."

„Ist ein nettes Ding, das Füchschen. Aber nehmen Sie sich in Acht, daß Sie sich nicht an die Person gewöhnen! Sie verplempern sich sonst am Ende noch!"

„Ach, ich glaube gar! — Herein! — Es ist der Briefbote. Ein Brief aus Angerode und einer vom Vater? Was ist denn das? — Sie gestatten, daß ich öffne, lieber Freund?"

„Bitte, bitte!" entgegnete der Herr Professor, indem er Hut und Stock wieder fortlegte und sich auf der Ottomane im Atelier niederließ und Hans gespannt beobachtete. „Scheinen ja nette Geschichten in den Briefen zu stehen!" lachte er vor sich hin. Er hatte recht gerathen. Der eine Brief kam vom alten Baron von Angern, der Hans kurzer Hand mittheilte, daß seine Tochter von ihm, dem Herrn Professor, nach so schlechten Streichen nichts mehr wissen wolle und ihm sein Wort zurückgebe. Der Herr Professor blies die Backen auf und öffnete den anderen Brief. Der war

etwas länger, aber nicht weniger deutlich. Er kam vom Oberförster.

„Wenn Du ein Kerl von Ehre wärest," hieß es darin, „was Du eben — Gott sei es geklagt! — längst nicht mehr bist, so würdest Du das arme Ding heirathen. Ich möchte Dich freilich, selbst wenn ich es könnte, nicht dazu zwingen; denn was sollte das für eine Ehe werden, die so begönne! Aber wenn Du nicht das Mädchen unverzüglich zurückschickst und ausreichend für ihre Zukunft sorgst, so lasse ich mich in der nächsten Woche bei dem Fürsten melden und verlange als Edelmann und Vater Deine sofortige Entlassung aus einer Stelle, die zu bekleiden Du nicht würdig bist. Entscheide Dich also schnell!"

Herr Hans von Ebersdorf blies abermals die Backen auf, kratzte sich den Kopf und schritt im Atelier auf und ab, den Dessauer Marsch vor sich hinpfeifend.

„Mein Gott, Ebersdorf, was schneiden Sie denn für Gesichter?"

„Ihr Wort, daß Sie schweigen, van Embden?"

„Natürlich! Was giebt's denn?"

„Da, lesen Sie!"

„Puh! Lala! Verdammt! Armer Kerl, das ist eine verzwickte Patsche!"

„Ich wollte, ich wäre erst heraus!"

„Na, so thun Sie doch dem Alten den Willen!"

„Meinen Sie, das Mädel würde sich zurückschicken lassen? Sie denkt nicht daran!"

„Verstehe, und Sie möchten sich auch das hübsche Röschen noch ein Weilchen aufsparen, wie?"

„Ah, bah! Mir liegt nicht viel daran!"

„Nun, dann behaupten Sie, das Mädchen sei gar nicht hier!"

„Lieber Freund, das würde der Alte eben nicht glauben, und ich wäre ebensoweit."

„Sie müssen ihn eben überzeugen! Betheuern Sie, daß Sie den Schwabenstreich bereuen und gern dem Mädchen helfen würden, wenn Sie nur wüßten, wo sie wäre!"

„Und wo lassen wir sie?"

„Hier in der Stadt. Meinen Sie, man würde sie hier suchen, wenn Sie kecker Stirn behaupten, sie sei nicht bei Ihnen?"

„Und wenn man es doch thäte?"

„So wird sie eben fortgeschafft!"

„Aber die Polizei?"

„Die Polizei? Bis die kommt, ist Zeit gewonnen, und schließlich kann sie sich ja finden, und es bleibt Ihnen dann immer noch zu thun, was Sie jetzt thun wollten."

Dieser Rath seines vortrefflichen Freundes leuchtete Hans ein, und er schrieb dem Vater einen Brief voller

Betheuerungen, von denen eine frecher gelogen war, als die andere. Und siehe da, die Menschenkenntniß des Herrn van Embden feierte einen glänzenden Triumph. Der Oberförster ließ sich wirklich durch die frechen Lügen täuschen, und zwar um so leichter, als Hans dem Schreiben eine kleine Summe beigefügt hatte mit der Bitte, sie dem unglücklichen Mädchen auszuhändigen, falls sie in ihr Vaterhaus zurückkehren oder sich in Rothenbruch sehen lassen sollte, von wo sie jedenfalls nicht weit sein könne.

So blieb denn Christel bei Hans. Er richtete ihr die gemiethete kleine Wohnung ein, putzte sie heraus und verkehrte mit ihr, als sei er mitten in Paris, und als ob es auch hier zum guten Tone gehöre, sich mit einer hübschen Maitresse zu brüsten. Christel aber suchte alles Auffallende zu vermeiden und nahm sich in ihrem frischen Morgenhäubchen weit eher als ein kleinbürgerliches Weibchen aus, denn als eine Grisette. Wusch und kochte für ihren Hans, hielt seine Kleider sauber und hatte für sich selbst kaum je einen Wunsch.

Doch ja! Eins wünschte sie gar sehr. Daß er sie einmal in die Kreise seiner Kunstgenossen führe, von denen er ihr so viel erzählt hatte.

„Du taugst da nicht hinein, Christine!" entgegnete er ihr auf diesen Wunsch, und sein Blick ruhte mit seltsamem Mitleid auf dem unerfahrenen Mädchen.

Sie aber nahm's nicht, wie er es gemeint hatte.

Was er denn eigentlich von ihr glaube! Soviel gute Lebensart werde sie denn doch wohl noch besitzen — und so weiter!

„Du bist eine Evastochter. Sei es denn! Ich will Dich Sonntag mit nach Tiefdorf nehmen; die jüngeren Kollegen lassen einen ‚Bummel' los."

„Ein Bummel? Was ist denn das?"

„Ein Künstlerfest unter uns. Es geht lustig her und ungezwungen. Zieh das Klärchen-Kostüm an, das ich Dir schicken werde."

Das that sie gern. Und als sie am Sonntage mit stolzzufriedenem Blicke vor dem Spiegel stand und sich die Zöpfe aufsteckte, trällerte sie auch Klärchens Leibstückchen vor sich hin, wie ihr Hans es sie gelehrt hatte: „Freudvoll und leidvoll."

Da kam er schon, sie abzuholen. Und nun ging's hinaus durch die hochsommerlichen Fluren in den aufgeputzten altberühmten Garten, der schon so viele strahlende Feste gesehen. Das übermüthige Treiben gefiel ihr gar wohl. Da kamen sie zu Roß und Wagen von allen Seiten herbei, putzige Kerle mit zottigen Bärten und in schrecklichen Banditenlumpen.

Haha! Den struppigen Zigeunerhauptmann kannte sie ganz genau!

„Ist das nicht der, Hans, der neulich auf Deinem Atelier war?"

„Er ist's. Professor van Embden. Soll er zu uns kommen?"

„Ach, ja! Und die auch, die da bei ihm ist. Nein, ist die spaßig angezogen! Wie die alte Zigeunermutter, die vor'm Jahr durch den Harz kam!"

Hans lächelte. Aber er lud die beiden zu sich. Dore Mühlbaum ließ sich's nicht zweimal sagen und saß, ehe ihr Begleiter es sich versah, Hans auf dem Schooße.

„Gott sei Dank," sagte sie, die Tabakspfeife aus dem Munde nehmend, „daß man was zu trinken kriegt! Prost, Hans! Nein, habe ich einen Durst! Prost Du — wie heißt Du denn?"

Und damit stürzte sie lachend ein Glas nach dem andern hinunter und riß das Hemd auf, um frische Luft zu schöpfen.

„Ha! da giebt's Musik! Komm, Hans, wir wollen eins tanzen! Ach Du, Du willst nicht? Die dumme Trine da ist wohl eifersüchtig? Haha!"

Und sie schlug ihr Tamburin auf Ellenbogen und Kniee und wollte sich ausschütten vor Lachen. Da kam ein anderer Tänzer, mit dem sprang sie davon.

„Wer ist denn die, Hans?" fragte Christel zögernd.

„Ein Modell. Soll einmal sehr schön gewesen sein. Wild genug ist sie heute noch!"

Christel blickte der tollen Dirne ängstlich nach, aber ihre Furchtsamkeit legte sich bei dem Anblicke des fröhlichen Treibens der bunten Gestalten, und als mit dem Beginne der Dunkelheit auf dem Rasen vor ihr ein phantastisch toller Feuerspuk begann, welchen die Ausgelassensten der Schaar in wildem Reigen umtanzten, stimmte sie jauchzend mit ein in das berauschende Evoë der Freude.

Wieder sah sie die tolle Dore in trunkener Lust das Tamburin schlagen und von einem schmucken Kumpane zum andern fliegen. Wie sie in wildverschlungenen Linien den feurigen Körper wand, wie ihr entblößter Busen wogte, ihr Auge blitzte, wie sie das Tamburin zu schwingen wußte und in aufjauchzender Lust über das lodernde Feuer sprang, da erschien sie dem Mädchen selbst, wie wohl auch mancher junge Künstler sie auffassen mochte: als die Verkörperung einer besonderen kleinern Welt.

Welch eine seltsame Welt! Wie die Wipfel der alten Bäume verwundert aufrauschen, und wie ihre Umrisse sich abheben von dem dunklen Nachthimmel und der zu ihnen aufleuchtenden farbigen Gluth! Mit welch feierlichem Schweigen die klaren Sterne herniederblicken auf den lodernden Koboldspuk unter den Bäumen!

Und wie drüben verschwiegene Lauben locken zu kühlem Rasten, fernab dem sinnverwirrenden Treiben!

Wie schmiegt sich's da so selig an des Geliebten Seite, wie kehrt man aus dem kühlen nächtigen Schatten dann gern wieder zurück zu dem Zauberfeuer der phantastischen Freude, zu Wein und Spiel und dem berauschenden Tanze der Jugend! Es ist so schön, an die Schönheit zu glauben, zu glauben, daß all diese Pracht und Herrlichkeit wirklich sei, wirklich und gut!

„Aber das Pulver verpufft, mein lieber Schatz, die Lohe verglüht, die letzten Schwärmer verknallen, die Reflexe zerfließen, und auf den Rausch folgt der Katzenjammer. Morgen ist von den Dämonen, die Du da im Feuerregen siehst, nichts übrig, als ein paar Fetzen halbverbrannter Pappe."

So sprach ein junger blasser Künstler, mit dem sich Christel über den Taumel da vor ihnen unterhielt. Und mit einem sonderbaren Blicke auf seine Tänzerin fuhr er fort:

„Form und Farbe! Nur der Künstler vermag sie festzuhalten im Gebilde der befruchteten Phantasie; in Wirklichkeit, wie bald sind sie verwischt! Wie lange ist's doch eigentlich her, daß ich die Dore kenne, und wie lange, wenn sie's so weiter treibt, werde ich sie noch kennen? Was kümmert sie mich eigentlich und was gehst Du mich an, daß ich so zu Dir rede? Im

günstigsten Falle ist sie mir ein Stück Erinnerung! Aber mir ist's, als sei sie ein Bild des Lebens. Heute von buntem Scheine umflossen, morgen in's graue Elend geworfen: das ist Euer Loos! Heute das Tamburin in der Hand und den Fuß in der Luft, einen kosenden Arm um die Hüften und im lachenden Munde ein übermüthig Lied; morgen eine Nummer im Spital und ein eisern Bettgestell und statt des Weines auf den hüstelnden Lippen die ekele Medizin! Heute zu Roß und Wagen im phantastischen Kleide der Freude — wie der Künstlermarsch elektrisirt, und wie die bewundernden Kennerblicke der Männer leuchten! — und morgen ein lahmer Schimmel, der vor einem schwarzen Karren im rieselnden Herbstregen gleichgültig den gewohnten Weg dahintrottet, den Weg, welchen man Euch alle einmal führt, die Ihr in Lüsten gelebt und in Schande verdorben! Du bist schön und vielleicht noch gut und rein — die wilde Dore dort hatte einmal ebenso treue, klare Augen, wie Du!"

Christel blickte entsetzt auf den blassen Mann. Seine Worte hatten ihr einen bösen Stich in's Herz gegeben — da war er fort, und sie lehnte sich weinend an Hans, der sich wieder zu ihr setzte.

„Was hatte denn der, Kind? Du mußt nicht auf ihn hören, er ist ein Narr. Komm, trinke! Hast Dich doch nicht gar etwa in ihn verliebt?"

Da schlang sie ihre Arme um seinen Nacken und küßte ihn und lachte wieder.

„O Du, Du böser, lieber Mann!"

Die tolle Dore hatte das bemerkt, denn sie hatte im wildesten Tanze doch Hans nicht aus den Augen gelassen.

Mit einem Rucke entwand sie sich dem Arme ihres Tänzers.

„Bravo, Doris, bravo!" rief man von allen Seiten.

Die Dirne legte die Hände auf den Rücken und blickte lachend im Kreise umher. Ihre Nüstern bebten und die Zähne blitzten wie Elfenbein zwischen den rothen Lippen hervor, das blauschwarze Haar umfloß in wirren Strähnen ihr vom Widerschein des Feuers strahlendes Gesicht und den offenen üppigen Busen.

„Ach, was ich müde bin!" rief sie dann, gähnend und sich die Augen wischend, „Kinder, wer von Euch nimmt mich auf den Schooß?"

„Hier, hier!" riefen lachend die Jungen.

„Nein, bei dem Schönsten von Euch will ich sitzen!"

Und wie ein Panther saß sie mit einem Sprunge Hans auf dem Schooße.

„Evoë, Ebersdorf, Bravo!" lachten die Genossen.

Aber Christel war aufgesprungen und suchte die Dirne zu verdrängen. Wie eine zürnende Walkyre

stand sie vor der Feindin. Die aber wich nicht und umschlang mit leidenschaftlichen Küssen den Nacken ihres neuesten Geliebten, der ihr mit voller Münze heimzahlte.

„Sei nicht eifersüchtig, Kind. Du siehst, ich bin's auch nicht!" lachte Herr van Embden. „Laß Deinen Hans laufen, tröste Dich mit mir!"

Und damit wollte er Christel um die Hüfte fassen. Die aber stieß ihn zurück.

„Was, Du willst unserm Professor nicht einmal einen Kuß geben? Warte, Professorchen, ich helfe Dir!"

Mit diesen Worten war Dore aufgesprungen und hatte von rücklings Christel umklammert. Da trat Hans zwischen Beide und riß sie mit kräftigem Griffe auseineinder.

„Gieb Ruhe, Dore. Laß sie!"

Und Christel lag weinend in seinen Armen.

Die Anderen suchten Dore zu beruhigen; da bliesen die Trompeten zur Heimkehr, und Alle zogen in ausgelassenster Laune davon.

Christel saß noch immer auf derselben Stelle und starrte auf die Funken, die noch an einigen der Pappfiguren glommen, und auf die Kronen der Bäume, die ernst wie vordem herniederblickten auf den noch soeben in zauberhaften Farbentönen erglänzenden Rasen.

In Qualm und Nacht versunkene Märchen! Aus der Ferne tönt die lustige Musik der Davonziehenden. Endlich kommt auch ihr Hans, und sie fahren heim. Christel ist der Kopf so schwer: die Worte des blassen Mannes wollen ihr nicht aus den Gedanken. „Heute das Tamburin in der Hand — morgen verdorben im Spital!" Doch nein, dort oben leuchten so klar die lieben Sterne, und neben ihr sitzt der geliebte Mann, der sie nie verlassen wird! Solange ihr der bleibt, fragt sie nach keinem andern Glücke.

Ach ja, es waren schöne Tage, die Tage von Tiefdorf und Ilmenhorst. Wenn sie dahinschlendern durfte mit ihm durch die Laubengänge altehrwürdiger Parks und stolzer Forsten oder über die hochsommerlichen Fluren, wenn ihre Gedanken mit den Wolken zogen und dann wieder, immer wieder zu ihm zurückkehrten, dann war sie glücklich. Aber wenn sie dann daheim saß am kleinen Fenster ihres Stübchens und auf den Geliebten wartend der scheidenden Sonne nachblickte, dann überkam sie doch ein tiefes, unnennbares Weh. Wenn er dann endlich nach langem Säumen kam, lachte er sie wohl aus und nannte ihre Betrübniß Ahnungen ihres Zustandes. So, wie so — glücklich war sie nicht!

Wie hätte es auch anders sein sollen! Ihr Leben war ein Rausch und das Erwachen unausbleiblich. Sie hatte es kaum besser erwartet, und doch hatte es einen eigenartig zitternden Klang, wenn sie am Fenster stand und ihre alten Liedchen sang.

„Scheint die Sonn' auch noch so schön,
Einmal muß sie untergehn!"

XV.

In den Kreisen der jungen lebenslustigen Künstler war Christel bald gar sehr berühmt geworden, und manch einer bewarb sich verstohlen um ihre Gunst. „Dornröschen" nannten sie die Einen, weil sie in ihrem Stübchen unnahbar blieb, wie in einem verzauberten Schlosse, und „Haideröschen" die Anderen wegen ihrer schlichten waldfrischen Erscheinung. Alle aber waren einstimmig im Lobe des Mädchens und beneideten Hans um den Besitz dieses Schatzes.

Hans aber that nichts weniger als eifersüchtig, und wenn ihn dieser oder jener bat, zu erlauben, daß ihm das Haideröschen zu einem Bilde sitzen möge, legte er selbst bei Christel Fürsprache ein.

Warum nicht? Wenn es mit Anstand geschah, that sie es gern. So lebt sie noch heute in manchem Bilde als Goldschmieds Töchterlein, als Klärchen und Gretchen, die durch sie wieder in die Mode kamen. Einer hatte ihr auch ein Bildchen geschenkt, auf dem

sie im altdeutschen Kleide am rebenumrankten Erkerfenster saß, die Laute träumerisch im Schooße. Das sah sie gern. Nicht weil sie gar so hübsch darauf aussah, sondern weil die Laute sie an verlorene Stunden unwiederbringlichen Glückes erinnerte.

Auch Herr van Embden hatte sie zu malen gewünscht, das aber hatte sie sich verbeten. Der Mensch war ihr in tiefster Seele verhaßt, und sie hatte Hans wiederholt gebeten, sie mit seiner Gesellschaft zu verschonen.

„Wie kannst Du nur so thöricht sein, Kind! Er ist ein famoser Herr und hat Dich wirklich gern!"

„Laß ihn nur bei seiner Dore bleiben. Das ist auch so Eine. Pfui!"

„Die Dore ist gar nicht so übel. Man muß die Krabbe nur zu nehmen wissen!"

„Hans! — O, nein: sage, daß es nicht wahr ist! Du hast nichts mit dem Frauenzimmer zu thun; nicht wahr?"

Hans antwortete nicht. Unlesbare Gedanken standen auf seiner Stirn geschrieben und in seine Augen trat es feucht bei dem Anblicke des Mädchens, das er zu verlassen im Begriffe stand. Dieses Mitleid vermochte ihn aber nicht auf die Dauer an Christel zu fesseln; sie fiel ihm täglich mehr zur Last und er überlegte ernstlich, wie er sie fortschaffen könne. Das

letztere wurde ihm um so schwerer, als seine Mittel sich leider wieder nicht auf allzu gesunder Grundlage befanden. Seine Einnahmen entsprachen trotz der guten Preise, welche ihm für einige kleine Bilder gezahlt waren, durchaus nicht den Anforderungen, welche das glänzende in Saus und Braus geführte Leben an ihn stellte, und er war bereits wieder auf dem Standpunkte angekommen, sich nach einer passenden Vermählungspartie umzusehen, die ihn in seinen Verhältnissen rangiren könnte. Unter den Töchtern der Adelsgeschlechter des Landes schien leider kein Röschen für ihn zu blühen; indessen, mußte es denn gerade ein Sproß von altem turnierfähigem oder auch nur ritterbürtigem Stamme sein? In der Tiefe der Roture, auf welche er seine Augen richtete, fehlte es allerdings an dem adeligen Schimmer des Vollblutes oder auch nur Halbblutes, aber der Schimmer des Goldes überstrahlte in den Augen des Herrn Hans diese unangenehmen Mängel gar sehr.

„Man kann mit solch einer Dame selbstverständlich nur eine Konvenienzehe führen! Aber die Konvenienzehe ist ja doch schließlich für mich das Richtige. Was wäre das für ein Leben an Mariens Seite geworden! Alle Tage die Mehlsuppe ihrer Moralpredigten! — Uebrigens doch eine verdammte Geschichte! Ich kann ihrem Vater, dem alten Filz, seinen lümmelhaften

Brief doch unmöglich so hingehen lassen! Er sagt sich von mir los! Es ist zu köstlich! Ich werde Ihnen das noch eintränken, Herr Baron!" — —

„Guten Morgen, Ebersdorf! Kommen Sie Nachmittags mit zu einer Waldparthie?"

„Ich glaube kaum, daß ich Zeit finden werde, lieber van Embden!"

„Was soll denn das werden, Sie malen am Ende gar ein Figurenbild?"

„Es ist eine Spielerei. Sie könnten mir übrigens dabei behülflich sein! Ich muß mir damit Jemand vom Halse schaffen."

„Wieso?"

„Ich will eine Verstoßene in der Wüste malen."

„Und diese Verstoßene?"

„Soll die Tochter eines Mannes sein, der die Unverschämtheit hatte, mich zu beleidigen."

Herr van Embden lächelte. Ein niederträchtiges Lächeln, bei welchem dem Betrachter die fünf Finger hätten zucken müssen.

„Werfen Sie sich doch die Geschichte mit Kreide auf die Leinwand! Dann können Sie ja leicht darübermalen."

Hans, dessen starke Seite niemals im Zeichnen bestanden hatte, fühlte den sarkastischen Spott aus dieser Zumuthung sehr wohl heraus. Indeß machte er gute Miene zum bösen Spiele.

„Hol's der Kuckuck, ich bin heute Morgen verstimmt! Thun Sie mir den Gefallen und reißen Sie mir die Figur auf. Ich komme dann Nachmittags mit." van Embden lächelte. Indeß trat er zur Staffelei.

„Wo ist denn Ihr Röschen? Sie könnte uns dazu sitzen."

„Ich glaube nicht, daß sie es thut."

„Ah bah, sie ist ja doch kein Kind!"

Hans sprach mit Christel, die im Nebenzimmer aufräumte. Sie widersetzte sich mit Thränen seinen Bitten, gab indeß doch schließlich seinen barschen Forderungen nach und trat kurz darauf in dem leichten Gewand, das ihr Hans gereicht hatte, in das Atelier.

Herrn van Embden's Blicke ruhten mit befriedigtem Verständniß auf ihrer blühenden Jugend; indessen entsprach die schämige Verhüllung weder seinen künstlerischen noch seinen persönlichen Wünschen, und er suchte Christel zur Ablegung des Gewandes zu bewegen, indem er ihr begreiflich machte, daß ein der Kunst gebrachtes Opfer nicht wie eine persönliche Gefälligkeit aufgefaßt werden dürfe.

Christel aber weigerte sich entschieden, seiner Bitte stattzugeben.

„Warum will denn die dumme Pute nicht?" lachte Dore, welche während dieser Scene in's Atelier getreten war und Hans karessirte. „Mache doch nicht so viele Umstände, Mädchen. Komm, ich helfe Dir!" Und mit

frechem Griffe riß sie an den Achselspangen das Gewand entzwei, daß Schultern und Busen entblößt waren, und suchte auch den Rest des Kleides Christel von den Hüften zu reißen. In ihrer Verzweiflung aber gab die Bedrohte der Angreiferin einen Stoß, daß sie zurücktaumelte, und sprang dann in das Nebenzimmer zurück, das sie hinter sich abschloß.

„Herrjeses," lachte Dore, indem sie mit frecher Ungezwungenheit die eigenen Kleider aufnestelte, „habt Euch doch nicht wegen der dummen Gans! Da, ich will Euch selbst sitzen. Was giebts denn?"

„Auch gut!" lachte van Embden und wies ihr die Stellung an, die sie einnehmen solle. Dann warf er auf die Leinwand nach den welken Formen der Dirne die Umrisse der Figur, der er später unter Benutzung einer Photographie Mariens deren Züge aufprägte, leiderfüllt, ein Bild des Jammers und der Verzweiflung. Hans begab sich dann an das Bild heran, um mit den ausgemergeltesten Farben seines Convenienztopfes den landschaftlichen Hintergrund daraufzuwerfen und die Fleischtöne anzusetzen. So entstand sein später vielbesprochenes, vielbewundertes und schwer getadeltes Bild: „Die Verstoßene in der Wüste."

Christel wußte von diesem Betruge, zu welchem man ihre blühenden Formen hatte mißbrauchen wollen, nichts. Sie sollte die Fertigstellung jenes Bildes

überhaupt nicht mehr erleben. Die immer unzartere Behandlung, welcher sie ausgesetzt wurde, empörte sie, und mehr noch als das beleidigten sie die Zudringlichkeiten des Herrn van Embden, von welchen Hans anscheinend nicht die mindeste Notiz nahm. Oft ließ sich Hans tagelang nicht mehr sehen, und wenn sie auf sein Atelier kam, so traf sie dort seinen ihr in tiefster Seele verhaßten Genossen, der sich sogar wiederholt herausnahm, sie auf ihrem Zimmer zu belästigen.

Eines Tages theilte ihr Hans mit, daß er in's Bad reisen müsse, auf drei oder vier Wochen. Christel weinte bei dieser Nachricht. Als Hans die Thränen über ihre Wangen rinnen sah, küßte er sie zärtlich auf die Stirn und schalt sie ein thörichtes Närrchen. Sie hörte ihm mit seligem Lächeln zu und unterbrach seine lästernden Scherzreden.

„Geh nur und schweig still. Ich weiß ja doch, daß Du mich lieb hast und nicht ohne mich leben kannst! Du kommst doch wieder zu mir!"

„Bist Du dessen so sicher?"

„Ja!" antwortete sie im Tone felsenfester Ueberzeugung.

„Und wer sagt Dir das?"

„Mein Herz sagt's mir!"

Hans schwieg verlegen, und Christel spielte nachdenklich mit seinen Händen.

„Weißt Du auch, was geschähe, wenn Du nicht wiederkämest, Hans?"

„Was sollte geschehen? Dann würdest Du Dich zu trösten wissen über den Verlust eines langweiligen Liebhabers und würdest eines Tages einen anderen Mann finden, der viel besser ist, viel liebevoller, reicher, hübscher und amusanter, als ich es bin. Nicht wahr?"

Christel sah ihn mit einem langen tieftraurigen Blicke an und schwieg. Sie fühlte zum ersten Male, daß der Mann, dem sie im Uebermaße von Liebe und Vertrauen Alles geopfert hatte, sie nie verstanden hatte, daß er, an dem sie sich bisher aufranken zu können vermeint hatte, tief unter ihr stand. Sie fühlte es und schwieg.

Als Herr van Embden tags darauf abermals bei ihr vorzusprechen versuchte, wurde ihm von Christels Wirthin derb und gründlich die Thür gewiesen. Christel aber nahm, als es dämmerte, Hut und Mantel und verließ das Haus. Sie wollte und mußte sich Gewißheit verschaffen. Sie kam an der Wohnung ihres Verführers vorbei und sah Licht in den ihr bekannten Räumen. Hans war also nicht verreist, sie war belogen worden! Die Lichter wurden gelöscht, und zwei Herren traten aus dem Hause. Sie trugen die Ueberzieher über den Gesellschaftskleidern, es war Hans mit van Embden. Christel drückte sich in den Schatten des

gegenüberliegenden Hauses und schlich ihnen dann in einiger Entfernung nach.

„Wie gesagt," hörte sie Hans sagen, „versuchen Sie Ihr Heil! Aber zwingen kann ich das Mädchen nicht und mag es auch nicht, van Embden!"

Christel war empört, sie vermochte indeß leider nicht zu verstehen, was jener antwortete. Die Herren bogen in eine Seitenstraße ein, wo vor dem Hause des Präsidenten eine große Menschenmenge sich angesammelt hatte, welche die den ankommenden Wagen entsteigenden Gäste nach ihrem Putz und ihrer Haartracht, ihrem Schmucke und ihrer Vergangenheit bekrittelte und begaffte. Christel mischte sich unter diese Menge, durch welche auch die beiden Herren sich Weg zu bahnen suchten. Da fuhr ein Wagen mit zwei feurigen Araberschimmeln vor, dem ein quecksilberiger älterer kleiner Herr und eine blasse tiefbrunette junge Dame in kostbarer Toilette entstiegen. „Der Baron von Kohn und seine Tochter!" rief einer aus dem Pöbel. „Hübsch is sie nicht!" bemerkte ein anderer. „Aber reich, grausam reich!" „Das ist auch was Rechtes; man weiß ja, woher es gekommen ist!" „Da kommt ihr Schatz, der Blonde da!" „Das ist ein Maler!" „Seht nur, wie sie die Augen verdreht, die dumme Pute. Der nähme sie auch nicht, wenn sie kein Geld hätte!" „Still, da kommt der Herr Graf!"

„Das is ein böser Gast, habt Ihr schon gehört?“ Christel achtete nicht weiter auf den Klatsch der Menge. Aber sie fragte eins der Weiber, ob es wahr sei, daß der junge Maler die reiche Banquierstochter heirathen werde.

„Ja, er fährt ja doch alle Tage mit ihr spaziren. Die ganze Stadt spricht ja davon. Lieber Gott, er kann's gebrauchen!“

Christel wußte genug. Sie kehrte heim. Es wurde ihr recht schwer, sie mußte sich mehrmals setzen, und als sie ihr Zimmer erreichte, brach sie erschöpft zusammen. Als sie wieder zu sich kam, war ihr Entschluß schnell gefaßt. Auf dieser Schwelle lauerte die Schande, nicht die, deren sie sich bis jetzt zeihen mußte, sondern die, von der ihr an jenem Abende in Tiefdorf der blasse junge Mann gesprochen hatte, und die sie nun zu ahnen begann, da sie sich Alles in's Gedächtniß zurückrief, was ihr in den letzten Wochen zugemuthet war.

„Ich will zurück! Ich will mich schlagen lassen vom Vater. Und wenn er mich aus dem Hause jagt, will ich ums Tagelohn arbeiten; nur fort von hier, fort, fort!“

Sie bezahlte ihre Wirthin, raffte die Kleider zusammen, welche sie mitgebracht hatte, und packte Alles, was Hans ihr geschenkt, in eine Kiste, die sie an ihn adressirte. Dann kehrte sie auf demselben Wege, auf dem sie gekommen, — es war das erste und einzige

Stück Welt, das sie kennen gelernt hatte — in die Heimath zurück.

In die Heimath! War denn das ein Heim? Es war am nächsten Abend, als sie die Teichmühle erreichte. Sie hatte sich im Walde niedergesetzt, damit es erst ordentlich dunkel werde. Sie wartete darauf, daß in der Mühle die Lichter angezündet würden. Da aber blieb's dunkel, stockdunkel. Der Müller war offenbar nicht daheim. So kehrte sie langsam in das Anwesen zurück, das sie vordem allein mit dem Knappen etwas in Ordnung gehalten hatte. Wie wüst sah es aus! Die Frauenhand hatte gefehlt, und auch Gottlieb war wohl fort. Die Möbel lagen wirr übereinander, die eine Thür war gar versiegelt, und ein großes Schreiben vom Gericht klebte daran.

Christel konnte sich schon denken, wie das Alles gekommen sei. Der Trunk und die fortgesetzten Strafen wegen der Wilddieberei! Und doch ließ ihr Vater nicht davon! Christel suchte eine Lampe hervor und zündete sie an, räumte dann das Gemach auf, streute weißen Sand in die ausgefegte Stube und legte ein frisches Leintuch auf den Tisch. Dann wartete sie die Rückkehr des Vaters ab. Endlich kam er; es war bereits sehr spät. Er war nicht betrunken, also kam er vom Anstande. Er schlug Christel nicht, schalt sie merkwürdiger Weise nicht einmal. Er setzte sich auf einen Schemel ihr gegenüber.

„Kimmste etze doch häme? Dacht's mer schonne, daß de kummen wirdest! Gelle, de brennheiße Lieb is nu wack?"

Christel antwortete nicht, sie hatte die Hände im Schooße gefaltet und weinte still vor sich hin. Der Teichmüller stand auf und stopfte sich eine Pfeife. Dann trat er auf sie zu und strich ihr zärtlich über das rothblonde Haar.

„No, sich stille! Etze kimmt ös off Äns, Du un ich! Er oder ich! Farig will ech wull noch mit'n warn!"

Christel verstand nicht, was der Vater damit meinte, aber die ruhige Entschlossenheit in seinem Gesichte weissagte ihr nichts Gutes.

Sie suchte ihr Lager auf, ohne Schlaf zu finden. Als sie gegen Morgen aus unruhigem Halbschlummer erwachte und hinabging, um die Liese aus dem Stalle zu lassen, fand sie den Stall leer. Die Kuh war abgepfändet. Sie ging in's Haus zurück; der Teichmüller war verschwunden und kehrte erst am hellen Tage heim. Er schlief den ganzen Tag auf dem Heuboden und ging gegen Abend fort, um dann spät wieder zurückzukehren. Christel wußte danach genug. Das verdammte Wilddieben! Wem es erst einmal in den Knochen sitzt, der läßt's nicht mehr.

Der Gerichtsvollzieher kam wiederholt auf den Hof, und sie erfuhr, daß die Mühle unter den Hammer

kommen solle. Der Vater kam gerade dazu und lachte laut auf. Bis dahin könne noch viel Wasser aus dem Moosbecken fließen, meinte er, und setzte etwas hinzu, was die Anderen nicht verstanden.

Was würde die Mutter gesagt haben, wenn sie ihr Kind und ihr Heim in so trostloser Lage gesehen hätte! Als sie noch lebte, da hatte es anders ausgesehen in der Teichmühle. Das Rad hatte nie still gestanden, und beim fröhlichen Geklapper des Werkes waren sie Alle glücklich gewesen. Als sie starb, war der gute Geist des Hauses mit ihr entwichen. Die Stutzflinte und Schnapsflasche hatten aus dem Teichmüller gemacht, was er geworden war, und sein Kind, auf sein Kind wiesen die Leute mit Fingern und zischelten sich ihre Schande in die Ohren!

Und was sollte nun werden, wenn das letzte Stück Brot verzehrt war und sie am Bettelstocke hinaus mußten in's Land?

Ein Schauder überlief das arme Mädchen, als sie an des Vaters Zukunft und gar an ihre eigene dachte. Was lag denn überhaupt noch an ihr? Die Welt war ihr so gleichgültig geworden, das Herz so schwer, das Leben so schaal und öde, wie die verlassene Teichmühle da vor ihr.

Sie wurde aus ihrem Brüten aufgeweckt durch das Meckern des Ziegenböckleins, das auf dem Hofe

herumirrte und nach der Gais suchte, die auch schon vom Gerichtsvollzieher geholt war.

„Du mein armes Hippel, komm her!" rief Christel. Sie hatte nie ein Thier leiden sehen können und lockte das Böckchen hinaus, um es am Bache grasen zu lassen. Es bot ihr doch wenigstens etwas Gesellschaft! Sie schlenderten beide langsam am Kaltbache hinauf, bis sie zu der Erle kamen, wo Christel sich traurig niederließ. Da hatte es angefangen!

Wie war doch das Lied, das er damals gesungen?

„Und zum Lieben in der Mühle, Mahlemühl — Sind der Mühlemädel viel." „Manch Rad in der Mühle, Mühle geht!" Nur die Teichmühle steht still, und des Müllers Kind ist vergessen, aus den Augen, aus dem Sinn! O, wäre sie todt und läge drüben beim Mütterchen unter dem kühlen Friedhofsrasen; da hätte sie Ruhe mit all' der brennheißen Liebe und dem brennheißen Elende! Aber auch den Platz würde man ihr ja nicht gönnen, ihr, der Verworfenen, welche an die Mauer, abseits von den ehrlichen Todes Gestorbenen gehörte!

Oder könnte sie wandern durch die weite, weite Welt!

Ja, wenn sie Lieb und Elend nicht mit sich tragen müßte, wohin sie sich auch wenden würde! Wäre das nicht gewesen, so hätte Onkel Krischahn Kohlhaas sie wohl mit sich genommen und hätte ihr einen Platz verschafft in der Stadt. So aber? Wer würde sie

jetzt nehmen? Und später? Barmherziger, wenn das arme Wurm zur Welt käme und so hülflos wäre, wie dort das Zicklein am Raine, und hülfloser noch, viel hülfloser! Was dann?

Ich wüßte es schon, Christel, was Dir helfen könnte, wenn Du Dich zum Rechten entschließen könntest. Die Thränen einer treuen Freundin, an Deinem übervollen Herzen geweint, die würden Dir helfen. Und Mariens Zuspruch und milde Trostworte. Aber, wie die Menschen nun einmal sind: zum Rechten entschließen sie sich meist so schwer und manche nie! Und sollten sie darüber in's Elend rennen, in Morast und Tod.

Christel rang mit einem verzweifelten Entschlusse. Sie barg das Gesicht in den Händen und weinte laut und bitterlich. Dann sprang sie auf und eilte über den Berg dahin. Das Böckchen lief ihr meckernd nach, aber sie achtete seiner nicht mehr. Dort unten im Moosbecken lag der Teich: ein Sprung und Alles wäre vorbei! Sie stutzte und setzte sich auf einen bemoosten Stein. Wie die Nebel da unten wallten und webten, als wollten sie die Unglückliche zu sich niederziehen! So hatte Christel einmal hier mit Hans gesessen, und er hatte ihr, wie sie jetzt that, die langen Zöpfe aufgeflochten und ihr das Mieder aufgenestelt und sie bei schmeichelnden Kosenamen gerufen. Und jetzt? Jetzt saß er vielleicht neben der andern in der

Stadt, um ihr dieselben Namen zu geben, und sie hier am verödeten Vaterhause trug seine Schande unter dem Herzen. — Das Mädchen war aufgesprungen, der Jammer übermannte sie, und ein Taumel, dem sie nicht zu widerstehen vermochte, zog sie nieder zu dem nebelbedeckten Wasser. Feuchtdunstig wallte es im Röhricht um ihre Glieder und lockte sie weiter, weiter, bis der Boden unter ihren Füßen verschwand und die schmeichelnde Fluth über ihr zusammenschlug.

Das Böckchen blickte ihr verdutzt nach, wußte nicht, was Alles das bedeute, und irrte meckernd am Ufer auf und ab.

Da taucht der weiße Arm des Mädchens auf, und das Böckchen eilt ängstlich meckernd herbei. Und wieder schlägt die Fluth über dem weißen Arme zusammen, und die Nebel weben über den gurgelnden Blasen des Wassers. Das Böckchen springt erschreckt davon, und Grabesstille ist geworden über dem Moosbecken rings umher.

Nur der Wind rauscht leise durch das Schilf und kräuselt die Wasserfläche, und verstohlen geht der Mond auf hinter leichtem Gewölk. Da treibt das schimmernde Rothhaar der Ertrunkenen empor, und wallende Nebelschleier umtanzen in bleichen Beschwörungsreigen des Haideröschens tiefes Fluthengrab.

XVI.

Und wieder ist es Herbst geworden, klarer, sonnendurchglänzter Herbst; und wieder zieht der Hirsch hinter seinem Rudel zu Thale. Am kahlen Gebüsche hängt die rothe Vogelbeere, und der Krammetsvogel streift durch die Schneusen; kein Zweifel, es ist Herbst. Auch in der großen, deutschen Landeshauptstadt ist es Herbstzeit, die Zeit, die aller Freuden Anfang. Denn hier ziehen die Strich- und Zugvögel nicht wie im Gebirge davon in die Fremde, sondern kehren aus Bädern und Sommerfrischen heim zu der winterlichen Wonnezeit. Das erste Ereigniß der „Saison", die Erstlingsaufführung der an den verschiedenen Theatern eingereichten Stücke ist schon vorüber; denn es hat sich bereits für jeden Kunsttempel ein Zugstück gefunden, kurioser Weise sogar für das von Sr. Excellenz dem Herrn Intendanten geleitete ehrwürdige Balletinstitut.

Es ist also auch Zeit, daß die Ausstellung der Akademie sich eröffne, um die Schätze zu zeigen, welche

der Lenz und Sommer im lieben Vaterlande gezeitigt haben. Die Eröffnung und ihre langathmigen Festreden haben wir glücklicherweise hinter uns, wir können also gleich auf den Kern der Sache kommen. Der Kern ist nicht schlecht und schält sich auch leicht aus der etwas überflüssig starken Hülle heraus, die ihn umgiebt.

Der Strom der Menge trägt uns auch hier wie in dem Industriepalaste zu Paris schnell zu den sehenswerthesten Werken, hier zu einer Historie, da zu einem guten Genrebilde, dort zu einer tüchtigen Marine. Auch mancher alte Bekannte von dort taucht hier wieder vor uns auf, sowohl unter den Bildern als den Besuchern.

„Warum so nachdenklich, Doktor? Viel tüchtiges Schaffen hier, was?"

„Tüchtiges Schaffen, mein Gott ja, lieber Rittmeister! Aber aus wie viel Wust muß man die wenigen Perlen herauslesen! Unser Volk ist geistig verarmt!"

„Weil es sich selbst vergessen hat, kein Wunder!"

„Sehen Sie, Sie nehmen mir das Wort von den Lippen! Was nützt uns die äußere Mache, welche unsere Künstler dem Auslande ablernen, wenn sie an der deutschen Eigenart Schaden nehmen? Ja, wir haben uns selbst vergessen! Wenn ich bedenke, was die Deutschen einmal waren, und sehe, an welch' fadem Zeuge sie sich heute genügen lassen — es ist tieftraurig!"

„Potz Bomben, Doktorchen, so müssen Sie nicht denken! Ich sehe die Welt und mein Land mit anderen Augen. Es zieht ein thatenfreudiger Geist durch dasselbe hin gleich dem Klange einer Schlachtdrommete oder dem Rufe eines Hiffhornes beim Aufbruche zur Jagd. Es ist das Vaterland, das ruft, und sie kommen, sie werden Alle kommen; verlassen Sie sich darauf! Sehen Sie auf diese Ausstellung! Sehen Sie dort und dort einen Bannerträger erstehen, das Reichspanier im Winde hoch, von den Bergen Tyrols bis zum Friesenlande, vom Rhein zur Isar und wieder zum Rheine! Verzagen Sie nicht, lieber Freund, es wird besser in der Welt, auch bei uns!"

„Verzage ich denn? Wer sagt Ihnen das? Wahrlich, ich müßte mein Volk nicht kennen, wenn ich verzagen wollte. Was war denn ehemals das deutsche Volk, die deutsche Kunst? Waren ihre Meister nicht so kräftig, so keusch, so innig und zart empfindend, als die irgend eines anderen Volkes, ja, kräftiger, inniger und zarter empfindend, als die meisten? Sie lebten nicht auf der Sonnenhöhe der Formvollendung, aber ihr Herz schlug so menschlich naiv, so ursprünglich treu und warm —"

„Nicht wahr? Und welch einen Sinn für Charakteristik hatten die Kerls!"

„— daß wir heute von Rechtswegen das erste Kunstvolk auf Erden sein müßten! Und was sind wir

statt dessen? Wir haben in den Jahrhunderten der Schmach vergessen, was wir waren, haben das Fremde nachgeäfft, das sich in sich selbst weiter entwickeln konnte, während uns die Lebensader unterbunden war; wir haben die deutsche Seele, die alte Solidität daran-gegeben, um dafür die pikante Mache des Auslandes einzutauschen."

„So ist's, lieber Freund. Es ist immer die alte Geschichte vom Bedientensinne des Deutschen. So wie er im Auslande sich seines ehrlichen Deutsch schämt, ehe er die fremde Sprache auch nur radebrechen kann, so wirft er auch in der Kunst seine eigene Tüchtigkeit fort, um den fremden Chic nachzuäffen."

„Den er schließlich doch nie erreichen wird, lieber Rittmeister."

„Natürlich nicht! Er steht ihm, wie einem alten Wikinger ein Cylinderhut. Daher denn auch die Ziel-losigkeit unserer Künstler. Anstatt mit aller Willenskraft einem vorgesteckten Ideale nachzustreben, tappen sie umher und kommen aus dem Probiren nicht heraus. Anstatt sich zu fragen: ‚wozu bin ich berufen', lassen sie sich von der Rücksicht auf die Verkäuflichkeit ihrer Waare leiten. So wird denn die Waare barockes, albernes Zeug. Im Kunsthandel heißt das: geniale Caprice. Und ist dem Einen einmal ein Coup gelungen, so albern und an den Haaren herbeigezogen er auch

sein mag: sofort hat er einen ganzen Schwanz von Nachahmern hinter sich. ‚Ein Königreich für einen Einfall!‘ möchte man ausrufen, wenn man die Herren ihr Gehirn zermartern sieht. Es fehlte nur noch, daß sie auf neue ‚Capricen‘ ein Reichspatent nähmen!“

„Wie sollte es aber auch anders sein, lieber Rittmeister! Dient doch die ganze Erziehung der modernen Künstler mit ihrem leidigen Schematismus nur dazu, die jungen Talente aufzuhalten und schließlich zu zersplittern. Da wird der Hochbegabte mit dem Talentlosen zusammengepfercht und ohne Rücksicht auf seine individuelle Begabung Jahrelang mit dürren Studien gedrillt, die ihm alle Frische und Eigenart rauben und seinen Zwecken nicht im Mindesten dienen. Es wird bei uns kein gröberer Unfug getrieben, als mit der Antike. Ohne zu bedenken, daß Praxiteles und seine Jünger am geschmeidigen Leben ihre Anschauungskraft bildeten, betrachtet man die leblosen Statuen als das beste Mittel zur Uebung in der Auffassung von Figuren. Natürlich kann das wunderlich steifleinene Bild, das sich unsere Akademiker von der Antike zurecht gemacht haben, den Jungen nicht genügen, die nach dem frischen Leben dürsten!“

„Aber liebster Doktor! Soll denn ein sittsamer moderner Professor mit seinen Schülern dem Dienste einer Phryne huldigen, wie Praxiteles?“

„Im Gegentheil! Es wäre oft besser, die Jungen erhitzten sich weniger an den Phrynen und studirten sie mehr. Man sollte eben thun, was die großen Meister des Mittelalters thaten, die ihre Schüler in die eigenen Werkstätten zogen und sie dort von vornherein auf die wichtigsten Erfordernisse der Kunst hinwiesen. Da sah der Schüler seinen Meister skizziren, komponiren und seine Farben- und Gruppeneintheilung treffen und wurde so vom ersten Tage an in eine feste Tradition eingeführt. Er half sodann seinem Meister bei der Arbeit, lauschte ihm die technischen Handgriffe ab und machte sich, ohne an seiner Eigenart Schaden zu nehmen, des Meisters Erfahrungen, insbesondere auch betreffs des Materiales und seiner Haltbarkeit, zu eigen; er fertigte für den Meister Studien an und lernte deren Bedeutung für das Werk und die Schwierigkeiten ihrer Uebertragung auf dasselbe würdigen; er lernte schließlich das innere Leben der Antike verstehen und ihre Schönheit als Maßstab der Wirklichkeit verwerthen. So gewann er spielend die Befähigung zu selbständiger Arbeit. Der Lehrgang der Alten war eben ein zielbewußterer, als der moderne ist."

„Da darf man es den Jungens freilich heute nicht verargen, wenn sie ermüden und sich schließlich der akademischen Erziehung ganz entziehen! Kein Wunder dann, daß sie ohne die feste Stütze des

Lehrers dem Experimentiren und schließlich der Zersplitterung verfallen!"

„So ist es. Indessen kommt noch Eins hinzu! Es fehlt unserer Zeit an einem Banner, um das die Kunst sich schaaren könnte. Das Mittelalter und die Reformationszeit hatten vor allen andern Bannern die Religion, die selbst einen Propheten der Weltfreude, wie Rubens, zu dem Höchsten begeistert hat; was aber ist unserer Zeit gemein?"

„Freilich heute ein überwundener Standpunkt! Denken Sie nur: Materialismus und Orthodoxie, Ultramontane und Calvinisten, Irvingianer und Altlutheraner, Spiritisten und Seligmacher, Quäker und Mennoniten, Methodisten und Rationalisten u. s. w. u. s. w., netter Sammelpunkt das für die Kunst, wie?"

„Und doch haben wir etwas, wie eine Religion, als gemeinsames Banner für die deutsche Kunst: die altgermanische Sagenwelt, gegen welche die bildende Kunst noch eine schwere Ehrenschuld einzulösen hat. Oder glauben Sie nicht, daß das, was unsere Vorväter begeistert hat, was z. B. in der Edda niedergelegt ist, im höchsten Grade befruchtend auf jeden deutschen Künstler wirken müsse, da ja doch jeder den inneren Zusammenhang dieser verlorenen Welt mit der Heimathnatur ahnt und fühlt?"

„Gewiß glaube ich das. Doch vergessen Sie nicht das noch gewaltigere Banner unserer Geschichte! Muß die nicht Jeden gleich mächtig begeistern, der deutsches Blut in seinen Adern fühlt? Könnte ich nur den Künstlern einflößen, was mich beim Durchblättern dieser Geschichte durchzuckt hat, was man gefühlt hat auf der einsamen Feldwache gegen die Franctireurs und beim Fanfaro zum heißen Todesritte! Weiß Gott, es ist an der Zeit, daß unser Volk sich auf sich selbst und seine Aufgabe besinnt!"

„Begriffen es die Künstler nur Alle, wie Sie, lieber Freund, so würden sie Meisterwerke schaffen, gleichviel ob idealen oder realistischen Inhaltes, und das spätere Geschlecht würde kaum noch verstehen, wie unser Zeitalter an so viel nichtigem Tand seine deutsche Kraft verschwenden konnte. Aus den großen politischen und socialen Kämpfen unseres Volkes würde ihnen eine Fülle kräftig individuellen Lebens erblühen; der Genremaler würde alle Hände voll zu thun haben, um den immer mächtiger und reicher anschwellenden Stoff zu bewältigen, der Landschafter würde aus dem ewig offenen Buche der Heimatherde die herrlichsten Offenbarungen schöpfen, und der Historienmaler würde aus der Geschichte seines Volkes heraus Gebilde erstehen lassen, welche in monumentaler Flammensprache die zündende Lehre predigen würden vom Anschlusse an's

Vaterland, an's theure! Ja, dächten Alle nur wie Sie, lieber Rittmeister, der Tag des Lichtes würde auch uns bald erscheinen!"

„Denkt denn nicht die Mehrzahl, wie ich? Blicken Sie doch um sich; die Söhne fühlen anders, als ihre Väter. Ist's ein Wunder? Sie, die auf den Ehrenfeldern des Vaterlandes geblutet haben oder doch, wenn es ihnen nicht vergönnt war, mitzuziehen in den gewaltigen Kampf, ihre Herzen von dem Freiheitsrausche der großen Zeit durchzittern ließen, sie sind es, auf welche auch in diesem Kampfe das Vaterland seine Hoffnung baut. Und glauben Sie mir, mein zager Federheld, es hofft nicht vergebens! Kommen Sie, lassen Sie uns unsern Rundgang fortsetzen! Sehen Sie dort, wie sie das kerntüchtige Volk bei der heißen Arbeit aufsuchen im Walzwerk und am Ambos, wie sie sich zur Tafel setzen mit Preußens großen Königen, wie sie sich anschicken, das Rheingold der deutschen Sage zu heben, wie sie dort in todesmuthigen Heldengestalten der Vorzeit des Vaterlandes einstige Größe heraufbeschwören! Es sprießt und grünt auf dem blutgedüngten Felde und, verlassen Sie sich darauf, einmal muß es Frühling werden! — Was rede ich denn? Da halte ich Ihnen eine Kapuzinade, und dort haben Sie in einem einzigen Bilde Alles, was ich Ihnen sagte!"

„Ein vortreffliches, groß gedachtes Bild!"

„Von wem ist es?"

„Von dem älteren Ebersdorf. Das ist auch Einer, der in der akademischen Tretmühle schlimm gelitten hat; sie hat ihm die besten Jahre seiner Jugend geraubt. Er malte schließlich nur noch Landschaften. Der Stoff ist auch diesmal seiner Harzer Heimath entlehnt. Es ist ohne Zweifel die Perle und Krone der Ausstellung!"

„Ein gewaltiger Ernst in der Landschaft! Eine richtige Frühlingsschlacht. Wie das um die feuchtdunstigen Felsen wettert und durch die wilden Schluchten pfeift! Der richtige Hintergrund für den Frühlingskampf der Liebe!"

„Man war das an Ebersdorf's Landschaften gewohnt. Aber sehen Sie die Gewalt der Zeichnung in den Hünenleibern! Sehen Sie diesen Froh, der durch das Wettertosen hindurchbricht, um mit heißem Flammenkusse die schlafende Freya zu erwecken! Man meint, das Knospen und Sehnen zu fühlen, das dieser Göttermaid die Brünne sprengt und den Winterzauber bricht. In der That ein großes, ein echt deutsches Bild!"

„Hat nicht auch der jüngere Ebersdorf ein Bild ausgestellt?"

„Zwei sogar. Sie sind freilich danach. Dort jene schwarzgrüne Klexerei! Natürlich ein französischer Titel: ‚Rèverie' nennt er es. Und dort jene ‚Verstoßene'!"

„Pfui!“

„Sagen Sie zweimal ‚pfui‘! Das Bild ist nicht nur ein künstlerisches Schandwerk, sondern ein Bubenstreich. Die Dame war des Malers Braut!“

„Sehr bezeichnend!“

„Und das Bild wird angestaunt, wie ein Meisterwerk! Sie finden vor demselben stets die auserwählteste Gesellschaft. Patchouli und Hautgout, das ist unsere Zeit!“

„Daß man ihr die Schminke von den Wangen streichen könnte! Doch kommen Sie!“ — — —

„Eine himmlische Farbensymphonie, diese ‚Rêverie‘, lieber Herr von Ebersdorf. Sie sollten mehr dergleichen malen!“

„Es ist nicht mein erstes derartiges Bild, gnädige Frau!“

„O, ich weiß! Ihre herrlichen beiden Bilder in Paris! Sagen Sie aufrichtig, behagt es Ihnen denn hier in Deutschland? Ich kann mir nicht denken, daß ein Künstler in diesem rauhen Klima leben kann!“

Hans, an welchen diese Worte der schönen Banquiersfrau gerichtet sind, scheint heute wenig Lust zu einer naheliegenden pikanten Bemerkung zu haben. Er ist zerstreut, und die Schmeicheleien, welche man ihm über seine Bilder sagt, lassen ihn kalt; denn er weiß nur zu gut, wie billig dieses Lob erkauft ist.

Das Bild, dort drüben das Bild des Bruders, es will ihm nicht aus dem Sinne! Jahrelang hat er Ludolf gegenüber den Plan zu demselben verspottet, und nun es schließlich vollendet vor ihm steht, ist ihm doch, als sei damit eine fremde, gewaltige Welt seinem Auge erschlossen. Und diese Welt — er kennt sie nur zu wohl! — ist die Heimath, die auf ewig verlorene Heimath! Der Felsen, auf welchem die Freya ruht, er kennt ihn nur zu wohl; es ist dieselbe Klippe, welche er im Frühjahr daheim auf des Bruders Skizze sah, wie er sie so oft in der eigenwilligen, wunderwüchsigen Wirklichkeit gesehen.

„Er hat gesiegt, es ist kein Zweifel! Es wäre lächerlich, den Vergleich zu ziehen zwischen mir und ihm. Sein Heldenbild und meine ‚Rêverie', es wäre zu lächerlich, den Sieg zu verkennen! Ach, ich wollte, ich wäre ihm gefolgt; vielleicht stünde es besser um mich! Und warum soll ich ihm nicht noch heute folgen können? Ich will zu ihm, ich gehe zu Grunde in diesem Taumelleben. Sie lieben mich ja doch schließlich daheim, sie werden mir verzeihen. — — Herr des Himmels, dort steht — bei Gott, es ist — — Vater!" —

Der Oberförster zuckte mit keiner Wimper und verrieth mit keiner Miene, daß er den Sohn erkannt und den angstvollen Ruf gehört hatte. Er stand, Marie von Angern am Arm führend, schweigend vor

Ludolfs Bilde. Er war offenbar heute nicht zum ersten Male hier und schien auch nicht dieses Bildes wegen gekommen zu sein. Langsam führte er Marien weiter und kam auch zu der „Rèverie“ und schließlich zu der „Verstoßenen“.

Marie, welche ohne Zweifel auf das Kommende gefaßt war, blickte stolz und hochaufgerichtet auf das Bild, das in so schandhafter Entstellung ihre Züge trug. Kein Zucken ihres Gesichtes verrieth den zornigen Schmerz, der sie durchwühlte; sie war ganz das tapfere Mädchen, welches sie dem Oberförster zu sein versprochen hatte. Hans stockte das Blut, er war erdrückt von Scham und Reue, er wollte sie ansprechen; aber sein Fuß haftete am Boden. Marie ging mit dem Oberförster weiter, und Hans folgte ihnen in den anderen Saal. Er hätte vor Marien niederstürzen und sie um Verzeihung anflehen mögen; aber er faßte nicht den Muth dazu.

Gewaltsam mußte er sich aufraffen, um auf sie zuzutreten und sie anzureden. Er stammelte etwas von Reue und Verblendung. Aber die Beiden gingen an ihm vorüber, als seien seine Worte in's wesenlose Nichts gesprochen, als sei die Stelle, wo er stand, leere Luft. Aus dem Gesichte des also Verachteten war jede Spur von Farbe gewichen, seine Augen schienen um Gnade und Erbarmen zu schreien; aber jene ließen

ihn stehen wie versteinert, verurtheilt, gerichtet, ein Bild der Schande.

Es war vielleicht doch für Marie der Ueberwindung zu viel. Sie zitterte und verlor ein Spitzentuch. Der Husarenrittmeister, welcher ihr mit dem befreundeten Journalisten in der Thür des Nebensaales begegnete, hob das Tuch auf. Marie dankte ihm mit höflichem Neigen des Kopfes und verließ mit dem Oberförster den Saal.

Die beiden Herren blickten ihnen erstaunt nach und dann auf das Bild an der Wand und auf den Maler, der in die Fensternische getreten war, um seine Erregung zu verbergen.

Sie wußten beide genug!

XVII.

„Und todt sagen Sie, Ebersdorf?"

„Todt und begraben."

„Schade darum; war ein nettes Mädel, das Haideröschen. Hätte was aus ihr werden können!"

„Schade darum? Hören Sie, van Embden, ich dächte, wir hätten denn doch ihren Tod etwas ernster zu nehmen. Wer war es denn anders, als wir, die sie in den Tod gejagt haben, wie?"

„Wir? — Freilich Sie haben dem armen Dinge schlecht genug mitgespielt!"

„Ich? Die Pest über Sie! Wer war es denn, der mir die nichtswürdigen Rathschläge gegeben?"

„Ich bitte Sie, machen Sie mich doch nicht zu Ihrem Mephisto! Was kümmern mich Ihre Weibergeschichten!"

„Ah! Ich sehe Sie jetzt in Ihrem wahren Lichte Ich werde mich danach zu richten wissen."

„Thun Sie, was Ihnen beliebt; aber richten Sie es, bitte, so ein, daß es mich nicht genirt. Ich möchte sonst unangenehm werden. Guten Morgen! Wenn Sie ausgebrummt haben, können Sie es mich wissen lassen!“

Hans von Ebersdorf bebte am ganzen Körper. Alles bewußte Gefühl seiner persönlichen Würde, alle besseren Erinnerungen seiner Jugend, aller Stolz seiner Erziehung bäumten sich in ihm auf bei der herzlosen Frechheit dieses Gesellen, der sich mit ihm kaltblütig auf eine Stufe stellte. Wohin war es mit ihm gekommen! Und wohin würde es kommen, wenn er fortführe, der Genosse dieses Menschen zu sein! Sein Zusammentreffen mit dem Vater und Marien konnte nicht unbemerkt geblieben sein; wer weiß, ob es nicht bereits die Spatzen von den Dächern dieses klatschsüchtigen Nestes pfiffen? Und der Selbstmord des armen Mädchens, seine Schulden, die Skandalgeschichte mit dem Bilde Mariens, welche vor aller Welt als solche gebrandmarkt war! Und, was das Schlimmste war, das Erlöschen des letzten Hoffnungssternes, welcher sein schwankes Schiff bis jetzt an all diesen gefährlichen Klippen vorbeigelenkt hatte, der schroffe Bruch seiner Beziehungen zu Laura von Kohn, deren Vater nach dem Vorgefallenen ihm in unverblümter Weise die Freundschaft aufgekündigt hatte: welcher Abgrund von Schimpf und Verachtung that sich da vor ihm auf!

Und wäre es nur das gewesen! Was scheerten ihn schließlich die Klatschereien dieses Klein-Versailles, was der patentirte Ehrbegriff dieser nach dem äußeren Firniß urtheilenden Gesellschaft! Mehr als alles das nagte in Hans das schmachvolle Bewußtsein des unwiederbringlichen Verlustes, den er in seiner Kunst erlitten, und mit folternder Scham erkannte er, wenn er sich das Gemälde des Bruders vor Augen rief, welch köstlichen Schatz er verloren und vertrödelt hatte um elenden Schundes willen. Alle die Lehren Ludolfs, die er so oft in den Wind geschlagen hatte, traten ihm jetzt grell in Erinnerung, und mit verzweifelndem Ingrimme gegen sich selbst mußte er sich eingestehen, wie Recht Jener gehabt hatte, wenn er ihm rieth, sich zu sammeln, zu vertiefen, am Herzen der Heimath, am Herzen der Liebe zu genesen. Wäre er ihm gefolgt, so stände es heute anders um ihn! Wäre er Marien gefolgt, so dürfte er sich vielleicht kühn neben Ludolf stellen, dürfte seinen Namen unter den besten und klangvollsten seines Volkes lesen! Und wieder trat ihm Mariens Bild in's Gedächtniß, wie sie an jenem Vormittage in der Ausstellung mit dem Vater an ihm vorübergegangen war, stolz wie eine Fürstin, und wie schön in ihrem zürnenden Stolze! Was galt ihm Alles, was er bisher erduldet, was er in Zukunft würde erdulden müssen, gegen diese

unerbittliche Verachtung des Mädchens, deren Liebe er so jämmerlich hatte zu Schanden werden lassen! Ihm war, als sie an ihm vorüberschritt, gewesen, als müßte die Erde ihn verschlingen, ihn, den gnadenlos Verurtheilten, Verworfenen, in Schmach und Verdammniß Gestoßenen.

Und doch! Wenn er jetzt zu ihr eilte, wenn er zu ihren Füßen niedersänke und zu ihr spräche: verurtheile mich, wie Du willst, lege mir jede erdenkliche Buße auf, aber laß mich nicht ohne den Trost Deiner Verzeihung leben, denn dieses Leben wäre der Tod, schlimmer als der Tod! — würde sie, die allezeit Gütige, ihm nicht verzeihen? Freilich, wie tief hatte er das reine, keusche Mädchen verletzt und empört! Und wer bürgte ihr dafür, daß seine Reue diesmal aufrichtig sei, nachdem sie von ihm so oft bereits getäuscht worden? Und der Vater! Würde der ihm nach Allem, was er gethan, je wieder verzeihen können?

Gleichviel, koste es, was es wolle! Hans durfte den Versuch nicht ungewagt lassen und reiste wirklich noch an demselben Tage, an welchem er in seinem Atelier jenes Zwiegespräch mit Herrn van Embden gehabt hatte, nach Rothenbruch ab. Es war gegen Abend, als er dort eintraf.

Vater und Mutter standen gerade im Hausflur, als Hans eintrat. Frau Amalie wollte dem Sohne

weinend um den Hals fallen, aber der Oberförster schob sie in das Wohnzimmer. Dann öffnete er die Thür seines Arbeitszimmers und hieß mit einer stummen Handbewegung den Sohn eintreten.

„Ich bin gekommen, Vater, um ein paar Worte mit Dir zu reden."

„Nun, rede nur!" antwortete der Oberförster, indem er in seinem Lehnsessel Platz nahm.

„Es wird mir schwer, wenn Du so zu mir sprichst, Vater. Ich meine es ehrlich und aufrichtig. Du darfst mir wirklich diesmal glauben!"

Der Oberförster lächelte bitter und schwieg.

„Du glaubst mir nicht, Vater? Womit soll ich Dir denn meine Aufrichtigkeit beweisen?"

Der Alte schwieg wieder und blickte auf die Bilder seiner Vorfahren, die an der Wand ihm gegenüber hingen.

„Um Gotteswillen, Vater, nicht diese stumme Verachtung! Mache mir Vorwürfe, schilt mich, wie ich es verdient habe! Nur diese Verachtung nicht! Was soll ich denn thun, um Dich zu versöhnen?"

Die Hand des Alten, welche die Lehne des Sessels umspannt hielt, zitterte; aber er schwieg. Hans war an seinen Knieen niedergesunken und erfaßte die herabhangende Linke. „Vater, wenn Du mich nur noch ein wenig liebst, so brich dieses Schweigen! Sage mir, womit ich Dich versöhnen kann!"

„Liegt Dir denn wirklich an meiner Versöhnung?“ fragte der Oberförster mit bebender Stimme, während Thränen unter seinen buschigen Brauen erglänzten.

„Barmherziger! Womit soll ich es Dir denn beweisen?“

Der Oberförster wies schweigend auf ein Rosenholzkästchen, das die wohl lange nicht mehr gebrauchten Pistolen enthielt, — sie waren beide seit einiger Zeit geladen — und trat dann, dem Sohne den Rücken wendend, zum Fenster.

„Vater!“ schrie Hans auf, indem er leichenblaß zurücktaumelte.

Der Oberförster wandte sich um. Er blickte ihn eine Weile fragend an; dann schloß er mit einem Blicke unaussprechlicher Verachtung den Pistolenkasten.

„Vater,“ sprach Hans in leidenschaftlich erbittertem Tone, „verurtheile mich nicht so! Du nimmst die Welt und die Dinge mit einem Ernste, der im praktischen Leben nicht begründet ist. Wir leben eben nicht in einer Zeit von Catonen und Tugendhelden, unsere Zeit ist eine Zeit der Kompromisse, des Sittenverfalles. Da kann der Einzelne nicht ganz rein bleiben. Ich weiß, daß ich nicht rein und tadelfrei bin, und Niemand kann das schärfer verurtheilen, als ich es in diesen letzten Tagen verurtheilt habe. Aber, wenn Du mir deshalb die Pistole giebst, so müßten sich

Zweidrittheile der Menschheit vor den Schädel knallen! Ich habe gefehlt, mein Gott, ja! Aber aus Leidenschaft habe ich gefehlt, die verzeihlich ist! Und soll ich deswegen nicht mehr des Namens eines Edelmannes würdig sein? Sind meine Fehler denn nicht gerade die meines Standes?

Und dieser Stand selbst, ist er nicht eine im Verfalle begriffene Kaste? Mit unseren strengen Ehrbegriffen ohne die Mittel, denselben nachzuleben, was wollen wir da noch in einer Welt, welche die Mittel zum ehrlichen Leben hat und unsere Ehrbegriffe verlacht? Wenn dieser ganze Stand, vor die Wahl gestellt, sein Prestige aufzugeben oder seine verrosteten Wappenschilder mit jüdischem Golde neu aufzupoliren, wird wie seine Zeit: soll ich allein da ein Ritter ohne Furcht und Tadel bleiben, ich, der leidenschaftliche, so leicht erregbare Künstler? Freilich, der Ahnherr dort oben im blanken Eisenkleide war besser, war schöner, war heldenhafter als ich! Aber habe ich mich gut und heldenhaft genannt? Ich bin ein Kind der Welt mit dem Irren dieser Welt. Und Du selbst, wenn Du anstatt in dieser Waldhöhle draußen lebtest in jener versumpfenden Welt, würdest Du ein Ritter sein so ohne Furcht und Tadel, wie Dein Ahn dort oben? Du würdest sein, was die Genossen Deiner Kaste alle sind, ein leichtlebiger und daher leicht irrender Mensch.

Lerne die Welt und die Menschheit verachten, um mich weniger verachten und mehr bemitleiden zu müssen!"

Hans hatte sich in Eifer geredet. Aber sein Vater ertrug's nicht länger.

„Schweig!" herrschte er ihn an. „Wie lange willst Du mich anekeln mit Deinem feigen Geschwätz! Wie lange willst Du das Andenken Deiner Väter schmähen, weil Du die Lehren, welche sie Dir hinterließen, mit Füßen getreten hast! Wie lange willst Du den Adel als eine Kaste von liederlichen Lumpen begeifern, weil Du selbst Dein Wappenschild durch den Koth geschleift hast! Der Sittenverfall, in dem Du Dich mit Säuen Deinesgleichen gewälzt hast, hat nichts mit dem Adel zu thun, den Deine Vorfahren Dir blank und untadelhaft hinterlassen haben. Er ist der Schindanger Deiner Ausschweifungen, und Alles Gemeine, Verworfene, Faulige, Verwesende, was Du auf diesem Schindanger gefunden hast, ist den Fehlern entstammt, die Du mit bellendem Afterwitze beschönigen willst! Aber Gottes schöne Welt und seine Menschheit haben nichts mit diesem Miste gemein! — Du berufst Dich auf die Leidenschaft! Auf nichts Unglücklicheres konntest Du Dich berufen! Auch ich, obgleich ich mein Leben in dieser ‚Waldhöhle' verbracht, kenne die Leidenschaft und ihr heiliges, allgewaltiges Feuer! Aber was Du gethan, ist nicht der Leidenschaft, sondern dem herz-

losesten Verrathe, der schnödesten Berechnung, der kaltblütigsten Grausamkeit entsprungen! Willst Du es Leidenschaft nennen, ein armes Wesen, das Dich mehr als Ehre und Gewissen geliebt, das Dir Alles geopfert, dem Elende, der Verzweiflung preiszugeben, sie um ein ehrlich Grab zu bringen? Willst Du es Leidenschaft nennen, die Ehre eines keuschen Mädchens, das in heldenhafter Aufopferung Dir über alle Deine Verirrungen treu geblieben war, vor den Augen der Welt zu verdächtigen, indem Du das Bild ihres reinen Leibes wie das einer Dirne behandeltest? Und mit solchen Schurkenstreichen meinst Du ein Mensch unter Menschen zu sein, Du Ausgeburt von Krötengift und Eitelkeit, Du? Gehe hin zu den Lumpen, die Dich als Genie bejubeln und bekränzen; mir aber bleibe fern! Ich verbiete Dir, meinen ehrlichen alten Namen fürder zu tragen!"

Der Oberförster bebte vor Zorn. Er wandte sich verächtlich ab und blickte, die Hände auf dem Rücken gefaltet, zum Fenster hinaus in den herbstlichen Wald.

„Vater," sprach Hans nach einer Weile leise, „gieb mir die Pistole!"

Es erfolgte keine Antwort. Der Alte blickte unverwandt zum Fenster hinaus. Er hörte den Sohn das Zimmer verlassen und sah ihn dann mit der Pistole in der Hand über den Hof in den Wald gehen. Der

Oberförster schritt mit schweren Seufzern im Zimmer auf und ab, und die lange verhaltenen Thränen rannen heiß in den grauen Bart. Wieder fiel sein Blick prüfend auf die Bildnisse seiner Väter dort an der Wand und dann auf das Bildniß, welches er von seinem Schreibtische nahm. Es stellte den Sohn dar als etwa zehnjährigen Knaben. Die blonden Locken fielen ihm lang auf das Sammtjäckchen nieder, die hellen Kinderaugen blitzten so hell in die liebe Welt hinein, als sei diese Welt besonders für sie zum Spielen geschaffen. So war es damals und jetzt — draußen im Walde fiel ein Schuß; der Oberförster taumelte zurück, seine Hand, welcher das Bild entfiel, griff nach dem Herzen, in das es ihm wie ein Stich gefahren war. Wie ein böser, verteufelt böser Stich!

„Fasse Dich, Alter, fasse Dich! Es — es ist — vorbei!"

Er griff zitternd zu Stock und Mütze und wankte hinaus in den Wald. Droben an der Hirschkoppe verzog sich eine leichte blaue Dampfwolke. Der Oberförster schritt auf die Stelle zu; aber am Gatter traf er Frau Malchen, die weinend auf einem Baumstumpfe saß.

„Du hier, Malchen?"

„Ja, meinst Du vielleicht, ich würde es ruhig mit ansehen, daß Du dem armen Jungen selbst die Pistole in die Hand drückst? Wie kann man nur so grausam sein gegen sein eigen Fleisch und Blut!"

„Meinst Du? Natürlich, Du findest es weniger schrecklich, wenn er verkommt und verdirbt! Trage es denn; ich werde es ja wohl nicht mehr erleben! Der liebe Herrgott wird ein Einsehen haben und mich hinübernehmen, bevor ich ihn aus der Gesellschaft der ehrlichen Menschen ausgestoßen sehe!"

„Ach Gott, Du übertreibst auch Alles! Du meine Güte, was hat er denn gethan? Er ist ja doch nicht Schuld daran, daß Alles so gekommen ist. Darum braucht er sich doch nicht gleich todtzuschießen! Er hat ganz Recht, die Welt ist ja groß und hat Plätze genug, wo man eine begangene Thorheit vergessen kann!"

„Sagte er das? Und so ist er gegangen?"

„Natürlich ist er! Meinst Du, ich hätte gelitten, daß er sich erschieße? Da oben liegt Deine dumme Pistole! Er hat sie abgeschossen; hole sie Dir nur!"

Der Oberförster lachte laut auf; ein entsetzliches Lachen, wie es Frau Malchen nie von ihm gehört hatte. Er ging hinauf und holte die Pistole. Als er zurückkam, blitzte ein ingrimmiger Zorn aus seinen Augen, und er trat stolz aufgerichtet in das Haus. Einige Tage später erhielt er einen Brief, den er mit bitterem Spotte der Gattin reichte. „Dein Herr Hans hat Dir einen Stammbuchvers gesandt!"

Frau Malchen nahm den Zettel gleichgiltig aus seiner Hand.

Was mit Bleistift darauf geschrieben stand, schien ihr vielleicht nicht einmal ganz unvernünftig:

Das Leben ist nichts als Qual,
Und wenig Schmerz ist im Tode;
Dennoch war Deine Wahl
Mir zu uncommode!

Der Oberförster von Ebersdorf hatte wenig Verständniß für derartigen Galgenhumor!

„Da taumelt er hin, der Thor!" murmelte er vor sich hin. „Wie lange wird's währen? Er ist verloren, so wie so! Ob er nun versumpft und verkommt im Schlamme des Gemeinen, ob ihn der Wahnsinn umnebelt oder der mitleidige Tod umnachtet, er ist verloren, so wie so!"

Der Tod wollte kein Mitleid haben; aber der Taumel, in welchem der Unglückliche hinfort dahintrieb, sah dem Wahnsinn mindestens verzweifelt ähnlich. Er kehrte wieder in die Stadt zurück, wo er einst mit so hohen Ehren empfangen war, und verbrachte in Saus und Braus seine Tage, als wolle er das Gewissen betäuben und die Mahnungen seines besseren Selbst ersticken.

Die tolle Dore war seine Genossin, bis auch die seiner überdrüssig wurde.

Dann spielte er und machte Schulden, um weiter spielen zu können, wenn er verloren hatte. Er trank und ergab sich allen Ausschweifungen, vor denen ihn

früher sein wenn auch nicht gerade guter, so doch verfeinerter Geschmack bewahrt hatte. — „Was liegt daran! Je früher es zu Ende geht, desto besser!" Zuweilen wurde er sich seines Elendes bewußt, und die alten besseren Empfindungen regten sich in ihm; aber angesichts seiner trostlosen Lage dauerten diese weichen Augenblicke selten lange. Marie von Angern hatte von dem Oberförster das Vorgefallene vernommen. Der Alte selbst hatte es ihr zur Pflicht gemacht, das Andenken an den Unwürdigen aus ihrem Herzen zu reißen. Eines Tages erhielt auch sie einen Brief von Hans mit einem von cynischer Zerfallenheit dictirten Gedichte:

Sie meinen, Fräulein, ich versinke
Im Staube ohne Ihre Hand?
Da sehn Sie, wie ich lachend trinke
Und trunken treib' von Land zu Land!

Sie meinen wohl, ich kann nicht schreiten
Durch's Leben ohne meinen Wahn?
Sie haben Recht! Ich kann nicht schreiten;
Doch taumeln kann ich meine Bahn.

Und wenn ich taumelnd bald erbleiche,
Dann will ich lachend untergehn;
Dann werden Sie die blasse Leiche
Im Traume taumelnd lachen sehn!

Wenn der Verfasser geglaubt hatte, mit diesem Erguße Mariens Herz zu rühren, so irrte er wieder einmal sehr.

Marie blickte lange regungslos auf das Blatt in ihren Händen. Sie las und las, und was sie las, ließ allen Groll aus ihrem Herzen schwinden, veränderte ihre Stimmung so sehr, daß sie sich fragen mußte, wie sie denn in Beziehungen zu diesem Manne gekommen sei. Angesichts dieser unläugbaren Wirklichkeit zerfloß alle Eifersucht in ihrer Seele, und mit ihr zerfloß das letzte Restchen Liebe, das darin verstohlen und unbeachtet weiter gelebt hatte bis auf diesen Tag. Noch einmal warf sie einen langen Blick auf diese Schriftzüge, aber ohne Reue, ohne Groll, als seien sie das Bild eines längst verstorbenen Menschen, an das sich die Erinnerung einstiger glücklicher Stunden knüpft. Diese Stunden sind vorüber, und man hängt das Bild wieder an die Wand zu den anderen Bildern der verstorbenen Freunde.

XVIII.

St. Martinsfest im Harzerlande, ja das lob' ich mir! Von den Thürmen der St. Blasiikirche in der Stadt hallen die schweren Klänge der Susanna gloriosa ernst und feierlich herüber, und die Glocken der anderen Kirchen geben ihnen die Begleitung. Vom Petersberge aber blasen sie den alten Choral herab, dessen gewaltige Sätze die Menschen hinauslocken vor die Thüren ihrer Häuser: „Ein' feste Burg ist unser Gott, eine gute Wehr und Waffen." Heute giebt es keine Armen, denn die Aermsten erhalten durch milde Spende ihren Theil an den festlichen Freuden; heute giebt es keine Waisen, denn jede Hausfrau hat sich ein Waisenkind zur frohen Martinstafel eingeladen; keine Sorgen sind heute in der festlich ergriffenen Stadt, denn der Glanz der buntbemalten Lichter will von Sorgen und Werkeltagsmühen nichts wissen. Wo eine braungebratene Gans duftet auf dem festlich geschmückten Tische, — und in welchem Hause fehlte die heute? — da ver-

sammeln sich beim Scheine der bunten Kerzen die Anverwandten und Freunde, die aus weiter Ferne herbeigeeilt sind zu dem alten, unvergeßlichen Heimathfeste.

Wie die Städte, so feiern auch die kleinsten Dörfer den fröhlichen St. Martinstag. Sogar die kleine Glocke von Angerode mischt sich darein und macht mit ihrem Bimmelbammel einen ganz unchristlichen Spectakel, wie so ein kleiner Schreihals im Chor, der hinter den anderen hervorkräht, um zu zeigen, daß er auch da ist. Aber, 's ist seltsam, hier oben klingt's gar nicht so übel. Und die Menschen sind hier oben mindestens eben so fröhlich, als drunten in der Stadt; besonders wenn ein Bursch auf der Harmonika oder ein Schwarzkittel aus den Bergstädten auf der Bergmannszither ihnen eins aufspielt. Da fallen sie alle unwillkürlich mit ein und singen, gleichviel ob Harzfranken oder Harzsachsen, die alten Bergmannslieder: „Der gruße Kienig lebt" und „Klick auf Ihr Barkleit, jung un alt, Seid frisch un wohlgemuth!" Das ist St. Martinstag!

Möcht' wohl wissen, was er bedeutet haben mag ursprünglich, ehe die Wageichen drunten im Lande und mit ihnen der Vorväter Bräuche fielen! Hab' herumgefragt in den Bergen bei Hirten und Köhlersleuten; es wußt's aber Niemand mehr. Henze Hebestreit meint, in Walkenried sei ein Mönch gewesen, der habe seinem Urgroßvater gesagt, daß die Martinsgans

eigentlich ein Schwan sein müsse, denn in alten Büchern stünde so zu lesen. „Aber das ös jo dommes Zeich; welcher Minsch ward denn en Schwan essen wullen? Es ward wol nech en Schwan, sonnern en Schwein gewasen sei. Denn das schlachten mer noch etzunder zo Martin." „Wie oft habe ich Ihnen schon gesagt, Hebestreit," meint dagegen der Herr Kantor Saalborn, „daß es nicht ein Schwein, sondern ein Schwan war! Die Sache ist nämlich die, mein junger Freund," — und dabei schiebt der Herr Kantor seine Brille zurecht — „daß der heilige Martin nichts anderes ist, als der Nachfolger des altdeutschen Göttervaters Freyr oder Froh. Dem Freyr war als Lichtgott alles Weiße heilig, und deßhalb opferte man ihm weiße Rosse und weiße Schwäne, die ja um diese Zeit sehr zahlreich über das Gebirg gezogen kamen. Später, als die Schwäne seltener wurden, trat dann an ihre Stelle die Gans, und an die Stelle des Freyr trat mit der Einführung des Christenthums der heilige Martinus. So hat sich denn der Gebrauch der Martinsgans und das Anzünden der bunten Lichter allein von dem altgermanischen Dienste der Lichtgottheit erhalten; denn im Schmausen sind unsere Harzer heute noch so stark, wie vor Jahrtausenden." Und damit wendet sich der Herr Kantor lächelnd dem Hofe zu.

„Das full woll sei!“ meint Hebestreit und humpelt hinterdrein. — —

„Nun, Kinder, habt Ihr Euch denn auch Alle hübsch gewaschen?“

„Jawoll, gun Dag ok, Herr Kanter.“

„Laß einmal Deine Hände sehen, Wieschen Kühnemund. So, das ist brav, mein Kind! Wenn man auch arm ist, so kann man doch reinlich und sauber sein! — Du mußt natürlich mit schwarzen Händen kommen, Dorchen Schellbohm! Wenn Dein Vater auch ein Köhler ist, die Hände kannst Du deswegen doch sauber halten! So, geh hin und wasche sie Dir bei Frau Lene! — Ah, guten Tag auch, liebes Fräulein Mariechen; 's ist doch hübsch, daß Sie meine Kleinen nicht verlassen am St. Martinstage!“

„Aber wie werde ich denn, Herr Kantor! — Nun, Kinder, kennt Ihr Euer Liedchen vom vorigen Jahre noch?“

„Jawoll, gnädig Fräulchen.“ Und damit gaben sich die Kleinen, Mädels und Buben, die Hand zum Rosenreigen, den sie in lustiger Weise sangen, während sie Marie und den glückstrahlenden alten Lehrer umtanzten:

„Märten, Märten, Vögelken,
Met din vergoldet Flögelken,
Fleg so wit bet öbern Rhin;
Hüte is et Martin,
Schlachten wi en fettes Schwin;

Kümmt das keine Pöstelken
Un makt uns frische Wöstelken.
Marieken, Marieken, mak apen de Dör,
Dor stahn en paar arme Schölekens vör.
Simmeling, Simmeling, Rosenblatt,
Schöne Stadt,
Schöne Jumfern geft uns wat."

Marie warf nach der alten Sitte des Martinsabends aus ihrer Schürze eine Hand voll Aepfel unter die jauchzende kleine Schaar, die darüber hertorkelte, und theilte dann jedem Kinde oder dessen Mutter die zugedachten Geschenke und ein paar bunte Lichtlein zu. Und so zog die Freude mit buntem Lichterscheine in jede Hütte ein am St. Martinsabend. Aber am schönsten und feierlichsten hallte sie im Herzen des alten Kantor wieder, der jetzt, nachdem das Geläute der Dorfglocke verstummt und die vom Thurme kommenden Burschen ihm zum Bälgetreten in die Kirche gefolgt waren, das volle Werk der Orgel dahinbrausen ließ in den mächtigen Sätzen des gewaltigen Chorales, den sie an diesem Tage ringsum im alten Harzlande singen: „Ein' feste Burg ist unser Gott!"

Durch die offene Kirchenthür drang es herüber zu den spielenden Kleinen auf dem Hofe, die sich um Marie schaarten und mit ihren Kinderstimmen einfielen in die liebvertrauten Strophen. Und Marie selbst — ihr war, sie wußte nicht wie — stimmte leis mit ein:

„Mit unsrer Macht ist nichts gethan, wir sind gar bald verloren!“ — Erhebende Weise des Orgelbrausens, beseligender Friede des schönen Festes! Wie düster muß es in einem Menschenherzen aussehen, das sich Dir entzieht!

Auf irren Pfaden auf fremdem Gebiete, die Waffe schußbereit zum Raube wie zur Wehr — was scheert den Wilddieb der Lichterschein und Orgelklang!

Ueber ihm droben das Blinken des Abendsternes, das ist's, das ihn lockt, und das Schreien der Hirsche im herbstlichen Walde. Wie oft haben sie den Teichmüller Bornträger erwischt beim verbotenen Waidwerke! Was hat's geholfen! Sie haben ihn eingesperrt; er hat's Wildern verflucht, das ihn zum Genossen von Dieben und Betrügern machte, — denn er hat seintag keinen Menschen bestohlen oder betrogen, als die Forstherren — aber sobald er frei kam, ging das Wilddieben wieder an. Paßten sie ihm im Preußischen zu scharf auf die Finger, so ging er in's Braunschweigische, bis seine Hünengestalt im ganzen Oberharze bekannt war. Die Strafen wurden schärfer und schärfer; was half's, als daß der Teichmüller immer trotziger wurde! Seine linke Wange wies eine breite rothe Narbe auf, und auf dem rechten Bein humpelte er ein wenig; alte Denkzettel, die ihm königlich preußische Försterkugeln hinterlassen hatten. Was hatten sie geholfen, als daß

der Rothe mit den Zähnen knirschte, sobald er einen Grünrock sah, und nur noch verschlagener, entschlossener und jagdwüthiger geworden war!

Wenn der Spätherbst kam und die Hochzeitstänze des Wildes begannen, dann durchzuckte es ihn wie ein Taumel und er war nicht zu halten und zu bändigen, er mußte hinauf auf die Brunftplätze, koste es, was es wolle.

Freilich, wer's Jagen kennt, wird es verstehen!

Da liegt die Wiese so still im Walde; kein Laut hörbar, als das Zwitschern der Meisen, die in den Baumkronen aus ihrer Ruhe aufgescheucht sind. Leichte Nebelschleier über dem Grase, das Licht des Tages stirbt leise dahin. Da knackt's im Gebüsch und tritt heraus, eins, zwei, und noch eins, vier, fünf Stück Wilpret. Vom Waldsaume drüben ein langgezogener Schrei, der mit einigen kurzen, rauhen Tönen schließt — es ist ein Zehnender, der mit aufgeblasenem Leibe und weit vorgestreckter Hälsung heraustritt und sich dem Rudel nähert. Ein Kapitalkerl, wie er dasteht, wilden Ansehens, mit dicker und langer Mähne am Halse, bereits dunkelfarbig, — ganz schwarz wie wir Jäger sagen — das hohe Geweih in weißen Enden die blitzende Krone tragend. Das Wilpret nähert sich ihm zutraulich, da meldet sich mit wildem Schrei der Platzhirsch und jagt in mächtigen Sätzen, das schwere Geweih zum Kampfe

gesenkt, die Lichter vor Zorn unterlaufen, auf den Gegner los. Wetter auch, welch ein Waffengang! Wie sie die zähen Sehnen stemmen und mit den Kronen ringen, um eine Blöße für den tödtlichen Stoß der Augensprossen zu gewinnen! Die Schläge der kernigen Geweihe hallen durch den abendstillen Forst wie das Wetzen gebundener Klingen, und das Rudel bildet den Umstand zu diesem Kampfe auf Tod und Leben. Ein Gabelhirsch steht im Hintergrunde und blickt unverwandt dem stolzen Schauspiele zu. Auch für ihn kommt einst die Zeit des Kampfes, und — wer weiß, am Ende nimmt die Geschichte da vor ihm für beide Kämpfer einen schlimmen Ausgang, und er gewinnt auf diese Weise Amt und Würden bei dem verwittweten Wilpret! Heißt das, bis ihn ein stärkerer Hirsch verdrängt!

„Du wärst mer su racht en saftiger Braten!" denkt sich der Teichmüller, der sich eben unhörbar wie ein Fuchs unter dem Winde angebirscht hat und das Schloß der Büchse absticht. Aber in demselben Augenblicke jagen die Kämpfenden an ihm vorüber. Der Zehnender ist abgeschlagen und der starke Platzhirsch — es ist der „feiste Bauer", wie der Wilddieb schmunzelnd bemerkt — spricht ihn, von der Verfolgung abstehend und sich zum Rudel zurückwendend, noch einmal wüthend an. Da nimmt ihn der Wildschütz

fein auf's Korn; ein Druck, ein Knall, und der stolze Sieger bricht zusammen.

Der Rothe schlüpft vorsichtig aus dem Gebüsche. Er späht; es ist Alles still. Der Hirsch schlägt im Verenden und röchelt. Hinter dem Blatte sitzt die Kugel, mitten im Herzen. Der Wilddieb tritt hinter das verendende Wild und giebt ihm mit dem langen Messer den Fangstoß. Noch ein Versuch des Hirsches, das schwere Haupt zu heben, ein paar Schläge der Läufe, ein Röcheln des entfliehenden Athems, und die Lichter, die so oft über die grüne Pracht des Wälder-meeres geäugt haben, brechen. Es ist vorbei.

Bornträger lehnt die Büchse an ein Tannen-bäumchen und beginnt den Hirsch zu zerwirken; da knackt hinter ihm der Hahn einer Büchse, und wie er sich umsieht, steht der Oberförster von Ebersdorf hinter ihm, die Hand am Abzuge.

„Messer weg, Bornträger, und Hände hoch! Oder ich schieße Euch nieder!"

Der Wilddieb, welcher Alles schnell erwogen, zwingt den Zorn nieder, der beim Anblicke seines Todfeindes in ihm aufwallt, und entgegnet kaltblütig, indem er sich langsam aufrichtet:

„Schießen Se man; lossen Se mich halt naben mei Christel verscharren, de Eiere verfluchte Brut

onger de Arde bracht hött. Aber ladern Se nech dernaben, oder Gottſtrami — —“

„Legt das Meſſer weg, Bornträger! Wir haben hier nicht zu rechten und zu ſchlichten.“

„Nech? No gucke, ech denke gerade wir un grade dahier! Han Se etze den Muth nech, mich niederzoknallen? Ja, ſu'n armes Mägen zo verſchandiren, das ös leichter, gelle?“

Der Oberförſter bebt am ganzen Leibe. Der Zorn droht ihn zu übermannen; doch auch in dem Rothen iſt aller Haß, den er in den letzten Wochen gewaltſam zurückgedrängt hatte, aufgelodert. Mit einem Hiebe hat er, ehe es ſich der Alte verſah, dem Oberförſter die Büchſe fortgeſchlagen; das abgeſtochene Schloß geht los, und die Kugel ſchlägt drüben in eine Fichte. Weiter ſieht der alte Waidmann nichts mehr; ein Schleier deckt ſeine Augen, und als ſie ſich noch einmal öffnen, ſteht der Wilddieb über ihn gebeugt und ſtarrt, das lange Meſſer noch in der Hand, entſetzt auf die blutige That. Er hat's nicht gewollt und weiß ſelbſt nicht, wie das Unfaßbare ſo ſchnell geſchehen. Der Mann, der ihm ſo oft die Büchſe entwunden, den er bei ruhigem Blute nicht zu tödten vermocht hat, da liegt er entſeelt zu des Rothen Füßen, und das Licht des Mondes fällt in ſeine brechenden Augen.

Bornträger steht noch immer und hält die Hand des Todten, seine Rechte gleitet leise über die starren Augen des Erstochenen, und aller Haß, den er zeitlebens gegen den alten Waidmann empfunden, schwindet aus seinem Herzen, wie die Wärme aus der bleichen Hand, die in der seinen ruht. Er sieht den Förster Hammermann, der den Oberförster begleitet hatte, am Rande des Waldsaumes sich heranbirschen; doch er rührt sich nicht und denkt an kein Entfliehen, kein Vertheidigen. Schweigend reicht er dem Förster die Hände zum Fesseln dar und läßt sich abführen. Am Wege treffen sie auf einen Holzhauer. Bornträger erbietet sich selbst, mit dem Manne die Leiche heimzutragen. Sie stellen aus jungen Bäumen eine Bahre her, breiten die Büchsen und Zweige darüber und legen den kalten Leichnam darauf. Die Männer heben die Bahre auf ihre Schultern. Der Förster hat Bornträger die Hände auf dem Rücken gefesselt und hält das Ende des Strickes fest in Händen. Bald erreichen sie den Weg. Der Mond bricht mit vollem Lichte durch den düstern Wolkenschleier, und drunten am Thalmunde leuchten die Martinsfeuer. So hält der alte Waidmann seinen letzten Einzug in das Haus, in dem er sein Glück begründet und verloren, stumm und bleich, ein Opfer seiner Pflicht.

XIX.

Ein Sturmtag war's, als sie den Oberförster begruben, ein Sturmtag, wie ihn das Gebirge nicht oft gesehen. Mit Windsbrautgewalt kam das Herbstwetter daher gefahren, warf seine prasselnden Schlossen gegen das Harzgestein und rüttelte mit Wuchten und Wemmen an den alten Riesentannen. Sind wetterfest, die zottigen Burschen; aber der Sturm hat doch manch eine gebrochen an dem Tage. Auch die alte zerzauste Lärche am Gatter fiel. Den ganzen Tag über hatte es in ihr geknirscht und geächzt, da brach sie Nachmittags knatternd zusammen, als habe der Blitz sie in's Mark getroffen.

Frau Malchen fuhr bei dem gewaltigen Krach in die Höhe und blickte entsetzt hinaus auf den gestürzten Baum, dessen mächtiger Stamm wie eine Barrikade den Weg versperrte.

Ludolf stand tröstend ihr zur Seite, und sie lehnte das verweinte Gesicht an seine Schulter.

„Fasse Dich, liebe Mutter. Draußen sind die Herren vom Gericht; Du wirst sie empfangen müssen!"

Aber ein Schluchzen war die einzige Antwort der in ihrem Schmerze fassungslosen Frau. Im Vorsaale fielen schwere Schläge auf den Sarg, sie schlossen den Deckel und nagelten die Kränze und Zierrathen fest, Hirschfänger und Büchse, Czako und Degen.

Die Leichenschau war zu Ende; die Herren traten in's Zimmer und sprachen der Wittwe tröstend zu. Wie der Verstorbene jedem von ihnen ein treuer, biederer Freund gewesen sei, und wie sein Andenken fortleben werde im ganzen Gebirge. Ludolf schüttelte dem alten Gerichtsrath Scholz ergriffen die Hand und trat zum Fenster, um die Thränen niederzukämpfen, die ihm in's Auge schossen. Draußen führten die Gensdarmen den geschlossenen Mörder über den Hof. Der Rothe war gar bleich, aber er blickte fest und selbstbewußt drein. Doch als sein Blick auf Ludolf fiel, stockte ihm der Fuß, und er brach in's Knie und hielt die gefesselten Hände, wie um Erbarmen und Vergebung flehend, zu dem Sohne des Ermordeten empor. Die Gensdarmen wollten ihn fortführen; er aber war nicht von der Stelle zu bringen.

Drinnen im Sarge der bleiche stille Mann will ihm nicht aus dem verstörten Sinne! Weiß' Gott, der Rothe hat's nicht gewollt, daß es so kommen sollte!

Und wie ihm auch mitgespielt ist zeitlebens, heute — vielleicht zum ersten Male in seinem wilden Leben — weiß er, daß er den Mann, den er seither zu hassen meinte, geliebt hat, und daß er gleich ihm gehandelt haben würde an seiner Stelle. Freilich, ob der auch so in der seinen? Gott wird's wissen, der Schuld und Verhängniß fügt! Was Bauer und Edelmann, was Wilddieb und vom Könige bestallter Hüter des Gesetzes! Es ist dasselbe brennheiße Jägerblut und dieselbe wildsehnende Waidlust in der Brust! Die Herren vom Gericht werden anders denken und ihn verurtheilen. Es ist nicht nöthig; der Rothe wird keine Wolle mehr zupfen! Diesmal hat er sich selbst gerichtet und weiß, was er thun wird!

Aber zuvor will er sich aussöhnen mit dem Todten. Ob ihn die Herren Gensdarmen nicht am Grabe vorbeiführen könnten, ehe es ganz geschlossen werde? Der Richtweg nach der Stadt führe ja an den Buchen vorüber, und sie könnten ihn ja hinter dem Zuge drein führen, abseits, fern ab von den leidtragenden ehrlichen Menschen! Wachtmeister Müller war's zufrieden. So ließ der Gefangene sich willig in das Haus des Förster Hammermann führen, wo sie den Zug erwarten wollten.

Ludolf blickte ihm starr wie einer Traumerscheinung nach. Und wie im Traume sah er die lieben bekannten Gesichter der Freunde und Nachbarn, die ankamen,

um dem Manne die letzte Ehre zu erweisen, der wie ein Vater in ihrer Mitte gelebt und gewirkt hatte, so schlicht und still und doch so hochverehrt in seinem bescheidenen Kreise. Der weite Platz bis zum Gatter vermochte die Menge kaum zu fassen. Ein langes, gar stolzes Grabgeleite. Aber Ludolf bot ihre Theilnahme keinen Trost. Sein brennendes Auge suchte nur nach Einem, nach Einem. Aber dieser Eine blieb aus. Dort fährt eine Extrapost an; Krischahn Kohlhaas bläst das Signal und lenkt um die gestürzte Lärche herum. Aber unter den Herren, die dem Wagen entsteigen, ist der Eine, den Ludolf sucht, der eigene Bruder, nicht. Sein Ausbleiben ist das schlimmste Urtheil, das Hans sich hätte sprechen können, das offene Bekenntniß: Ich bin der Mörder, nicht Jener, den sie in's Gefängniß gesetzt haben.

Und wieder taucht vor Ludolfs Auge das Bild des ertrunkenen Mädchens aus der Teichmühle auf. Aus ihren rothen Haaren trieft das Wasser, und die gebrochenen Augen starren aus ihren Höhlen wie eine stumme Anklage gegen ihren Mörder.

Schuld und Verhängniß — wer vermißt sich, das irdische Thun zu richten!

Und aus dem Herzen des jungen Mannes schwindet jeder Groll gegen den Mörder, den die Gensdarmen gefesselt davongeführt haben.

Die Mägde reichten Wein herum. Fieke bot auch Ludolf ein Glas, doch er lehnte mit stummem Winke ab.

Draußen im Vorsaale erschollen Tritte, der Geistliche war an den Sarg getreten, und die Herren öffneten die Thür. Die gebeugte Wittwe lehnte sich an die Seite ihres Sohnes, sie hörte kaum die Worte des Geistlichen und erwachte erst aus ihrer Betäubung, als die Träger den Sarg aufhoben.

„Jesus, meine Zuversicht" bliesen die Bergknappen draußen.

Frau Malchen sank vom Schmerze überwältigt Marien in die Arme. Die Mädchen geleiteten sie in's Zimmer; Ludolf schloß sich dem Zuge an, der sich langsam in Bewegung setzte.

Der Sturm peitschte noch immer den Forst und pfiff um die Felsenrippen des Gierskopfes. Der Schneeregen hatte die Wege zerwaschen, sodaß der Zug sich kaum fortbewegen konnte. Von den Felsen stürzten wilde Gießbäche nieder, und darüber zogen im Sturmschritte die wetterschwangeren Wolken hin. Die Träger vermochten sich kaum aufrecht zu halten gegen die Wuth des immer mächtiger losbrechenden Sturmes, und die zerrissenen Klänge der Posaunen flackerten in grellen Aufschreien durch die schütternden, bebenden Lüfte.

Ludolf aber schritt aufrecht durch den Sturm dahin, er achtete seiner kaum. Bei dem Aufruhr seiner Seele däuchte das Stöhnen des Forstes, das Heulen der Windsbraut ihm nur der Theil eines gewaltigen Grabliedes zu sein, dessen Inhalt er nur zu wohl verstand.

Wie ein Heldenlied zog an seinem Geiste das Leben des Vaters vorüber: vom ersten Hornrufe an, der so jugendfreudig den stillen, grünen Forst durchklungen hatte, und Lützows wilder Freiheitsfanfare, vom fröhlichen Hochzeitsmarsche, zu dem er mit der angetrauten Liebsten seinen Einzug gehalten hatte in das nun verwaiste Waidmannsheim, bis zu dem letzten Hallali und dem düsteren Klange der Posaunen, die dort bei einer Wendung des Weges machtvoll aufrauschen durch den Vernichtungsgrimm der empörten Natur: „Ein' feste Burg ist unser Gott!"

Nun decken ein paar Schaufeln Erde all dieses Leben und Lieben, und nur die Buchen, in denen heute der Sturmwind pfeift, werden ihre verschwiegenen Schlummerlieder rauschen über dem einsamen Waidmannsgrabe auf der Höhe. Und mit der Gruft schließt sich die Thür des Vaterhauses, der Heimath für immer. Wenn der Schnee über das Waldgrab seine weiße Decke breitet und der Frost um die Felsen seinen Eispanzer schmiedet, so werden fremde Leute wohnen im alten Forsthause zu Rothenbruch!

Auch die Teichmühle wird verlassen stehen, bis neue Bewohner einziehen. Der Müller wird sie schwerlich wiedersehen. So verrauscht das Leben, wie ein Hornruf, ein Posaunenton!

Sie stehen am Grabe. Der Sturm peitscht die Buchen und verweht das Gebet des Geistlichen. Drei Salven krachen über die Gruft. Sie werfen drei Hände voll Erde auf den Sarg und kehren heim, ernster Gedanken voll, die Bergleute in den tiefen Schacht, die Forstleute zur sauren Verrichtung an den steilen Halden. Nur Ludolf steht noch und starrt in das offene Grab.

Er hat es nicht bemerkt, daß die Gensdarmen mit dem Mörder herangetreten sind, und fährt aus seinem Brüten auf, als er die heißen Lippen des Rothen auf seiner Hand fühlt.

Auch Bornträger weiß nicht, was er spricht, was jener antwortet. Er hört nur den Ton verzeihender Güte und weiß, daß nun alles gut, daß seine Rechnung mit dieser Welt geschlichtet ist.

Sei Gott ihm gnädig in jener droben!

Und so wirft auch er, der Wilddieb und Mörder, mit den gefesselten Händen drei Schollen Erde auf seines Opfers blumenbedeckten Sarg.

Dann läßt er sich abführen in's Gefängniß.

Der Untersuchungsrichter hatte wenig Mühe. Der Rothe gestand Alles ein, kurz und würdig, und setzte kein Scheltwort, keinen Fluch hinzu. So lag er denn meist ungestört in der Zelle auf der Pritsche und harrte der Stunde, wo die Sonne durch das bischen Fensteröffnung fiel und über die Gitterstäbe auf der Wollendecke ein kleines Schattenkreuz zeichnete.

Da ist es wieder, das schwarze Kreuz, just als sei die Decke ein Bahrtuch!

Wenn Er heute käme und das Gesangbuch mitbrächte, wie er es versprochen hatte, hätte der Wilddieb wohl einen christlichen Tod!

Das Schattenkreuz da mit dem Knoten der Gitterstäbe in der Mitte könnte Einer leicht für ein Kruzifix nehmen! Und droben vom Petersberge läuten sie. Es ist der erste Adventsonntag. Da hätte er auch sein Sterbegeläut!

Wie so ein Kreuz sich deuten läßt!

Fällt dem Rothen wieder das Kreuzaß ein, das er einmal hat ausspielen wollen gegen den Oberförster. Nun ist's anders gekommen, und der Herrgott wird's wissen, warum er es zugelassen hat! Aber der Rothe hat selbst auch verspielt, das ist gewiß!

Lebenslänglich würde er diesmal bekommen, hat der junge Herr gemeint, den sie ihm zum Rechtsbeistande gegeben haben.

Lebenskürzlich hätt' er sagen sollen! Könnte sich die Mühe sparen mit seinen Fragen und seinem langweiligen: erstens, zweitens und drittens!

Erstens weiß der Rothe diesmal besser, als die Herren, daß er schuldig ist!

Zweitens, wenn er wollte, würden ihn die Bettelbinger da am Fenster nicht am Ausbrechen hindern!

Und drittens braucht er die Stäbe nicht! Auch nicht zum Aufhängen. Möchte auch nicht so in der Schlinge verrecken; er hat seintag dem Wilde nicht solchen Tod gewünscht, geschweige denn einem Menschen! Eine ehrliche Kugel, Wildschützentod! Wird sich schon finden, die Kugel! Er wird kommen, Er hats versprochen; Er läßt den Rothen gewiß nicht im Stiche!

Wer war dieser „Er", der dem Rothen „das Gesangbuch" brachte, die kurze zusammengelegte Stutzbüchse? Die Einen munkeln, Jochen sei es gewesen, Andere sagen, Krischahn Kohlhaas. Wieder Andere, welche die beiden Alten eines Abends neben einander auf dem Postkutschbocke sitzen sahen, meinen, beide hätten es gethan.

Wie immer dem sei: Bornträger hat einen schnellen und sanften Tod gehabt. Der rothe Wilddieb wußte, wo die Kugel sitzen muß, die schnell tödten soll. Und als sie ihn in seiner Zelle fanden, ruhte seine Hand noch auf der Decke, als griffe sie nach dem Schatten-

kreuze, das die scheidende Sonne dort mit den Gitterstäben zeichnete.

Auch sein Grab, obgleich abseits der ehrlichen Todes gestorbenen Menschen, ist nicht ohne Kreuz und nicht ohne Blumenschmuck geblieben.

Jochen kann es nicht mehr pflegen; er ist mit der Frau Oberförster fortgezogen an den Rhein, wo Ludolf sein Heim aufgeschlagen hat. Aber Krischahn Kohlhaas läßt das Selbstmördergrab nicht ohne Schmuck. Er fährt noch immer Viere lang durch's Gebirge. Bergauf, bergab! Doch wenn er an Rothenbruch und an der Teichmühle vorüberkommt, so bläst er keine Stückchen mehr.

Hat er aber im Frühlinge in der Stadt seine Rosse abgeschirrt und gefüttert, so wandert er Abends mit der Gießkanne hinaus auf den kleinen Kirchhof.

Da zieht er Verbenen und Immergrün über den stillen Hügel an der Mauer und setzt sich auf die grüne Bank, die er selbst gezimmert. Und durch seinen braven, schlichten Sinn ranken sich die alten, die alten Geschichten: von der Rieke, die ihm das Wort gebrochen, vom schmucken Müllerssohne, der sie ihm abwendig gemacht, vom Wilddiebe hinter Kerkerstäben und seinem sterbenden Weibe, vom ertrunkenen Haideröschen und dem schlimmen Ende, das der Rothe genommen.

Bergauf, bergab!

Im Flieder drüben schlägt die Nachtigall, und Liebespaare wandeln in heimlichem Geplauder an der Mauer vorüber.

Der Abend sinkt nieder und die Sterne leuchten.

Dem alten Postkutscher ist, als winkten ihm seine Lieben droben aus den Gefilden über den Sternen, als spräche aus dem Grabe zu seinen Füßen zu ihm eine einst wohlbekannte Stimme.

Was ist's, wovon sie raunet?

Eine alte Geschichte!

Von schlichter Liebe, die wie Eichen wurzelt, die bis zum Tode nimmer wankt, noch läßt.

XX.

Und Hans?

Das alte Lied: verdorben, gestorben, verschneit, verweht!

Es hatte nicht ausbleiben können, daß sein an der Braut begangener ehrloser Streich bekannt geworden war. Das Offiziercorps stieß ihn aus, und der Fürst enthob ihn seines Lehramtes. Hans eilte zu van Embden, damit dieser ein gut Wort für ihn einlege. Was hätte das freilich nützen sollen! Und Herr van Embden hatte augenblicklich keine peinlichere Sorge, als alle seine Beziehungen zu dem verlorenen Genossen zu verleugnen, um den eigenen Hals aus der Schlinge zu ziehen.

Hans begriff schließlich, daß nichts mehr zu retten sei, und sandte dem Fürsten aus freiem Entschlusse die ihm verliehenen Orden zurück. Er wollte nach Amerika reisen und versuchte, die Mittel dazu aufzubringen. Aber anborgen mochte er Niemand, und die Kunsthändler zahlten ihm keine Vorschüsse mehr. Er versuchte es

noch einmal mit der Arbeit; aber seine Malerei widerte ihn an, und Ernst-Gemeintes wollte ihm nicht mehr glücken. Dabei überkam ihn, die Folge der taumelnden Ausschweifungen und inneren Foltern, eine schwere Mattigkeit. Er war müde, sterbensmüde, und nur eine Sehnsucht pulste mit fieberhafter Eintönigkeit durch sein Wesen: er wollte Marien noch einmal sehen und des Vaters Grab. Marie — Marie! Der Name schon hat einen gar himmlischen Klang, und unwillkürlich verschmolz er sich für den Unglücklichen mit einem überirdischen Sehnen. „Marie!" seufzte er am Tage, wenn er durch die herbstlichen Gassen schlich an Häusern vorüber, die ihm einstmals gastlich geöffnet und nun für ewig verschlossen waren, „Marie!" klopfte sein Herz im bangen Traume der Nacht. Und eines Morgens, — der Gerichtsvollzieher hatte ihm eben das Letzte abgepfändet — als er fröstelnd in seinem verödeten Atelier saß und auf seine tadelhafte Kleidung und die geplatzten Stiefel blickte, als er die blassen, mageren Finger zerstreut zusammenbog und bemerkte, wie abgezehrt sie aussahen, da reifte der Entschluß. Er raffte sich auf und eilte der Heimath zu.

In Rothenbruch kannte Niemand den blassen elenden Mann, der von Angst gejagt durch das Schneetreiben dahinschritt. Am Hause des Förster Hammermann begegnete ihm Hirschmann, der Hans sofort

erkannte und ihm zutraulich die Hand leckte. Hans jagte den Hund von sich und eilte weiter dahin durch den verschneiten Forst zu den Buchen hinauf.

Da stand er an des Vaters Grabe.

Sie hatten ihm keinen Stein gesetzt; so hatte es sich der Verstorbene oft gewünscht. Nur der Schnee breitete seine weiße Decke wärmend über das Grab. Doch in die Rinde einer der Buchen waren zwei Herzen geschnitten und zwei Namenszüge. Hans fröstelte im Herzen. Er dachte daran, was er Marien einst gesagt. Er setzte sich auf die kleine Bank, die von Marien hier errichtet war, und blickte lange schweigend hinab auf die verlorene Heimath zu seinen Füßen.

Marie! Wieder stand sie vor seinen Augen, und er sah sich wieder wie in besseren Tagen Hand in Hand mit ihr durch den Wald dahinschlendern.

Ihn fror, aber er achtete kaum darauf, so lieb und warm legte sich ihm die Erinnerung um's Herz. Marie! Ihm war, als sehe er sie im Brautkleide und Myrthenkranze und trete mit ihr zu dem Altar in der kleinen Dorfkirche drunten. Und er schloß die Augen, um die holde Erscheinung sich fest in's Herz zu prägen. Die Orgel, däuchte ihm, spiele ein weihevolles Lied. Wie hieß es doch nur gleich? Seltsam, daß er sich nicht darauf besinnen konnte! Und dann war ihm wieder, als sei es gar nicht Orgelgebraus, was er

vernehme, sondern der Klang eines Posthornes, das der Wind herübertrüge. Und — richtig! — jetzt kannte er auch das Lied: „das ist im Vaterlande das theure Vaterhaus!" Aber Vaterhaus und Braut sind ja verloren! Doch nein, da ist sie wieder! Und wieder im langen weißen Gewande, doch mit einem weißen Kranze im Haar. Und das Gewand ist nicht bräutlicher Art, es ist ein Sterbegewand.

Nein, nicht sterben müssen; es ist so kalt, das Sterben! Die Kälte durchschauert bis in das Mark, bis in's Herz hinein!

Er wickelte sich fester in den Plaid. Der Schnee jagte in wilden Wirbeln durch den Wald. Marie! Da ist sie wieder. Sie beugt sich über ihn und berührt seine Wange; wie kalt und feucht ihre Hand ist! Sie fühlt sich an wie die großen Flocken, die herabwirbeln, nieder, nieder, zur Erde nieder, um das Todtenkleid der Erde zu weben!

Und diese kalte Hand winkt ihm, ihr zu folgen. Er will sich erheben und mit ihr ziehen; aber, seltsam, ein schweres Gewicht fesselt seine Füße. Er vermag sich nicht mehr zu erheben.

Und wieder winkt ihm Marie, ernst und gütig, gen Himmel schwebend. Er will flehend die Hand nach ihr strecken, doch er vermag auch das nicht mehr. Sie kehrt zurück und spricht leise zu ihm: „Komm, die

Hochzeit ist da, und sie warten Alle auf uns droben an der Tafel des allgütigen Vaters. Komm, sie sind Alle schon da!"

Ihm ist, als wisse er, was diese Hochzeit bedeute, als kenne er die Namen aller dieser Gäste. Da ist der Vater, der Ahn, der Urahn in strahlender Rüstung, Alle sind sie da. Doch sie wenden sich ab von ihm, der kein hochzeitlich Kleid trägt.

Marie aber reicht ihm die Hand und führt ihn, fest und sicher.

Wieder beugt sie sich über ihn und will ihn küssen.

Ihn schaudert, er will ihr wehren und rufen: „laß ab von mir, meine Lippen sind unrein und vergiftet!" Aber er vermag nicht mehr zu rufen, und sie achtet seines Sträubens nicht.

Sie preßt ihre Lippen auf die seinen, in langem, unendlich langem, schweigendem Kusse.

Verschneit, verweht!

Am anderen Tage bemerkte der Förster Hammermann, daß Hirschmann, der ihn fortgesetzt unruhig winselnd umsprang, irgend eine Fährte gefunden haben müsse. Er achtete Anfangs nicht darauf, da aber der Hund immer unruhiger wurde, dockte er ihn am Riemen auf und folgte ihm. Der Hund stieß ein ängstliches Geheul aus, das der Förster nie von ihm gehört hatte,

und wollte geradewegs hinauf zum Grabe seines verstorbenen Herrn.

Hammermann wollte umkehren und liebelte wehmüthig den Hund.

„Ist es nur das, armer Kerl? Wirst dich in den Verlust schicken müssen, wie wir Alle eben!"

Aber der Hund war nicht zu beruhigen und zog den Förster weiter.

So fand Hammermann schaudernd die Leiche, auf der Bank am Grabe des Vaters sitzend, ein mildes Lächeln auf dem bleichen Gesichte.

Ein paar Tage darauf haben sie ihn in aller Stille droben neben dem Vater in der harten Erde begraben und der Schnee hat noch in derselben Nacht sein Leichentuch über das stille Doppelgrab unter den Wunschbuchen gebreitet.

Marie von Angern hat sich's nicht nehmen lassen, dem Begräbnisse beizuwohnen, und als sie davon heimgekehrt war, hat sich ein Gebet ihrer Seele entrungen, ein heißes inbrünstiges Dankgebet zu dem ewigen Vater über den Sternen.

Die Kluft zwischen Schuld und Liebe ist durch den Tod überbrückt und der stille Mann unter der Waldesdecke droben ist nun wieder ganz der ihre, wie in den reinen Tagen glücklicher Jugendliebe. Und als sie im Lenze das Grab des väterlichen Freundes mit immer-

grünem Epheu bepflanzte, durfte sie die Ranken auch über des Geliebten stille Ruhestatt ziehen und in die Rinde der Buchen auch seinen Namen schneiden, wie er es einst gewünscht.

Und wenn der Lenz ihr auch mit all' seinem Nachtigallenschlage keine Hoffnung mehr brachte, so wurzelt ihre starke Seele doch um so tiefer in der Erinnerung und in der felsenfesten Treue, die sie dem besseren Selbst des geliebten Mannes bewahrt hatte bis an das Grab, bis über das Grab hinaus.

Als sie am Rheine das Vorgefallene vernahmen, machte Ludolf sich sofort auf und holte Marie zu längerem Besuche ab. Vielleicht, daß ihr Herz im frohen Treiben der schönen Künstlerstadt neuen Lebensmuth zu schöpfen vermöchte!

Marie kam gern; denn sie wußte, wie gut sie's alle mit ihr meinten. Aber den Zerstreuungen der frohlebigen Menschen bleibt sie fern. Gerne sitzt sie droben in Frau Malchen's Stübchen und glaubte schon oft mit stiller Freude zu bemerken, daß die kleine Frau über das friedliche Glück ihrer Kinder die Schrecken der Vergangenheit vergißt. Doch noch lieber weilt Marie in Ludolfs Atelier und blickt in andächtigem Schweigen seiner fortschreitenden Arbeit zu. Das Atelier liegt im Gartenhause, an dem sich üppiger Epheu emporrankt bis zu dem großen Oberlichte. Da werden

die herrlichen Bilder geschaffen aus der großen Sage und Geschichte des deutschesten der deutschen Gauen.

Vor den Fenstern im Garten spielt Fritz mit seinen Freunden, den Nachbarsjungen, und zeigt ihnen auf der Armbrust seine Kunst. Wenn aber der Abend kommt und im altdeutschen Erkerstübchen sich die lobesamen Meister der Kunst zu froher Tafelrunde bei ihrem treuherzigen harzer Gastherrn versammeln, dann schmiegt Fritz am alten grünen Kachelofen sein Blondköpfchen in den Schooß der Tante Marie. Und dann erzählt sie ihm wohl viel und lange vom schönen harzer Heimathlande. Wie um seine stolzen Felsen die ernste Sage ziehe, wie an seine Städte sich Ruhm und Größe der Salierkaiser, an seine Wälder sich frohe Waidlust knüpfe, und wie sein blondes, trutziges Volk allezeit so treu gewesen sei, so streitbar, so gewaltig, so sinnig, so kühn, so keusch und weise.

„Sind denn die Menschen hier nicht so gut, Tante Marie?"

„Doch, mein Kind; auch hier sind die Menschen gut. Aber sie haben gar oft vergessen, daß sie Deutsche sind."

„Wo ist es denn am schönsten in Deutschland, Tante Marie?"

„Es ist überall schön, Kind, wo die Deutschen ihre Heimath lieben, im Flachlande am Meere, wie im

Gebirge, wo die Wildwasser brausen. Nur wo die Tücke wohnt und der feige Verrath, da ist es abscheulich."

Am Tische drüben wird ähnlich gesprochen, und im Eifer der Rede wird wohl, wie sonst nicht gerade Sitte, manch ein Krugdeckel klappend zugeschlagen; fällt auch wohl eine Hand schwer auf die kräftige Eichenplatte nieder.

„Und nochmals sage ich Euch, Freunde, durch kommen wir doch! Die Zeit der Prüfung ist vorüber. Im Winde hoch rauschet das Reichspanier, und die Losung ist: Platz den Jungen! Wir sind ein Kunstvolk und werden keinem wieder weichen unter allen Völkern der bewohnten Erde, so lange die Herzen der deutschen Künstler beseligt schlagen am ewig jungen Herzen der Heimath!"

Ende.

Druckfehler:

Seite III und VI: Dämmerstündchen statt Schlummerstündchen.
„ 6, Zeile 7: Felsenstirnen statt Felsenstirne.
„ 12, „ 23: entlasten statt entlassen.
„ 24, „ 5: Dir statt die.
„ 24, „ 17: Freundin statt Freudin.
„ 48, „ 22: ausbieten statt ausiebten.
„ 53, „ 21: geliebten statt gelbieten.
„ 83, „ 9: Valandinne statt Vandalinne.
„ 85, „ 25: den statt die.
„ 218, „ 5: Khedive statt Khedwe.

743
Bohm
Briefe
1.55

Druckfehler:

Seite III und VI: Dämmerstündchen statt Schlummerstündchen.
„ 6, Zeile 7: Felsenstirnen statt Felsenstirne.
„ 12, „ 23: entlasten statt entlassen.
„ 24, „ 5: Dir statt die.
„ 24, „ 17: Freundin statt Freudin.
„ 48, „ 22: ausbieten statt ausiebten.
„ 53, „ 21: geliebten statt gelbieten.
„ 83, „ 9: Valandinne statt Vandalinne.
„ 85, „ 25: den statt die.
„ 218, „ 5: Khedive statt Khedwe.

Image Engineering Scan Reference Chart TE263 Serial No.
Patch Reference numbers on UT
C1 B1 A1 C2 B2 A2 B5 A5 20 18 17 16 11
4.5 5.0 5.6 6.3
10 09 03 02 01 C7 B7 A7 C8 B8 A8 C9 B9
the scale towards document